Kursbuch 45

Wir Kleinbürger

Die *schwankende* Klasse, die *verhinderte* Klasse
Die Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums
Selbstanfechtung zwe cks Selbsterhaltung
Die allgegenwärtige n Überbauarbeiter
Auf- und Abrichtun g zum Kleinbürger
Über seine hoffnu ngsvolle Kindheit
Über sein schwier iges Sexual-Leben
Wofür er schafft, wovon er träumt
Wann es ihn auf die Barrikaden treibt
Wie er sich durchsch lägt, wie er abhaut
Private Schleichwege – politische Perspektiven

Kursbuch/Rotbuch Verlag · 8 Mark

Kursbuch
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

45 Wir Kleinbürger

September 1976

Hans Magnus Enzensberger, Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums. Eine soziologische Grille 1
Karl Markus Michel, Wir Überbauarbeiter. Ein Brief über mich und Meinesgleichen 9
Alfred Krovoza / Axel R. Oestmann, Kleinbürger in Deutschland. Soziale und politische Konturen einer »verhinderten Klasse« 28
Michael Molsner, Von uns aus gesehen 49
Karin Reschke, Liebe macht blind 61
Bernd Alexander, Morgens um sechs ist die Welt nicht in Ordnung. Vom kleinen Angestellten zum aufgeweckten Kleinbürger 80
Anja Jović, Die »alte« Welt, die »neue« Welt 92
Oskar Sahlberg, Kleinbürger, Jahrgang 1933, von innen 109
Paul Parin, Die hoffnungsvolle Kindheit und das gefährliche Leben des Kleinbürgers. Eine ethnologisch-psychoanalytische Betrachtung 120
Brigitte Wormbs, Wem Gott will rechte Gunst erweisen . . . 137
Urs Jaeggi, Zwischen den Mühlsteinen. Der Kleinbürger oder die Angst vor der Geschichte 151
Heinz-Gerhard Haupt, Die »schwankende Klasse«. Zur Bedeutung des Kleinbürgertums für die Arbeiterbewegung am Beispiel der Pariser Commune 171

76 - 1068
Goethe-Institut e.V. Bibliothek
Goethe Institut e.V. Bibliothek
05 Kur
ausgeschieden am

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8 (Heft 21 bis 38 DM 5 bzw. DM 7). Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harald Wieser. © 1976 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Diesem Heft liegen Prospekte der Verlage Europäische Verlagsanstalt und Rotbuch bei.

Hans Magnus Enzensberger
Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums

Eine soziologische Grille

Daß Sie, der Sie dies lesen, dies lesen, ist fast schon ein Beweis: ein Beweis dafür, daß Sie dazugehören. Verzeihen Sie, edle Leserin, treuer Leser, diese direkte Anrede. (Beweis ist vielleicht zuviel gesagt.) Ich räume ein, daß ich »im folgenden« mehr zu behaupten als zu beweisen vorhabe, zum Beispiel dies: daß es so etwas wie Kleinbürgertum gebe. Ohne Wimperzucken. Schließlich ist *Kleinbürgertum* ein Wort wie jedes andere, auch wenn es sich altertümlich anhört (wie *edle Leserin*), und daß es meistens in gereiztem Ton, gleichsam spuckend, ausgesprochen wird, ist nicht meine Schuld. Das war schon immer so, seitdem Ludwig Börne, ein Kleinbürger, es circa 1830 ins politische Vokabular der Deutschen eingeführt hat.

Skrupellos, nämlich ohne die »Literatur«, das sind ein paar zehntausend Seiten über den Klassenbegriff bei M., E. und X., durchwühlt zu haben, behaupte ich ferner, daß die Klasse, die hier gemeint ist, nur aus ihrer Negation heraus sich bestimmen läßt, nämlich als diejenige Klasse, die weder noch.

Nicht aus Neugier, sondern bloß in der Hoffnung, mich Ihnen verständlich zu machen, erlaube ich mir einige Fragen.

– Leben Sie, oder könnten Sie von der Rendite des Kapitals leben, das Sie in Produktionsmitteln angelegt haben?

– Nein?

Sehen Sie, das habe ich vermutet.

– Soll das aber heißen, Sie leben ausschließlich davon, daß Sie Ihre Arbeitskraft stundenweise an einen Kapitalisten verkaufen, der sich den Mehrwert aus Ihrer Arbeit aneignet?

– Ja? Sind Sie sicher?

– Also keine Stipendien? keine Zinsen? Honorare? Zuschüsse? Spesen? Gewinn- und Handelsspannen? Tantiemen? Mieten? Prämien? Provisionen?

– Kein akkumuliertes Ausbildungskapital? kein Wechsel von zuhaus? keine Planstelle? keine Eigentumswohnung? keine Aufwandsentschädigung? keine eigenen Produktionsmittel, nicht einmal eine Handbibliothek? Mit einem Wort, keine Einkünfte, abgeleitet aus dem Mehrwert, den andere geschaffen haben?

Ich bitte noch einmal um Entschuldigung für diese pedantischen und aufdringlichen Fragen.
Möglicherweise ist es ja nicht die Sache, was Sie stört, sondern nur das Wort. Es hört sich so kläglich an: Kleinbürgertum. Mit dieser Verlegenheit stünden Sie wahrhaftig nicht alleine da. Aus diesem Grunde ist denen, die ich meine, für das, was ich meine (und wozu ich mich zähle), auch eine Menge anderer Namen eingefallen. Bitte suchen Sie sich heraus und kreuzen Sie einfach an, was Ihnen gefällt:
Mittelklasse (alte, neue, obere, untere, mittlere, »gehobene«);
Gewerbetreibende (kleine), Handwerk, Mittel»stand«;
Angestellten»schicht« (mittlere, höhere usw.);
Beamten»tum«, »sonstige Dienstkräfte«, Bürokratie;
Manager, »Spezialisten«, Technokraten, technische Intelligenz;
»Selbständige«, »freie« Berufe;
»Akademiker«, Intelligenz (»freischaffende«, wissenschaftliche usw.).
Sie sehen also, niemand will Ihnen zu nahe treten. Sie sind nur eingeladen, sich, wenn irgend möglich, betroffen zu fühlen, und gebeten, mir der Einfachheit halber den inklusiven Gebrauch der 1. Person Plural zu gestatten. Vielen Dank.
Wir gehören also einer Klasse an, die das, worauf es ankommt, weder beherrscht noch besitzt: die berühmten Produktionsmittel, und die das, worauf es ebenfalls ankommt, den berühmten Mehrwert, nicht erzeugt (oder nur indirekt und nebenbei, ein Punkt, um den in Seminaren heftig gerungen wird; aber so wund, wie man uns weismachen will, ist er keineswegs). Genau so ungenau verhält sich das. Zu den beiden Hauptkontrahenten des (berühmten) Hauptwiderspruchs gehört das Kleinbürgertum nicht, es ist weder die herrschende noch die ausgebeutete, sondern die Klasse dazwischen, die Klasse, die übrig bleibt, der schwankende Rest.
Ein Rest, zu tragen peinlich, besonders für die Liebhaber sauberer, netter, übersichtlicher Weltbilder. Die schwankende ist nämlich immer auch die störende Klasse. Ihre Existenz bringt fortwährend Theorie und Praxis durcheinander. Um diesen Skandal aus der Welt zu schaffen (und aus einer Reihe von anderen Gründen, die uns vielleicht noch beschäftigen werden), hat es im Lauf der letzten hundert Jahren an Versuchen nicht gefehlt, das Kleinbürgertum zu liquidieren. Bis zu einem gewissen Grad, so hieß es, könne man diese Arbeit den (ehernen) Gesetzmäßigkeiten der Geschichte überlassen. Ganz von selber, so hieß es, und so heißt es hie und da immer noch, werde sich ein Teil unserer Klasse, und zwar der kleinere, auf die Seite der Böcke schlagen, aufsteigen zur großen Bourgeoisie und infolgedessen mit ihr, der todgeweihten, untergehen; der andere, natürlich weitaus größere, werde sich auf der Seite der Schafe wiederfinden und dort die Früchte des Sozialismus ernten: diese Gerechten nämlich würden sich,

aufgrund der (berühmten) Bewegungsgesetze des Kapitals, proletarisieren, wenn auch nicht immer ganz freiwillig. Der verschwindend kleine Rest von Ungerechten müsse dann eben zum Verschwinden gebracht werden. Unsere Voreltern, soweit sie der hier beschrieenen Klasse angehörten, haben die Botschaft wohl vernommen und an die Prophezeiung inbrünstig geglaubt, mit Furcht und Zittern.

Sie ist nicht eingetroffen. Was immer aus dem Kleinbürgertum geworden sein mag, seine Apokalypse hat nicht stattgefunden. Weder die fortschreitende Konzentration des Kapitals, noch die säkulare Inflation; weder der wissenschaftlich-technische Fortschritt noch Kriege und Krisen haben ihm den Garaus gemacht. Nicht einmal die Einführung einer Art von Sozialismus hat die schwankende Klasse in der Sowjetunion, in Osteuropa und in den Ländern der Dritten Welt beseitigen können. Sie hat ganz im Gegenteil Kleinbürger neuen Typs hervorgebracht, Kleinbürger der siegreichen Revolution, Bonzen, Kader, Funktionäre: eigentümliche Mutanten, unerhörte Ausprägungen einer »neuen Klasse«, die der alten ziemlich ähnlich sieht.

Aber auch in den kapitalistischen Gesellschaften hat sich der gute alte, der böse alte *petit bourgeois* nicht unverändert erhalten. Die Biedermeier-Figuren des kleinen Handwerkers, des Ladenbesitzers, des Bildungsbürgers und des Honoratioren spielen nicht mehr, wie einst, die Hauptrolle. (Ein Blick in die deutschen Parlamente zeigt freilich, daß dieser Typus keineswegs ausgestorben ist.) Alle seine Einbußen hat der »Mittelstand« jedoch scheinbar mühelos wettgemacht, ja er hat sich quantitativ noch ausgebreitet, zäh und unauffällig wie das Gras. Mit jeder strukturellen Veränderung in der Gesellschaft hat er sozusagen neue Wurzelausläufer vorgetrieben. Die Verwissenschaftlichung der Produktion, das Wachstum der tertiären und quartären Sektoren der Ökonomie, die Aufblähung privater und öffentlicher Verwaltungen, die Ausdehnung der Bewußtseins-Industrie, der pädagogischen und medizinischen Institutionen: das Kleinbürgertum war immer dabei. Auch nach jeder politischen Umwälzung hat es sich sofort in den neu entstandenen Staats- und Parteiapparaten installiert und seinen sozialen »Besitzstand« nicht nur verteidigt, sondern erweitert.

Eine Theorie, die imstande wäre, die Überlebenskraft, das Durchsetzungsvermögen, den historischen Erfolg dieser Klasse zu begründen, scheint es gegenwärtig nicht zu geben. Erklärungsbedürftig ist allein schon die Tatsache, daß das Kleinbürgertum grob und hartnäckig unterschätzt worden ist, und zwar seit mindestens hundertundfünfzig Jahren. Niemand hat zu dieser Geringschätzung mehr beigetragen als die kleine Bourgeoisie selber. Das hängt sicherlich mit ihrem eigentümlichen Klassenbewußtsein zusammen. Es war von Anfang an gebrochen, und heute läßt es sich überhaupt nur noch als schierer Mangel beschreiben. Denn so wie die Klasse sich

analytisch nur ex negativo bestimmen läßt, so versteht sie sich auch selber. Der Kleinbürger will alles, nur nicht Kleinbürger sein. Seine Identität versucht er nicht dadurch zu gewinnen, daß er sich zu seiner Klasse bekennt, sondern dadurch, daß er sich von ihr abgrenzt, daß er sie verleugnet. Was ihn mit seinesgleichen verbindet, gerade das streitet er ab. Gelten soll nur, was ihn unterscheidet: der Kleinbürger, das ist immer der andere. Dieser sonderbare Selbsthaß wirkt wie eine Tarnkappe. Mit seiner Hilfe hat sich die Klasse insgesamt fast unsichtbar gemacht. Solidarisches und kollektives Handeln kommt für sie nicht in Frage; zum Selbstbewußtsein einer Klasse für sich wird sie es nie bringen. Der Verdrängungsmechanismus führt subjektiv dazu, daß sie gesellschaftlich nicht für voll genommen wird; objektiv verhindert er die Ausbildung eindeutig bestimmter, umfassender politischer Klassenorganisationen. Das gesellschaftliche Bild des Kleinbürgertums tendiert zur Mimikry; die Klasse wird, je mehr sie zunimmt, um so verkennbarer.

Wahrscheinlich hat es eine derartig gespaltene, zertrümmerte Klasse nie zuvor gegeben. Die extreme objektive und subjektive Fraktionierung der kleinen Bourgeoisie ist kein Rätsel. Sie ergibt sich aus ihrer ökonomischen Lage und aus ihrer Geschichte. Ihr Verhältnis zu den Produktionsmitteln ist immer vielfach abgeleitet und vermittelt. Das führt einerseits dazu, daß sie mit der Unfähigkeit zur politischen Machtergreifung geschlagen ist. Zur herrschenden kann und will es diese Klasse nicht bringen, und auch diese Impotenz ist eigentümlich verinnerlicht. Der Kleinbürger lehnt die Macht ab und betet sie an, das heißt aber, er delegiert sie und nimmt sie nur als delegierte wahr, indem er sie verwaltet, rechtfertigt und bezweifelt. Je kleiner aber die eigentlich herrschende Klasse wird, desto mehr braucht sie das Kleinbürgertum, um ihre Herrschaft zu verallgemeinern und zu vermitteln. Anders könnte die Arbeiterklasse schon längst nicht mehr entwaffnet und in Schach gehalten werden. So ist auch der politische Einfluß der kleinen Bourgeoisie ex negativo zu bestimmen, als eine Art unartikulierter Veto-Macht. Daher erklärt sich das Interesse des Kleinbürgertums an der formalen Seite der Politik, an Prozeduren, Vorschriften, legalistischen Regeln und Verkehrsformen.

Die Unfähigkeit zur Vereinheitlichung und zum Zusammenschluß hat aber auch eine Kehrseite. Die Mannigfaltigkeit, die tausendfach abgestufte Artikulation nach Status, Berufsgruppe und Besitz begründet auch die Zählebigkeit, die Dynamik und Aggressivität der Klasse. Sie ist ein Vorteil in der sozialen Evolution, ein Faktor der Selbsterhaltung. In biologischen Systemen gilt der Satz, daß eine Spezies um so schwerer auszurotten ist, je größer ihre Variabilität, ihr genetischer Pool. Eine analoge Faustregel gilt in der Gesellschaft. Ein sozialer Monolith kann Veränderungen der historischen Bedingungen schwerer überleben als ein in sich mannigfach gegliedertes

Ensemble. Die Fähigkeit zur Anpassung, ideologisch wenig geschätzt und gerade von Kleinbürgern eifrig verschrieen als Charakterlosigkeit und Opportunismus, vergrößert ohne Zweifel die Überlebenschancen einer Klasse. Niemand besitzt sie in höherem Grade als der *petit bourgeois*. Keine soziale Nische ist so klein, so abgelegen, so exponiert, daß er nicht versuchen würde, sie zu besetzen. Sich niemals endgültig festlegen und jede Möglichkeit ergreifen: das ist das einzige, was die Klasse aus ihrer wechselvollen Geschichte gelernt hat.

Längst hat sie sich von ihrem einstigen Sozialcharakter verabschiedet, dem behäbigen, pfahlbürgerlichen, geruhsam-philiströsen Habitus ihrer ersten Blütezeit. (Wieweit es mit dieser Vorliebe fürs selbstzufriedene Beharren eigentlich historisch hergewesen sein mag, ist übrigens noch die Frage: auch das alte Kleinbürgertum des neunzehnten Jahrhunderts war eine nervöse, reizbare, leicht entrüstete und empörte Klasse mit einem sporadisch auftauchenden Hang zum Radikalen, zur plötzlichen Aufregung, kritisch aus Ressentiment und mutig aus Angst. Kleinbürger waren es, die das Abziehbild vom Spießer entwarfen, und aus Kleinbürgern hat sich ganz überwiegend die Bohème rekrutiert, deren Spezialität es war, andere Kleinbürger zu erschrecken.)

Heute wimmelt die Klasse von Fortschrittsmännern, und niemand ist begieriger als sie, den neuesten Trend beim Schopf zu packen. Immer ist sie auf dem laufenden. Niemand ist fähig, seine Ideologien, seine Kleider, seine Verkehrsformen und Gewohnheiten rascher zu ändern als der Kleinbürger. Er ist ein neuer Proteus, lernfähig bis zum Identitätsverlust. Stets auf der Flucht vor dem Veralteten, hastet er hinter sich selber her.

Politische Niederlagen mögen die Arbeiterklasse in ihrem Klassenbewußtsein erschüttern; es ist aber unmöglich, ihr die ruhige Überzeugung von der Notwendigkeit ihrer Existenz zu rauben. Auch die Großbourgeoisie hält sich für unentbehrlich. Das Kleinbürgertum hingegen hat ununterbrochen mit dem Gefühl zu kämpfen, daß es überflüssig ist. Der Zynismus ist ein Privileg der Herrschenden. Die verdrängende Klasse aber ist auf Rechtfertigung bedacht; sie befindet sich auf einer permanenten Suche nach Sinn. Sie ist ebenso findig wie skrupellos, doch stets der Moral bedürftig. In der Rationalisierung und im Zweifel hat sie es zu einsamer Meisterschaft gebracht. Aber ihre Selbstkritik und ihre Selbstverleugnung sind von begrenzter Tragweite. Eine Klasse kann sich nicht selbst abschaffen. Somit dienen Zweifel und Kaputtheit dem Kleinbürgertum letzten Endes als Ansporn und Genuß. Es zu verunsichern ist ein Kinderspiel. Es von sich abzubringen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die kleine Bourgeoisie stellt sich fortgesetzt in Frage, sie ist die experimentelle Klasse par excellence. Aber der Prozeß ihrer Selbstanfechtung dient nur der Erhaltung und Erweiterung ihrer eigenen Sphäre. Ihre Verunsicherung hat Methode:

zielstrebig wird sie einer Strategie nutzbar gemacht, die von der Chimäre der Sicherheit nicht abläßt.

Wie erklärt sich die zentrale Position, die das Kleinbürgertum in allen hochindustriellen Gesellschaften der Gegenwart behauptet? Unsere Klasse verfügt weder über das Kapital, noch hat sie direkten Zugriff auf die Produktionsmittel; von der politischen und ökonomischen Macht ist sie so weit entfernt wie eh und je. Weiß sie selber nicht, worin ihre Stärke liegt? Oder ist sie nur zu ängstlich, um die Katze aus dem Sack zu lassen? Dabei ist die Antwort naheliegend, einfach und lapidar: Das Kleinbürgertum verfügt in allen hochindustrialisierten Gesellschaften heute über die kulturelle Hegemonie. Es ist zur vorbildlichen Klasse geworden, der einzigen, die im massenhaften Maßstab die Lebensformen des Alltags produziert und für alle andern verbindlich macht. Sie besorgt die Innovation. Sie legt fest, was für schön und erstrebenswert gilt. Sie bestimmt, was gedacht wird. (Die herrschenden Gedanken sind nicht mehr die der Herrschenden, sondern die des Kleinbürgertums.) Sie erfindet Ideologien, Wissenschaften, Technologien. Sie diktiert, was Moral und Psychologie bedeuten. Sie entscheidet darüber, was im sogenannten Privatleben »läuft«. Sie ist die einzige Klasse, die Kunst und Mode, Philosophie und Architektur, Kritik und Design erzeugt.

Die gesamte Sphäre des Massenkonsums ist entscheidend von den Vorstellungen der kleinen Bourgeoisie geprägt. Markenartikel und Werbung sind Projektionen ihres Bewußtseins. Im Konsum finden sich alle Züge des kleinbürgerlichen Sozialcharakters als verallgemeinerte wieder: Dynamik und Vereinzelung, Fortschritt als Flucht nach vorn, Formalismus und ständige Innovation, Überflüssigkeit und Abgrenzungsbedürfnis. Es genügt, auf die Gestalt der beiden Konsumgüter hinzuweisen, die für unsere Zivilisation emblematisch sind: das Fernsehgerät und das private Automobil. Nur der Kleinbürger konnte diese bemerkenswerten Gegenstände ersinnen.

Ähnlich imponierend sind seine Leistungen auf dem Gebiet der immateriellen Produktion. Die Apparate des Überbaus sind allenthalben von Angehörigen unserer Klasse besetzt, und sogut wie alle »Strömungen«, »Richtungen« und »Bewegungen«, die in hochindustrialisierten Gesellschaften eine Rolle spielen, sind von der kleinen Bourgeoisie inspiriert, getragen und durchgesetzt worden: vom Tourismus bis zum Do-it-yourself, von der künstlerischen Avantgarde bis zur Urbanistik, von der Studentenbewegung bis zur Ökologie, von der Kybernetik bis zur Frauenbewegung, vom Leistungssport bis zur »sexuellen Befreiung«, und so weiter und so immer fort. Jede alternative Regung innerhalb unserer Kultur hat das Kleinbürgertum unverzüglich enteignet und absorbiert – es genügt, an das Beispiel der Rock-Musik zu erinnern, die ursprünglich eine autonome Äußerung von

jungen Proletariern war, ebenso wie fünfzig Jahre zuvor der Jazz . . . Selbst ursprünglich ganz subversive Ideologien wie die des Anarchismus oder des Marxismus sind heute großenteils von der kleinen Bourgeoisie in Beschlag gelegt.

Wie die »experimentelle Klasse« zu ihrer kulturellen Hegemonie gelangt ist, das könnte nur eine eingehende materialistische Untersuchung aufklären. Ein hoher Industrialisierungsgrad ist sicherlich dafür eine notwendige, wenn auch vielleicht keine ausreichende Bedingung. Das Modell der kleinbürgerlichen Kultur setzt einen gewissen gesellschaftlichen Reichtum voraus. Erst wenn die Produktion hochgradig organisiert ist, kann sich die gesellschaftliche Sphäre der Distribution, der Zirkulation und der Verwaltung derartig ausdehnen, daß eine breite »Mittelklasse« entsteht. Umgekehrt schmilzt erst mit zunehmender Zentralisation und Konzentration des Kapitals die herrschende Klasse so weit zusammen, daß sie die kulturelle Hegemonie einbüßt.

Die frenetische Produktivität der kleinen Bourgeoisie, ihre Fähigkeit zur Innovation aber dürfte sich einfach aus der Tatsache erklären, daß ihr nichts anderes übrigbleibt. Sie ist »intelligent«, »begabt«, »erfinderisch«, weil ihr Überleben davon abhängt. Die Inhaber der Macht haben das nicht nötig: sie lassen erfinden, sie kaufen Intelligenz auf und »ziehen« Begabungen »heran«. Dem Proletariat dagegen wird jede autonome Produktivität systematisch ausgetrieben. »Ihr habt nicht zu denken!« So brüllte schon F. W. Taylor, Kleinbürger und Vater der Rationalisierung, die Produktionsarbeiter an, und dabei ist es selbstverständlich nicht nur im Westen geblieben. So erklärt sich das fabelhafte Talent der kleinen Bourgeoisie, wie die meisten ihrer andern Eigenschaften, ex negativo.

Eine ganz andere Frage aber ist, was die hegemoniale Kultur des Kleinbürgertums so unwiderstehlich macht. Wie konnte sie zum universellen Vorbild werden, dem Milliarden von Menschen nacheifern? Was zeichnet dieses Modell aus? Kraft welcher Qualitäten schafft es, im nationalen wie im Weltmaßstab, so gut wie alle alternativen Entwürfe ab?

Daß das europäische Proletariat in seinen Lebensformen und Aspirationen von der kleinbürgerlichen Kultur gezeichnet ist, das ist eine Binsenwahrheit. Aber auch die alte Lebensweise der Großbourgeisie ist durch sie vollständig liquidiert worden; ihr Luxus ist auf das Format der Illustrierten geschrumpft; ihr »exklusiver« Standard ist bloß noch der von Kleinbürgern, die sich eine teurere Marke leisten. Umgekehrt ist es nur eine Frage der Zeit, bis die elektrische Zahnbürste auch in den Slums ihren Siegeszug antritt. Und schon heute gibt es keinen orientalischen Bazar mehr, keinen malaischen oder karibischen Markt, auf dem die Leitfossilien der kleinbürgerlichen Kultur nicht längst jeden Widerstand besiegt hätten. Die ökonomischen Grundlagen dieser allgemeinen Durchdringung sind bekannt, nicht

die kleine Bourgeoisie hat sie geschaffen. Was jedoch jede rein ökonomistische Betrachtungsweise unterschlägt, ist die kulturelle Dimension dieses Vorgangs. (Pier Paolo Pasolini hat ihn mustergültig für Italien beschrieben.)

Die Frage also bleibt: was ist so einzigartig, so verführerisch am Tischfeuerzeug, am Pepsodent-Geschmack, an der konkreten Poesie, am Hobby-Raum, an *Sesame Street,* an der Plastik-Zitrone, an der Verhaltensforschung, an *Emanuela,* am Deodorants, am Sensitivity Training, an der Polaroid-Kamera, an der Auslegeware, an der Para-Psychologie, an *Peanuts,* an der Metallic-Legierung, am Freizeithemd, an der Science Fiction, an der Flugzeugentführung, an der Digitaluhr, daß es vom Kamtschatka bis Feuerland niemanden, keine Nation und keine Klasse gibt, die dagegen immun wäre? Ist gegen das, was unserer Klasse einfällt, wirklich kein Kraut gewachsen? Wird es niemandem erspart bleiben, auch den Kongolesen nicht, sich mit Unterhosen auszurüsten, die ein französischer Designer entworfen hat? Müssen auch die Vietnamesen Valium schlucken? Führt kein Weg vorbei an der Verhaltenstherapie, an der Concorde, an Masters & Johnson, an der Satellitenstadt und an der Curriculum-Forschung? Und die Polstergarnitur in lederähnlichem, atmungsaktivem, schmutzunempfindlichem Material, mit losen Sitz- und Rückenkissen aus Polyätherschaum, mit Knöpfen durchgeheftet, Unterfederung in Schaumstoffqualität, Watteabdeckung, Zierschnallen, Kederunterteilung, fahr- und drehbar durch Chromrollen, dieses traumhaft schöne, günstige Einzelstück, das mich rücksichtslos verfolgt, das, wie der Igel im Märchen, überall auf mich lauert und immer schon da ist, auf dem Geburtstagsfest, im Fernsehen, in der Zwei-Zimmer-Wohnung eines türkischen Arbeiters zu Berlin-Schöneberg, im *Spiegel,* beim Zahnarzt, im Abenteuer-Urlaub, bei den zuständigen Parteiorganen, im Sonderangebot, an der schönen blauen Donau, im Weißen Haus und auf dem Sperrmüll – hilft alles nichts, wird sie unaufhaltsam weiterrollen, diese Inkarnation aller Blütenträume unserer Klasse, bis sie die Souks von Damaskus erreicht hat und den Flughafen von Shanghai? Wahrscheinlich ist sie längst dort angelangt.

Karl Markus Michel
Wir Überbauarbeiter
Ein Brief über mich und Meinesgleichen

Liebe A., vor mir hängt die Reproduktion einer der vielen Fassungen des »Peaceable Kingdom« von Edward Hicks: zahme und wilde Tiere lagern friedlich vereint in paradiesischer Landschaft, zwischen ihnen spielen unschuldige, puttohafte Kinder, im Hintergrund besiegeln eine Delegation amerikanischer Bürger und eine Gruppe Indianer den Frieden: eine biblische Verheißung – ein (klein)bürgerlicher Traum, der von allen Problemen des Magens abstrahiert (und dies getrost tun kann, weil die dazugehörigen Ehefrauen, von denen auf dem Bild nichts zu sehen ist, sicher gerade den Braten zubereiten). Mich fasziniert daran ein Detail, das in anderen Versionen fehlt: In der linken unteren Ecke kniet eine weißgewandete Jungfrau, die mit der linken Hand einen Adler füttert, während auf der rechten, die sie zur Höhe des Kopfes hält, eine Taube sitzt. In der rührend bestrickenden Bewegung dieses Armes lebt, nach Amerika transportiert, fast ein halbes Jahrtausend abendländischer Kunstgeschichte nach; aber ihre große Stunde steht noch bevor: seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, genauer: seit der ersten Weltausstellung im Londoner Glaspalast (1851), die den Siegeszug der Industriekunst einläutet, wird dieser schwellende Winkel des weiblichen Armes mit der zum Kopf sich neigenden Hand zu einer zentralen Geste der bürgerlichen Ikonologie. Es ist keine Ausdrucksgeste mehr, wie sie es vom Quattrocento bis zu Poussin und Ingres war, auch keine Handlungsgeste (zum Tragen eines Kruges auf dem Kopf oder zum Richten der Haare) – sie ist jetzt, auch wenn die Künstler und Designer sich allerlei einfallen lassen, um sie zu motivieren (was dann doch meistens nur Tauben sind, die auf dem Handrücken sitzen), eine schiere Bedeutungsgeste. Was aber bedeutet sie? Schwer zu sagen. Sicher nichts Bestimmtes, Konkretes. Eher ist's (geronnene) Bedeutung an sich. Oder die (erstarrte) Beschwörung von Bedeutung. Jedenfalls bleibt diese Geste den Frauen vorbehalten, weil ihnen das Bedeuten vorbehalten ist.

In der bürgerlichen Welt der letzten 150 Jahre wird die Frau – als Nachbild der ersten in der zweiten, der unberührten in der beherrschten Natur – zur Projektionsfigur, zur Trägerin und Garantin aller Interpretationen und Aspirationen des Mannes. Seitdem bevölkert seinen Horizont ein Heer von hehren Frauengestalten, aus Stein oder Bronze, gemalt oder gedruckt, die mit Vorliebe den rechten Arm heben, um irgend etwas Signifikantes in die

Höhe zu halten, eine Taube, eine Waage, ein Schwert, eine Flamme, eine Fahne . . . Am schönsten flattert die Fahne in dem berühmten Gemälde »Die Freiheit führt das Volk auf die Barrikaden« von Delacroix, das aus der selben Zeit stammt wie das »Peaceable Kingdom«; der Arm hebt sich hier steiler und stolzer als bei der Taubenträgerin, die ganze Frau ist wirklicher – und doch ist auch sie nur eine Projektionsfigur, sie handelt nicht, sie bedeutet. Die bewaffneten Männer, die ihr folgen, sichtlich Pariser Kleinbürger von 1830, folgen einem selbstgeschaffenen Phantom, das sie durch ein beliebiges anderes ersetzen können, wie sie es dann auch bald taten, in der wirklichen Geschichte nämlich.
Ähnliches geschieht in der Literatur: Seit der Bürger nicht mehr zum Helden taugt (wie z. T. noch bei Balzac), nur noch der Anti-Bürger (der große Usurpator oder Abenteurer, der geniale Künstler oder Verbrecher), wird die Frau zur wahren Heldin. Doch all diese Kleopatras und Salambôs, diese Annas und Nanas und Lulus sind weniger Frauengestalten als Allegorien. Sinnbilder, Vexierbilder der (oft aufmüpfigen) Sehnsucht des Kleinbürgers nach Unterwerfung. Den bürgerlichen Überbau darum als matriarchalisch zu bezeichnen, wäre freilich töricht. Aber daß die herrschende Klasse – nein, nicht die herrschende, sondern ihr zurückgebliebener, abgehängter und doch ständig nachdrängender Teil, die kleinen Bürger, die das revolutionäre Erbe des Bürgertums in die Scheuern der Kultur einbrachten und dort geflissentlich verwalteten, zu der Herrschenden Nutz und ihrem eigenen Frommen – daß diese Kleinbürger ihre brüchigen Sinngebungen ausgerechnet an der Frau festmachten, die sie ohnehin mehr dem Sein als dem Werden, mehr dem Ewigen als dem Geschichtlichen zuschlugen, war ein kollektiver Geniestreich, der unabsehbare Folgen hatte. Von ihnen will ich dir etwas ausplaudern, und ich tue es mit einiger Kompetenz, weil ich mich selbst diesen Folgen zurechnen kann. (Im übrigen meine ich, und das ist meine These, daß sich ihnen heute kaum einer wirklich zu entziehen vermag.)

Du warst überrascht, als ich mich kürzlich als Kleinbürger bezeichnete, sogar als typischen, ja idealtypischen Kleinbürger, und zwar ohne den Tenor der Selbstbezichtigung, der dem anderen die Möglichkeit läßt, zu beschwichtigen (nimm's nicht so ernst) oder zu ermuntern (z. B. zu irgend etwas Fortschrittlichem »an der Seite des Proletariats«). Nichts da, ich bin nun mal einer, und keineswegs verstockt, eher lässig und amüsiert über jene, die's nicht sein mögen, sich kasteien, verrenken, verstellen und im komischsten Fall nicht müde werden, den Kleinbürgerschopf, an dem sie sich aus dem Kleinbürgersumpf ziehen wollen, anderen als proletarische Linie anzupreisen.
Ich hingegen behaupte, daß in unserer Gesellschaft jeder, der nicht nur

irgendwie dahinlebt, sondern sich *manifestiert*, dies gar nicht anders tun kann als kleinbürgerlich, und eben darum auch anachronistisch (ungleichzeitig im Blochschen Sinn, wobei ich erst mal offenlassen will, ob das nachhinkend oder vorauseilend meint). Das klingt leider sehr abstrakt und soziologisch. Ich meine aber nichts eng Soziologisches, eher etwas Anthropologisches, das sogar allen soziologischen Theorien ins Gesicht schlägt. Denn eigentlich dürfte es das Kleinbürgertum gar nicht mehr geben, wenigstens das »alte« nicht, das der Handwerker und Krämer samt Quacksalbern, Schreiberlingen, Pfandleihern etc., weil deren ökonomische Basis weggerutscht ist infolge von Du-weißt-ja-schon; während die sich breit und breiter machende neue Mittelschicht zwar manches vom Sozialcharakter dieser Biedermänner geerbt hat, vor allem deren Einerseits–Andererseits, Sowohl–als-auch, Weder–noch, also ihren »schwankenden« Charakter, der sich aus ihrer Zwischenposition ergibt, aber doch nur deshalb, weil die Pole, die dieses Zwischen definieren (der berühmte Hauptwiderspruch), angeblich dieselben sind wie vor 100 Jahren. Sagen die ordentlichen Marxisten. Und ihre akademischen Gegner sagen es im Grunde auch. In der Folgerung, die daraus gezogen wird, triumphiert dann gewöhnlich die (gut bürgerliche) Neigung zur Substanzialisierung abstrakter Kategorien: man sieht in ihnen Wesenheiten, und eine Wesenheit kann man sich kaum anders vorstellen denn als Individuum, als Person. Eine Schicht oder Klasse nun, die schwankend, launisch, widersprüchlich usw. ist und keinen festen Boden unter den sozialen Füßen hat, hat auch keine Identität. Oder nur eine gespaltene, kaputte. Sie ist krank. Sie muß weg, sagen die einen und schlagen auf sie ein. Sie muß gepflegt werden, sagen die anderen und päppeln sie. Für das Objekt »sie« kannst du hier beidemale auch »sich« einsetzen: man straft *sich*, man päppelt *sich*, man *manifestiert sich* – als Kleinbürger. Ganz im Sinne meiner obigen Behauptung, von der ich freilich etwas abgekommen bin. (Ich mußte das erstmal wegschreiben, weil es mir sonst im Weg steht, dieses Klassen- und Kategoriengeschmatze, das mir oft vorkommt, als würde man, statt den Wein zu kosten, am Faß knabbern.) Ich will meine These jetzt auch gar nicht weiter explizieren, geschweige denn »ableiten«, wie man heute sagt; ich laß sie einfach mal stehen und spaziere drumherum . . .

Ich bin ein Kleinbürger, sage ich und meine damit mehr und anderes als eine »objektive« Zugehörigkeit oder »subjektive« Einschätzung; ich meine auch nicht nur meine persönliche »Herkunft«, obwohl ich damit durchaus aufwarten kann und damit beginnen will.
Väterlicherseits waren's kleine Bauern und bäuerliche Handwerker: das alte Reservoir nicht nur des städtischen Proletariats, sondern auch des ländlichen und kleinstädtischen Mittelstandes. Wenn der Acker schrumpfte,

wuchs manchmal das Gehirn, der Bursche zog dann in die Stadt, in die Welt und heiratete ein bürgerliches Mädchen. Dafür gab's ein paar soziale Schienen – die kürzeste war die, ein bißchen Latein und was drumherum zu lernen, in der vorgeschriebenen Demutshaltung. Jenes Mädchen, meine Mama also, empfing ihren Mann direkt von dieser Schiene, sozusagen ohne Gepäck. Auch sie brachte kaum Gepäck in die Ehe ein, dafür aber eine Menge Tugend und Bildung, geronnen zu einem passablen Exemplar von höherer Tochter, Produkt vieler Generationen von Kleinbürgerkultur.

Über den Stammbaum dieses Geschlechts bin ich einigermaßen im Bilde, dank einer etwas spinnerten Tante, die ihn in jahrzehntelanger Kleinarbeit zusammengepuzzelt, vervielfältigt und den Betroffenen aufgedrängt hat. Auf einem der Zweige, ganz oben, sitze ich. Unter mir wird geboren und gestorben, geheiratet und gezeugt. Alles sehr naturwüchsig, d. h. bürgerlich-protestantisch, genauer: schweizerisch-schwäbisch fromm. Da gibt es Pfarrer und nochmals Pfarrer, Ärzte und Lehrer, den einen oder anderen Gelehrten, dann Kaufleute und auch Handwerker, die nach unten zu häufiger werden, bis dorthin, wo der Stammbaumstamm aus dem dunklen Boden des Mittelalters tritt: Hans Holbein – einer von ca. 1 Million *statistischer* Ahnen, die damals für mich zeugten. (»Ach, Hans Holbein«, höre ich noch einen Verwandten fragen, »der ältere oder der jüngere?« Ich sag ja, man hat ein bißchen Bildung in diesen Kreisen, und man zeigt, was man hat.) Der ältere war noch richtiger Handwerker, Zunftmitglied zu Augsburg. Der jüngere hat sich wohl höher eingeschätzt, er war weltläufig, befreundet mit Melanchthon und Thomas More – aber was tat er? Er durfte den *wirklichen* Bürgern, den großen Handelsherren, ihre Häuser ausschmücken und sie porträtieren. Daß *er* heute berühmt ist und *jene* höchstens noch durch ihn, steht auf einem anderen, späteren Blatt (von Kleinbürgern geschrieben). Damals diente er mit seinem Können den Herrschenden (auch Königen und Kaisern), und alle seine Stammbaumnachfahren taten, mit mehr oder weniger Geschick, bald mittelbar, bald unmittelbar nichts anderes: Sie dienten. In ihrer Vorstellung dienten sie Gott, nebst ihrem persönlichen Fortkommen, höchstens mal dem Vaterland oder der Kunst oder der Firma.

Das Interessanteste an diesem Stammbaum ist für mich, was er nicht erzählt. Abbrechende Äste. Da wird immer mal wieder jemand geboren und vergißt offenbar zu sterben. Was ist aus ihm geworden? Ist er ausgewandert, im Zuchthaus oder im Irrenhaus gelandet? Oder in die »Hefe des Volkes« eingetaucht, in die keine bürgerliche Chronik dringt? Noch verschwiegener ist der Stammbaum bezüglich unehelicher Kinder: für die sind keine Zweige vorgesehen, sie wachsen, Gott strafe sie, woanders. Von einem schwarzen Schaf weiß das Familiengerücht zu berichten, das, so um die Jahrhundertwende, über die Stränge schlug, dann in die Welt zog, dort

sein Glück machte und es nicht nach Hause brachte, also die Familie, die ihn verstoßen hatte, auch noch verriet. Ein anderer, der etwa zur selben Zeit ausbrach, Gott und die Familie lästernd und das auch noch aufschreibend, hat sich durch sein fleißiges Schreiben schließlich Ruhm, Preise und Geld verdient und einen guten Platz auf dem Stammbaum (wo er, wie die alemannischen Verschwägerungen so spielen, gleich zweimal sitzt). Aber wirklich »aufgestiegen« ist von diesen kleinen Bürgern keiner. Vielleicht waren sie einfach zu fromm dazu.

Dieser Stammbaum mag sozialgeschichtlich untypisch und unrepräsentativ sein – typisch und repräsentativ aber ist er als bürgerliche Konstruktion: So wollte man sich sehen. Ich stelle mir nun vor, daß ein Stammbaum dieser Art, wo sich ein ferner Ahne zum Volke verzweigt, mit einem gegenläufigen überblendet wird, wo ein Nachfahre sich aus einem Gewimmel von Ahnen herausmendelt (der Kursbogen zum *Kursbuch 42* zeigt einen solchen Stammbaum: ein historischer Roman, der 200 Jahre abendländische Geschichte aufschlüsselt – sieh ihn dir mal an!). Wenn diese historische Rekonstruktion nun möglichst vollständig wäre (d. h. ohne abgebrochene Äste) und nicht nur *einen* Ahnen und *einen* Nachkommen beträfe, sondern mehrere, dann ließe sich (mit Hilfe eines Computers, der horizontale und vertikale Schnitte zu legen erlaubt) vielleicht eine Vorstellung von dem gewinnen, was in der bürgerlichen Zeit geschehen ist und nicht in den Geschichtsbüchern steht. Ich vermute: alles Wesentliche, was geschah, mußte durch das Nadelöhr des Kleinbürgertums hindurch. Sicher gab es die geschlossene Gesellschaft des Adels, die aber spätestens seit dem 19. Jahrhundert ohne das Blut und Geld des Bürgertums nicht mehr so recht lebensfähig gewesen wäre. Sicher gab es auch die Großbürger, aber woher kamen sie wenn nicht aus den unteren Rängen? Die berühmten »Gründer« waren in der Regel typische Kleinbürger: verbohrte Erfinder oder schlitzohrige Geschäftemacher; in der berüchtigten dritten Generation dann, wenn der Geschäftssinn erlosch und der Feinsinn gedieh, kam oft schon wieder der Rückfall ins Kleinbürgerliche, nämlich in die Kultur, die gewiß keine Beschäftigung für Bosse ist. Weiter gab es natürlich die Bauern, die seit dem 18. Jahrhundert ständig Nachwuchs abgaben, der aber nur zum Teil ins anonyme städtische Proletariat floß. Dieses nun, über dessen Herkunft und Zusammensetzung kaum etwas bekannt ist, speiste sich vermutlich aus den Gescheiterten aller Ränge und Stände, den Opfern des Fortschritts und der Moral: der Marktmechanismus wie die außereheliche Liebe, die Rechtspflege wie die Armenpflege haben laufend diese Elenden produziert. Aber das Proletariat als Klasse war nicht nur das Auffangbekken für gescheiterte, vom Kapital ruinierte Bürger, es war auch ein Reservoir, aus dem sich der Mittelstand speiste. Das zeigt schon eine einfache demographische Überlegung: Wie groß war in den letzten 100 Jahren die

durchschnittliche Kinderzahl im Proletariat? Und wie groß war sie im Kleinbürgertum, mal abgesehen von den traditionell trächtigen Pfarrerfamilien? Mehr als zwei Kinder galten gewöhnlich als unmoralisch, die konnten nicht angemessen aufgezogen und ausgestattet werden – sollten sie ins »Volk« absinken? Demnach hätte, wenn der starre Klassenbegriff stimmte, das Proletariat sich stark vermehren müssen, was es bis vor kurzem auch tat (aber nicht so stark, wie der angebliche beständige Zufluß aus dem Kleinbürgertum es erwarten ließe); das Kleinbürgertum dagegen hätte schrumpfen müssen, was es keineswegs tat; statt dessen schwoll es an und nährte noch, wie alle einschlägigen Statistiken zeigen, die Oberschicht.

Das Kleinbürgertum, das wie ein zäher Brei sich überallhin ausbreitet, ist zugleich eine Durchgangsstation, nach oben wie nach unten. Ich sehe förmlich einen großen Strom, soziale Mobilität genannt, hin- und herwogen, durch das Nadelöhr des Kleinbürgertums hindurch, das zwar mittlerweile gigantische Dimensionen hat, aber doch allen, die durch es hindurch wollen oder müssen, eine gewisse (affektive) Abmagerung und (moralische) Rückgratsverkrümmung auferlegt, d. h. sie plastisch macht – sie als Typus. Seine Agenturen hat dieses Nadelöhr in den (klein)bürgerlichen Familien. In und aus diesen (auf ihren Kern geschrumpften) Familien, nicht aber in großen Familienverbänden, Sippschaften, Erbfolgebeziehungen, lebt und reproduziert sich das Bürgertum. Deshalb sind Stammbäume für den Bürger im Grunde etwas ganz Überflüssiges. Von Hause aus hatte er keinerlei Anlaß, auf dieses Haus, sein Herkommen, zu pochen, weil damit weder Name und Titel noch nennenswertes Erbe verbunden waren. Der frühe Bürger definiert sich gegenüber dem Adel und dem Patriziat geradezu durch seine Orientierung in die Zukunft statt in die Vergangenheit; er stößt sich ab von der Namen- und Geschichtslosigkeit seiner Herkunft wie von einem dunklen Hintergrund: ». . . daß ich die Laster und Schand meiner Eltern entdecke«, heißt es im Eingangssatz des deutschen *Gusman* von Aegidius Albertinus (1615), des ersten in Deutschland eingebürgerten Picaro (Picaro war sozusagen der *natürliche* Vater des Bürgers). Die hier noch nachklingende Humilitas-Formel verkehrte sich bald in das trotzige Bekenntnis zur niederen Herkunft: die Eltern frühbürgerlicher Romanhelden sind »arm aber ehrlich«, später dann vor allem ehrlich (der Picaro war seßhaft geworden), und schließlich galt die Herkunft »aus gutem Hause« wieder als Voraussetzung dafür, daß einer überhaupt zum Romanhelden werden konnte. Jetzt legten die Bürger Chroniken an, pflegten die Familientradition, besorgten sich manchmal sogar Wappen – der harte gesellschaftliche Kern dieses Familienfimmels ist die tatsächliche Bedeutung der Familie, der Kernfamilie, für die Reproduktion des frühen Bürgertums und, seit dem 19. Jahrhundert, des Kleinbürgertums. Die Eltern verbluten sich förmlich für die Kinder, in sie hinein, und das ist alles, was sie diesen für

ihr späteres Leben mitgeben. Zunächst die körperliche und moralische Dressur der guten Kinderstube, dann der Feinschliff durch die formale Bildung (sei's des Herzens oder des Geistes), schließlich die Aussteuer für die Tochter, die Berufsausbildung für den Sohn – mehr haben die Kinder selten zu erwarten, keine Titel, keine Rente, kaum Vermögen, und selbst wenn die Werkstatt oder der Laden oder die Praxis auf den Sohn oder Schwiegersohn übergeht: er selbst muß sich hier bewähren, muß mindestens so tüchtig sein wie der Vorgänger, sonst bleibt die Klientel aus. Der Kleinbürger wird in der Familie, ihren Neben- oder Folgeinstitutionen produziert. Wenn er dann, nach etwa einem Drittel seines Lebens, aus diesem Brutkasten ins Berufs- und/oder Eheleben tritt, eine »eigene Existenz gründet«, ist er wirklich etwas Eigenes, Einmaliges und doch in seinen Strukturen genauso wie das, woraus er kommt. Eben weil die Eltern ihm nicht etwas vermachten, sondern sich in ihn verströmt, ihn gemacht haben.

Über diesen Brutkasten der bürgerlichen Kleinfamilie ist in den letzten Jahren so viel gejammert und gelästert worden, daß ich versucht bin, auch mal was Rühmendes darüber zu sagen. Natürlich ist's ein »Terrorzusammenhang«, aber wie er funktioniert, ist eben doch faszinierend. Da wird genausoviel Urvertrauen (emotionale Bindung) erzeugt, wie der Sprößling später braucht, um sich im Leben – als Einzelner, Vereinzelter – nicht verloren zu geben, und genausoviel Aggressivität, wie er nötig hat, um im Konkurrenzkampf zu bestehen; der Überschuß reicht dann gerade hin, daß die Nationen ihre Kriege führen können. Und das sich von Generation zu Generation fortzeugende Schema der heiligen Familie, dieses ewige Papa-Mama-und-ich, wo Ödipus so unverfroren waltet, daß der Kleinbürger Freud in ihm ein universales Kulturprinzip sah und heute noch jede Kleinbürgermama ihm recht gibt (»Ödipus-Schnödipus, Hauptsache, du hast die Mama lieb«), obschon heute, da eine der Ecken dieses heiligen Dreiecksverhältnisses, die väterliche, nicht mehr so recht sticht, etwas anderes herauskommt als einst, das aber den veränderten Bedingungen, unter denen das Kleinbürger-Ich sich behaupten muß, besser angepaßt ist: das Ich ist weicher, durchlässiger, biegsamer – ist das alles nicht so genial, daß es ein Denkmal verdiente? Darüber könnte man leicht die anderen Errungenschaften der bürgerlichen Familie vergessen, die aber mindestens ebenso wichtig sind für unsere – ich brauchs kaum noch zu sagen – allein von Kleinbürgern getragene Evolution. Ich will nur zwei davon anführen.

Das eine ist die Zeitdressur, die natürlich mit der Reinlichkeitsdressur beginnt und in der nur dem Kleinbürger eigenen Fähigkeit gipfelt, Revolutionen zu planen und zu betreiben – er lernt es gleichsam auf dem Topf. Von früh an wird das Kind getrimmt, pünktlich zu sein (»Charakterstär-

ke«), das Gestern, Heute und Morgen zu unterscheiden (»Selbstkontrolle«), das Vorher und Nachher zu erwägen (»Effektivitätsdenken«) und vor allem auf etwas zu warten (seinen Geburtstag z. B., von dem schon Wochen vorher die Rede ist, so lockend wie drohend), sich entsprechend zu verhalten, Befriedigungen aufzuschieben für eine ferne Belohnung; kurz, es lernt, Pläne zu machen, Karriere zu machen, Geschichte zu machen. Es lernt mit der Zeit rechnen, mit der eigenen wie mit der der anderen; die Uhr und der Kalender werden zu Ingredienzien des Überich. Der Fortschritt nimmt seinen Lauf.

Das zweite Moment ist die Bildung, die Kultur, ohne die kein rechter Kleinbürger bestehen kann. Ich will dir jetzt keine überflüssigen Neuigkeiten über diese Kultur berichten, sondern nur Dinge sagen, die so banal sind, daß sie meines Wissens noch nie gesagt worden sind. Also: die bürgerliche Kultur ist bekanntlich Familienkultur, aber ernst genommen wird sie, soweit man's nicht von Berufs wegen tut, nur von den Jugendlichen und den Frauen, d. h. den »Unmündigen«, ohne die sie wohl nie entstanden und gediehen wäre. Interessant, ja skandalös ist ja schon, daß die herrschende Kultur gar nicht von der herrschenden Klasse getragen wird, sondern, zumindest seit der Spaltung des Bürgertums in ein (kleines) großes und ein (großes) kleines, von einer Art Dienstklasse und in dieser wiederum – das setzt allem die Spitze auf – von dem praktisch unterdrückten Teil, eben den Frauen und Jugendlichen. Sie sind in gewissem Sinne freigestellt vom ökonomischen Konkurrenzkampf, dafür betreiben sie die Bildungskonkurrenz. Ich will keineswegs abstreiten, daß es auch gebildete Männer gibt (sie waren ja mal Jünglinge), es gibt sogar eine wachsende Schicht von Intellektuellen, die von ihrer Bildung leben, mit ihr konkurrieren – aber das können sie nur, weil es jene Unmündigen gibt, die daran glauben. Nun ist diese Kultur des (Klein)Bürgertums ihrem Selbstverständnis nach bekanntlich keine Klassenkultur, sondern universal – gemäß der bürgerlichen Aufklärung mit ihren Menschheitsvervollkommnungs- und -beglückungsträumen –, und dieses Selbstverständnis, das ihr heute gern als Mystifikation vorgeworfen wird, mag zwar falscher Schein sein, ist aber ein *objektiver* Schein, der erzeugt wird durch ihre Vermittlung über den Markt (statt über Mäzenatentum, direkte Aufträge von privater oder öffentlicher Seite etc.). Auch das ist noch eine Trivialität, aber hier wird die Sache (irr)witzig, was die plane linke Rede von der Kunst als Ware nie und nimmer sehen will: Über den Markt erwirbt man Waren und Arbeitskraft, also Kulturgüter, Kunstgegenstände, geistige und künstlerische Produktivkraft usw. Genau das aber erwirbt der Kleinbürger nicht oder nur in sehr bescheidenem Umfang und von minderer Qualität: Reproduziertes (Bücher, Druckgraphik, Noten, dazu ein Klavier . . .). Das heißt, er *besitzt* keine Kultur, im Gegensatz zum Großbürger, zur Aristokratie, die Originale in Händen

halten, sich Kunstfertigkeiten kaufen können, wenn ihnen der Sinn danach steht: dann wird die Dame des Hauses porträtiert, bei der Soirée tritt eine berühmte Sängerin auf, prostituiert sich ein namhafter Dichter oder Denker – das sind Kleinbürger, sie machen's gegen Honorar. Die Kehrseite davon: die herrschende Klasse braucht sich um Kultur nicht zu bemühen, sie hat sie (kann sie haben), die beherrschte Klasse braucht es auch nicht, sie hat keine eigene und kann mit der fremden nichts anfangen, aber die Zwischenklasse, die sie macht, muß sie sich aneignen – *durch den Kopf*. Das ist's. Die Hochachtung, die der Kleinbürger, auch wenn er sie nicht wirklich ernst nimmt (ernst ist nur das Leben), seiner Kultur zollt, ist die Folge dieser Aneignung durch den Kopf, die Barriere und Chance zugleich ist, da sie, ebenso wie die Köpfe, zwischen Borniertheit und Genialität schwankt: zwischen verdinglichendem Konsum und produktiver Weiterentwicklung.

Also: das Kleinbürgertum liest, macht Hausmusik, zeichnet ein wenig, geht ins Theater, in Konzerte und Ausstellungen, es eignet sich so die »großen Werke« an und macht sie in bescheidenem Maßstab nach, je nach Vermögen. Das spielt sich im Rahmen der Familie ab, nach außen dringt nichts (es sei denn z. B. bei einer Laienaufführung im Rahmen eines Vereinsfestes oder einer Wohltätigkeitsveranstaltung – von Familien getragenen Institutionen). Die Produkte solcher Bemühungen werden höchstens als Geschenke veräußert, niemals für Geld und Ruhm, das wäre einem peinlich – während es einem Adligen früher niemals peinlich war, sein Gedichtetes oder Gedachtes in die Öffentlichkeit zu tragen, es war ja nichts, was ihn identifizierte; entsprechend hatte er es besonders schwer, sich berufsmäßig als Künstler zu identifizieren: eine Schauspielerin aus vornehmem Hause mußte weit besser sein, um reüssieren zu können, als eine, deren Mutter, sagen wir mal, eine alleinstehende Wäscherin war. Das heißt aber nur: der Bürger identifiziert *sich* in seiner Berufsrolle und sie identifiziert *ihn*, einen anderen nicht. Der Adlige hat seinen Titel, der Arbeiter ist Arbeiter, wie der Bettler Bettler ist, aber der Bürger hat einen Beruf – deren Zahl geht in die Tausende, von den jeweiligen Rängen ganz zu schweigen. Am liebsten wäre es ihren Trägern wohl, es gäbe alle diese Titel nur einmal: jedem seinen eigenen, besonderen. Dann erst wäre jeder mit sich selbst identisch. Grotesk ist nur, daß jene, die aus diesen kleinbürgerlichen Berufs- und Karrierezwängen ausbrechen, um Künstler zu werden, dies nur tun können, indem sie nun das Dichten, Malen, Musizieren, Schauspielern etc. zu *ihrem Beruf* machen, und zwar nicht irgendwann, sondern im angemessenen Alter; sind sie dann einmal als Dichter, Maler usw. identifiziert, so bleiben sie's für immer. Damit fallen auch alle Hemmungen weg: und sei das Gedicht, das Bild auch noch so schlecht, es kommt auf den Markt und wird (falls es wird) als »Werk« konsumiert. Was hingegen in der

kunstsinnigen Kleinbürgerfamilie produziert wird, sind keine Werke, höchstens Versuche, Proben, die als »artig« gelten, ein »schönes Talent« beweisen und der »Erbauung« dienen. Man lebt nicht davon, eher dafür. Und doch auch davon: diese Kultur hat nicht zuletzt den Zweck, die »Ware« Jungfrau zu veredeln oder überhaupt erst marktgängig zu machen (darin konvergiert sie mit der »Tugend«). Und beim Sohn hat sie die Funktion, ihn in die nutzlose Welt des Wahren/Schönen/Guten einzuführen, bevor er in die nützliche der Geschäfte tritt, um ihm die Diskrepanz zwischen Sein und Sollen, Alltag und Anspruch drastisch vor Augen zu führen: das hilft über manche Fährnisse und Demütigungen hinweg und wirkt doch weiter als Stachel, der den Jüngling, den Mann motiviert, immer Neues zu ersinnen, zu erfinden, zu fabrizieren – wodurch diese quirlige Kleinbürgerwelt mit ihrer gigantischen Bastelei in Gang gehalten wird.

Der Kleinbürger sei bequem, borniert, stur, hört man oft sagen. Im Gegenteil: diese emsige ökonomische, politische, moralische, emotionale Bastelei des kleinen Selbständigen oder Angestellten, um sich durchzuwinden, durchzuboxen, durchzumogeln und dabei seinen kleinen Stolz zu bewahren! Andre machen dasselbe, nur unter günstigeren Bedingungen, in weiterem Rahmen und gehen deshalb in das Bewußtsein der Mit- und Nachwelt ein. Dagegen der große Unternehmer, der angeblich so dämonische Neuerer und Beweger, was tut der schon viel? Ja, als er noch Gründer war, da war er nichts anderes als ein gewiegter kleinbürgerlicher Bastler; als großer Boß dagegen bastelt er höchstens noch Konzerne, und dazu bedarf's etwa der Intelligenz eines Skatspielers und der Moral eines Schlächters; den Rest besorgen andere für ihn. Das würde einen richtigen Kleinbürger nicht befriedigen, immer nur Anweisungen zu geben: er will sich auch mal ducken und krümmen. Vor allem will er aufsteigen, was er aber nur kann, solange er noch nicht oben ist. Und berühmt werden will er . . . So nützt denn mancher seine Chance, und schon wächst ein großer Dichter oder Denker, Entdecker oder Erfinder, Strauß oder Springer nach, und die Kultur, die auf diesen Nachwuchs, diese ständigen Innovationen angelegt ist, läuft und läuft und läuft; der Kleinbürger läuft gierig hinterher, sei's auch schimpfend.

Natürlich kenne ich die »Fragen eines lesenden Arbeiters«. Ich weiß schon, der Kleinbürger »schafft« nicht *alles;* nur: der Arbeiter käme gar nicht auf die abwegige Idee, all diese komischen, großartigen, unnützen Dinge anzukurbeln, die man ihn dann ausführen heißt. Und nebenbei: dieser lesende Arbeiter ist ja eigentlich schon ein Kleinbürger, seine Fragen jedenfalls sind kleinbürgerlich. (Wie überhaupt jeder Arbeiter, der sich politisch oder literarisch äußert, dies nur in den vorgestanzten, also kleinbürgerlichen Formen tun kann, wenn er sich über seinen engsten Kreis

hinaus verständlich machen will – ein Manko, das er übrigens mit dem Bourgeois teilt. Und wenn er gar noch Funktionär wird, ist er dem kleinbürgerlichen Organisationsdenken bald so verhaftet, daß von Klassenverrat zu reden keine Übertreibung ist.)

Mir klingen jetzt, schon im voraus, die Schmerzensschreie meiner marxistischen Freunde in den Ohren, um die sie mir bald ihre Lieblingswörter schlagen werden: Warenfetisch, Geldschleier, Kapitalverwertungsinteressen, Handlanger, Kleinbürger! Eben. Ich kenne die einschlägigen Zitate, ich kenne auch ein paar, die weniger eingeschlagen sind, und ich habe bei der Lektüre der Blauen Bände immerhin begriffen, daß die Logik des Kapitals nicht die der Geschichte ist; wer das annimmt, fällt weit hinter Marx in teutonischen Idealismus zurück. Zugegeben: »das Kapital« tut praktisch alles. Aber wer tut es wirklich? Wer hat die Maschinen erfunden, die Produktion organisiert, die Waren verkauft und auch noch konsumiert? Fragen eines lesenden Kleinbürgers.

Die erste Frage ist: Warum entstand der Kapitalismus gerade im westlichen Europa und nicht etwa im vorderen Orient, wo die Ausgangsbedingungen, rein ökonomisch gesehen, eher günstiger waren? Die verschiedenen dafür angebotenen Erklärungen – die bekanntesten sind die von der Entstehung des Kapitalismus aus der ursprünglichen Akkumulation bzw. aus der innerweltlichen Askese –, verschieben nur das Problem: Wie kam's zu jener Akkumulation und nicht nur zur Schatzbildung, wie zu jener Askese und nicht nur zu Bußübungen, wie es in der Feudalzeit, wenn auch auf getrennten sozialen Ebenen, gängig war? Dieser Prozeß brauchte Träger, es bedurfte einer schon verbreiteten psychischen und sozialen Disposition, damit er sich entfalten konnte. Ich will das jetzt nicht weiterverfolgen, mich vor allem nicht auf die leidige Debatte über Henne und Ei einlassen, sondern einfach mal behaupten: Das Gesuchte ist, wie ich es nennen will, die *Marktmoral*. Die Voraussetzungen dafür sind vor- und frühkapitalistische Verkehrsformen, genauer: die Bedingungen der sog. einfachen Warenproduktion, relativ enge Lebensverhältnisse in kleinen Städten bzw. Marktflecken, aber mit sich entfaltendem Handel, auch Fernhandel, dazu eine halbwegs verläßliche Zentralregierung, die durch ihr Gewaltmonopol die Vielfalt der intermediären, regionalen, feudalen Gewalten neutralisiert, und nicht zuletzt, was unser auf eine dürre Logik heruntergekommener historischer Materialismus stets sträflich ignoriert, ein mittleres Klima, das dafür sorgt, daß die Menschen sich immer wieder in kleinen Gruppen (wenn nicht einzeln) vor der Kälte und voreinander in ihre vier Wände zurückziehen. (Stell dir vor, in unseren Breiten herrschte auch nur die Hälfte des Jahres ein Wetter wie dieses Jahr im Juni/Juli – die Menschen wären anders, weniger das, was ich unter »kleinbürgerlich« verstehe. Und wenn sich diese Mentalität heute über die ganze Welt ausbreitet, auch in solchen Gegenden, wo

man sich eher vor der Wärme als vor der Kälte zurückzieht, so ist das sicher nur möglich, weil sich gleichzeitig auch die Klimaanlagen ausbreiten, die das Frösteln lehren.) Also die Marktmoral, die sich in einer überschaubaren, wohldosierten Öffentlichkeit entfaltet: man begreift sehr schnell, daß man, wenn man schlechte Waren liefert, seine Kunden verliert; das wissen bald alle Nachbarn, sie üben eine unmittelbare soziale Kontrolle aus. Man lernt somit in der täglichen Praxis, was »Redlichkeit«, »Anstand«, »Treu und Glauben« und deren Verletzung ist: was es bringt und was es kostet. Und man lernt auch das Schwerste: so zu betrügen, daß man sich selbst wie den anderen dabei redlich vorkommt und einen schönen Gewinn daraus zieht. Zu all dem braucht man keinen lieben Gott, auf den man sich aber gern beruft: das wärmt, das heiligt noch die größte Gaunerei. Man braucht dazu nicht einmal ein Gewissen – das (bürgerliche) Gewissen ist vielmehr das Produkt, der moralische, d. h. zur Moral erhobene Mehrwert dieser unmittelbaren Erfahrungen im Verkehr mit den Nachbarn über den Markt. Seine Ge- und Verbote lassen sich reduzieren auf den Satz: Du sollst nicht kurzfristige Vorteile (Annehmlichkeiten) auf Kosten möglicher langfristiger Gewinne (jenseitiger Belohnungen) begehren. Oder pragmatischer: Halte den Spatz fest in der Hand, aber strebe nach der Taube auf dem Dach. Oder ganz kurz: Kalkuliere!

Dank solcher und ähnlicher Maximen, die, über die Sozialisationsagenturen weitergereicht, zu psychischen Dispositionen und, durch tägliche Erfahrung verstärkt, zu Verhaltensmustern wurden, konnte der Kapitalismus sich »naturwüchsig« (d. h. parasitär) entfalten und, als er dann ganz andere Wege ging, auch weiterhin mit der Stützung und Förderung der *maß*-geblichen Bevölkerung rechnen, da ja die früh- und kleinbürgerliche Marktmoral, ideologisch verfestigt, weiterhin den gesellschaftlichen Wertehimmel bestimmte, also auch für die nötigen Erwartungshaltungen, Loyalitäten, Sanktionen sorgte. Heute ist das eine längst obsolet gewordene Moral, und es kommt deshalb auch zu entsprechenden Reibereien, wenn sich z. B. der biedere Buchhalter gegen eine krumme Transaktion, der redliche Techniker gegen eine riskante Materialeinsparung sträubt. Innerhalb der Betriebe zieht dann die altbackene Marktmoral meist den Kürzeren, die aber im öffentlichen Bewußtsein noch unangefochten ist. Wie lange noch? Schwer läßt sich sagen, ob der heutige Kapitalismus besser führe, wenn der von ihm praktizierte Zynismus zur allgemeinen Moral gediehe (Nestlé-Moral könnte man sie in diesem Jahr nennen), ob er nicht vielmehr auf jene bieder-gewitzte (freilich ein bißchen durchlöcherte) Marktmoral bauen muß, um weiterhin seine kleinbürgerlichen Handlanger ein- und seinen auf sie gemünzten Schund absetzen zu können. Denn alle diese braven Leute produzieren und konsumieren ja immer noch und immer wieder viel weniger Güter als deren Moral.

Eng mit der Marktmoral verbunden ist ein anderes, oft beschworenes Grundprinzip der bürgerlichen Welt: ihr *Individualismus*. Der einzelne soll autonom sein. Diese progressive Idee der Aufklärung, so wird uns gesagt, sei von der Idee des autonomen Unternehmers, des selbständigen Wirtschaftssubjekts abgeleitet – die jene aber eigentlich schon voraussetzt, wie ich meine. Die Autonomie-Forderung, scheint mir, war von Anfang an privatistisch und polemisch: gegen die tatsächlich bestehenden Bindungen des Individuums durch Familienverband, Zunft, Gemeinde, Feudalgewalten, höfische Privilegien und Monopole etc. gerichtet, die sie immer (implizit) mitdenkt – was später in Vergessenheit geriet. Man tat so, als gäbe es diese äußeren Zwänge nicht; so konnten sie sich ungestört fortzeugen, ohne das »autonome« Ich zu sekkieren: es wurde zur Black Box.
Wirklich autonom war (oder fühlte sich) der Bürger nur innerhalb seines Hauses, gegenüber Frau und Kindern und Gesinde – als Haustyrann. Hier allein konnte denn auch die Idee der autonomen Persönlichkeit florieren und zum Grundprinzip zwar nicht der bürgerlichen Welt, wie man uns weismachen will, aber der bürgerlichen Psychologie werden. Ich vermute, daß alles, was bis heute unter dem Titel Psychologie läuft, eine verdinglichte Abstraktion von früh- und kleinbürgerlichen Erfahrungen oder Wunschträumen ist. Aspirationen, die einst den faktisch bestehenden Zwängen und Bindungen abgetrotzt worden sind, werden der durch die kapitalistischen Verkehrsformen geschaffenen tatsächlichen Vereinzelung der Individuen verklärend aufgestülpt, bis hin zu Eriksons Identitätspsychologie. Das »autonome« Ich, die »reife« Persönlichkeit soll »reife« Bindungen mit einer anderen, ebenso »in sich gefestigten« Person eingehen, um voller »Verantwortung« eine neue Familie zu »gründen«, wo wiederum Kinder die Stadien der Reifung durchlaufen, über Urvertrauen, Sphinktertraining, Rollenspiele, Ödipusproblematik und deren Lösung usw., bis sie die »volle Ichstärke« (Charakterstärke, Seelenstärke) erlangt haben und die alte Scheiße von vorn beginnt. Diese sich als allgemein verstehende Psychologie (an deren Modell die Tiefenpsychologie nichts Entscheidendes geändert hat) ist in Wahrheit die Ideologie der Privatsphäre. Psychisches und Privates werden gleichgesetzt. Ausgeblendet bleibt alles andere: das Individuum in seinen wirtschaftlichen, politischen und sonstigen öffentlichen Beziehungen. Über den schalen Rest macht sich dann die *Massenpsychologie* her, die aber, per definitionem, nicht von den anständigen Bürgern handelt. In die Lücke tritt heute, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, die *Gruppenpsychologie* mit ihrer Lehre vom angstfreien Ringelreihen, die, in Ermangelung eines besseren, den Dunst der kleinbürgerlichen Kinderstube in den Berufs- und Freizeitalltag zu pumpen verspricht.
Damit du mich nicht falsch verstehst: ich meine nicht, daß die psychologischen Theorien nur Schwindel, bestenfalls falsches Bewußtsein sind. Sie

sind durchaus auch angemessener Ausdruck einer partiellen (epochen-, klassen-, sektionsspezifischen) Realität, auf die sie ihrerseits zurückwirken – erkenntnisorientierend, handlungsanleitend. Man könnte sogar sagen, daß das Prinzip der Individualität qua Ich-Identität *der* Mythos der bürgerlichen Gesellschaft sei, d. h. die »Illusion«, in der und dank der sie lebt, der geheime Motor ihres Funktionierens. Also weder wahr noch falsch, sondern eben *wirksam*, so wie der Mythos irgendeiner primitiven Gesellschaft auch. Die kapitalistische Produktionsweise führt nur zur Vereinzelung der Individuen; die Vereinzelung aber muß positiv besetzt, muß überhöht und verklärt werden, weil sonst alles im Eimer wäre. Diese Verklärung leistet der vom Kleinbürger gezimmerte Überbau, der insofern auch Basis ist. Je brüchiger sie wird, desto mehr muß sie gestützt, gepäppelt werden – sei's nun durch Heroisierung des Individuums wie in vielen Romanen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis hin zu d'Annunzio oder Heinrich Manns *Göttinnen*, oder besser zu Josef Conrads *Lord Jim*, diesem fantastischen Portrait eines Heros, das gleich noch die Bedingungen seiner Produktion, d. h. seine Entlarvung mitliefert; oder sei's durch immer subtilere Differenzierung dieser brüchigen Identität, wodurch sie hinterrücks zum Kosmos wird, also (um es wieder mit literarischen Beispielen zu sagen) der Weg von Flaubert über Proust zu Joyce (oder zu Musil und Svevo). Das wissenschaftliche Pendant dazu ist die Theorie Freuds; sie hat aus der Einsicht, daß das Ich nicht mehr Herr im eigenen Hause ist, nur (nur?) die Konsequenz gezogen, es mit dem Ödipus-Knüppel zu traktieren, um es zu stählen. Und wenn nun heute eine szientistisch bornierte Psychologie, von der allgemeinen Prämisse der Ich-Identität ausgehend, die ganze Menschheit mit einer Flut von Gutachten und Tests, Strategien und Therapien überzieht, wird der (klein)bürgerliche Mythos wahrhaft imperialistisch. Seine Opfer bevölkern die Heime und Anstalten.

Ich sagte vorhin, der öffentliche Bereich bleibe aus dieser Individual-, lies Privat-Psychologie ausgeschlossen. Tatsächlich aber hat er sich von Anfang an durch die Hintertür in den Privatbereich eingeschlichen und führt dort sein Regiment, was in der bürgerlichen Psychologie allerdings nur metaphorisch zum Ausdruck kommt. In der Sprache der Liebe beispielsweise: Hier setzt sich, nach der feudalistischen Metaphorik des ritterlichen Tourniers und der höfischen Metaphorik des Scharmützels die des Marktes durch. Schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts tauchen Ausdrücke wie *la gage d'amour* auf, und seit dem 18. Jahrhundert wird es dann zur Regel, geschlechtliche Beziehungen wie geschäftliche, emotionale wie debitorische zu beschreiben (zu praktizieren): ich liebe dich soviel, du mich nur soviel, also schuldest du mir Liebe – was längst nicht mehr metaphorisch gemeint ist, sondern wörtlich, zumal in der Rede der Eltern gegenüber dem Kind.

Erst durch solche Versachlichung der Seele, der übrigens eine Beseelung der Sachen korrespondiert (zur privaten Ausstattung des (Klein)Bürgers gehört ein ganzer Haufen Gefühlsheu: an sich ganz wertlose Dinge, die aber einen hohen Affektionswert besitzen, der dem Marktgeschehen spottet und deshalb die Illusion verschafft, es gäbe eine autonome Innenwelt, die wahre) – erst durch die Versachlichung der Seele wird es möglich, psychische Prozesse als solche zu erfassen, zu beschreiben, anstatt nur als Zustände wie jahrhundertelang vorher, als man eben in Liebe oder Haß, in Stolz oder Eifersucht fiel und darin verharrte, bis der nächste Zustand eintrat, worüber die von der Antike überkommene und bis Shakespeare gültige Affektenlehre typologisch Rechenschaft ablegte: der Liebende benimmt sich so, der Eifersüchtige so . . . Deshalb ist ja Hamlet, etwa verglichen mit Othello, eine so »moderne« Figur: weil sein *Zweifel* an den eigenen Gefühlen Handlung wird, Geschichte macht – bürgerliche Geschichte, die, wenn ich's so verkürzt geistesgeschichtlich sagen darf, von Tristram Shandy und Anton Reiser bis zu Zeno Cosini führt, diesem genialen Krämer seiner Seele.

Ihre Vollendung findet die psychologische Krämer-Metaphorik übrigens bei Freud, wo sie sich gleichsam mit Blut und Sperma füllt, mit Triebenergie. Der »psychische Haushalt«, den er analysiert, ist der Haushalt des (klein)bürgerlichen Familienbetriebs, wo die Mechanismen der Einsparung, der Verdrängung/Verschiebung/Verlagerung, der Zensur und der Sublimierung spielen und wo, infolge der affektiv unterkühlten, emotional überhitzten Atmosphäre in den Beziehungen zwischen den Beteiligten, besonders zwischen Mutter und Kindern, ein Kommunikationsdruck entsteht, der überspitzt charakterisiert wird von der bekannten Empfehlung an die jiddische Mama: »Schenken Sie Ihrem Sohn Marvin zwei Sporthemden. Wenn er zum erstenmal eines der beiden trägt, blicken Sie ihn traurig an und sagen Sie: ›Das andere gefällt dir nicht?‹«

Der Fluchtpunkt des bürgerlichen Individualismus ist die Schizophrenie. Da aber die Welt, in der sich der Kleinbürger bewegt – von der Familie und der sie verlängernden Schule über die Lehr- und Studienzeit in den Beruf und die Ehe hinein: eine Einbahnstraße mit Wende- und Parkverbot –, ihrerseits schizoid ist, jedenfalls in ihren Anforderungen an das Individuum, das zugleich autonom und devot, souverän und anpassungsfähig, beherrscht und dynamisch, berechnend und großzügig, sparsam und spendend sein soll (die Stellenanzeigen und Nachrufe bestätigen es), ist seine Prägung durch jene Art der Aufzucht durchaus adäquat: den Zumutungen des späteren Lebens angemessen. Womit sie freilich noch nicht realitätsgerecht wird. Der Irrsinn, der in den daraus resultierenden Verkehrsformen tatsächlich steckt, kommt gerade dort zum Ausdruck, wo dieser Verkehr ganz pragmatisch erfaßt und analysiert wird: als *die* Kommunikation

schlechthin. Also etwa in der heute grassierenden Kommunikationstheorie von Watzlawick et al. »Man kann nicht nicht kommunizieren«, lautet ein Grundaxiom. Jedes Individuum wird als ein System begriffen, das ständig Signale aussendet und auf Signale reagiert; die Motivation und der Sinn solcher Kommunikation bleiben ausdrücklich ausgespart, als unerheblich. Es kommt nur auf die Abläufe an, und die sind entweder »normal« oder »gestört«. Ein Beispiel, weil es so schön alltäglich ist:

Mann (zum Therapeuten): Aus langer Erfahrung weiß ich, daß ich sie alles auf ihre Weise machen lassen muß, wenn ich zu Hause Ruhe haben will.
Frau: Das ist nicht wahr – mir wäre es nur recht, wenn du etwas mehr Initiative hättest und wenigstens hin und wieder etwas selbst entscheiden würdest, denn . . .
Mann (unterbricht): Du würdest das nie zulassen!
Frau: Nur zu gern – doch wenn ich zuwarte, tust du nichts, und dann muß *ich* alles im letzten Augenblick tun.
Mann (zum Therapeuten): Sehen Sie? Man kann die Dinge nicht dann tun, wenn es notwendig ist – sie müssen schon eine Woche vorher geplant und organisiert werden.
Frau (wütend): Nenne mir ein einziges Beispiel aus den letzten Jahren, wo du eine Entscheidung getroffen hast.
Mann: Ich kann dir deshalb keins nennen, weil es für alle, auch für die Kinder, besser ist, wenn ich dir deinen Willen lasse. Das hab' ich sehr früh in unserer Ehe lernen müssen.
Frau: Du warst nie anders – von Anfang an hast du alles mir überlassen.
Mann: Nun hör dir bloß das an! (Pause. Dann zum Therapeuten) Ich nehme an, sie meint damit, daß ich sie immer gefragt habe, was *sie* wollte – z. B. »Wohin würdest du heute abend gern gehen?« oder »Was möchtest du am Wochenende tun?« Und statt zu verstehen, daß ich nett zu ihr sein wollte, wurde sie meistens wütend . . .
Frau (zum Therapeuten): Ja, und was er immer noch nicht begreift, ist, daß man, wenn man Monat für Monat dieses »*Alles*-was-du-willst-ist-mir-recht«-Gerede hört, schließlich merkt, daß *nichts*, was man will, ihn wirklich interessiert.
(P. Watzlawik / J. H. Beavin / D. D. Jackson, *Menschliche Kommunikation*, Bern 1969, S. 94 f.)

Nicht gesagt wird in diesen »Theorien«, daß, ihren stillschweigenden Prämissen zufolge, gestörte Kommunikation immer das Ergebnis einer gestörten Hackordnung ist. Wo die Autoritätsstrukturen intakt sind, sind auch die Beziehungen, folglich die Bedeutungen klar. Heute liegt da manches im Argen, und das könnte ein Hinweis darauf sein, daß die Kleinbürgermentalität – in dem Augenblick, wo sie im Begriff steht, die Weltherrschaft anzutreten – eine Herrschaftskrise durchmacht; vielleicht deshalb, weil sie traditionell auf eine oberste Machtrolle – Gott, König, Führer, Vater – ausgerichtet war, an der sich alle anderen Autoritätsstrukturen orientieren konnten, während jetzt, wo es nicht mal mehr eine klar, d. h. personal identifizierbare Oberschicht gibt, das ganze Gefüge wankt. Einer der bestechendsten Züge des Kleinbürgers ist (war) ja sein geradezu genialer Instinkt für Machtverhältnisse, Herrschaftsstrukturen – darauf spielte er wie seine Tochter auf dem Klavier. Wo hat er das gelernt? Wo gelernt, nicht in einer einmal eingenommenen Haltung zu verharren, sondern bald Herr, bald Diener zu sein, und fast gleichzeitig? Wieso wittert

schon der Ladenschwengel, welchen Rang seine Kundin hat? Woher weiß der subalterne Beamte oder Angestellte, der Lehrer oder Polizist fast instinktiv, was nicht zu wissen und zu berücksichtigen seinem Fortkommen schaden würde? Früher gab es äußere Kennzeichen – heute sind die Machtverhältnisse weniger offen und durchsichtig. Immerhin, man macht schon in früher Kindheit seine Erfahrungen (Michael Molsner hat sie in diesem Heft sehr plastisch beschrieben), und in der Schule lernt man manches hinzu (die höchsten Berge, größten Feldherren, kleinsten gemeinsamen Nenner etc. sind doch nur Vorwand); man lernt hier z. B., welcher Lehrer verwundbar ist und durch wen, das hat man schon mit zehn heraus. Insofern ist die Schule, von Kleinbürgern betrieben, eine wahre Kleinbürgerinstitution. Die Arbeiterkinder profitieren hier weniger, die Kinder der herrschenden Klasse haben diese Lektion nicht nötig, aber der zukünftige Kleinbürger kriegt hier alles mit, was er fürs Leben braucht: Machtverhältnisse abschätzen und seinen Vorteil daraus ziehen. Der Trend geht nun dahin, via Vorschule und anderer Brücken auch die Arbeiterkinder in den Genuß dieser Initiation kommen zu lassen, und selbst die höheren Töchter und Söhne zeigen sich lernwillig. Aber was soll's, wenn sie ihre Kenntnisse später nicht anwenden können? Nur wenigen von oben und unten ist der Weg in die goldene Mitte geebnet.

Der Weg in das Zwischen-oben-und-unten, das selbst wieder so vielfach gegliedert ist durch soziale und psychische Hackordnungen, die keineswegs immer synchronisiert sind, weil sie auf verschiedenen Ebenen laufen, teils mitten durchs Individuum hindurch, dieser Weg führt nicht in eine »Klasse«, sondern in eine Welt. Wenn man, wie üblich, das Schwanken des Mittelstandes nur aus seiner Position zwischen Ober- und Unterklasse erklärt, muß man es verkennen. In Wahrheit ist dieses Schwanken der Reflex seiner Ubiquität: die Kleinbürger sind überall, eine Über-Klasse, wenn man so will. Die Zwischenposition, in der das Bürgertum angetreten war, ist überholt. Artikuliert wurde sie vor 250 Jahren durch einen Bremer Kaufmann, der ein ansehnliches Vermögen erworben und sich damit in England niedergelassen hatte, um es zu genießen – vom alten Crusoe nämlich, Robinsons Vater, der zu seinem abenteuerlustigen Sohn also sprach:

»Er sagte, auf Abenteuer in die Fremde zu gehen, um durch Unternehmungen hochzukommen und sich berühmt zu machen, die vom gemeinen Wege abwichen, das sei etwas entweder für Stiefkinder oder für ungewöhnliche Günstlinge des Schicksals, für mich aber sei all das zu hoch oder zu gering; ich gehöre zum Mittelstande des Lebens, der seiner langen Erfahrung nach der beste Stand in der Welt sei, am zuträglichsten für das Glück eines Menschen, gesichert vor dem Elend, den Entbehrungen, Mühen und Leiden des handwerkenden Teiles der Menschheit und frei von dem Hochmut, der Üppigkeit, dem Ehrgeiz und Neid ihrer Höhen . . .«
(Daniel Defoe, *Robinson Crusoe*, deutsch von Hans Reisiger, Zürich 1957, S. 7 ff.)

Aber der wahre Prototyp des Kleinbürgers ist Robinson selbst, der diese Lehren in den Wind schlug und auf einer Insel strandete, wo er die ganze Kultur neu erschuf im ungebrochenen Bann jener Kultur, aus der er kam und der er alles verdankt: gerettete Materialien, überlieferte Techniken, überkommene Lebensformen, verinnerlichte Überzeugungen und Maximen, bis hin zum mittelständischen Zeitplan, den er mit Sonn- und Werktagen auf seiner Insel einführt. Er hält das alles für natürlich, paßt es seiner neuen Umwelt an, schickt sich in's Unvermeidliche, erwehrt sich aber mit frommer Hinterlist der Wilden, dressiert sich einen davon zum willfährigen Subjekt und macht aus allem das Beste – eine schöne neue Welt. Jeder Kleinbürger, auch wenn er auf Tuchfühlung mit Millionen anderen lebt, ist im Kern ein Robinson. Er schafft sich seine Welt aus Versatzstücken der bereits erschaffenen, er ist ein Bastler, der den nächsten eifersüchtig beäugt, seine Bastelei möglichst vor ihm verbirgt, aber nicht müde wird, darüber zu reden, sie und sich zu interpretieren. Wir Kleinbürger interpretieren unentwegt, was wir sind, was wir tun, überziehen die ganze Welt mit Interpretationen (gleichviel, in welchem Grad der Bewußtheit und Artikuliertheit), und diese Interpretationen *machen* die Welt. Sie machen zwar nicht die großen gesellschaftlichen Prozesse und geschichtlichen Ereignisse, aber sie gestalten diese aus, geben ihnen Sinn und Form (selbst noch dem Faschismus gaben Kleinbürger Sinn und Form), wenn auch oft wirren Sinn und scheußliche Form, da sie ja immer neu sein müssen und darum das Immergleiche beschwören, bis in den letzten Winkel der Welt. Steht diese erst 150 Jahre alte Rasse im Begriff, die Weltherrschaft anzutreten?
Man hat ihr oft vorgeworfen, sie verhindere jede große Veränderung, jede Revolution. Im Gegenteil! Sie – zwar nicht die Klasse oder Rasse, aber einzelne ihrer Exemplare – hat bisher alle Revolutionen ausgeheckt und angezettelt und gemodelt und schließlich in ihre Bahnen gelenkt. Eher könnte man dem Kleinbürger vorwerfen, daß er andere, Nicht-Kleinbürger beschwätzt, engagiert, damit sie ihm seine Revolutionen machen, so wie es der Arbeiter Kalle dem Physiker Ziffel vorwirft:

Ziffel: . . . So kommt der Prolet zu seiner Mission, die Menschheit auf eine höhere Stufe zu heben.
Kalle: Gegen diese Mission bin ich immer gewesen, sozusagen instinktiv. Es klingt schmeichelhaft, aber den Schmeichlern mißtrau ich immer. Sie nicht? Ich wäre neugierig, was das Wort Mission heißt, ich mein wörtlich.
Ziffel: Es kommt vom lateinischen mittere, schicken.
Kalle: Ich hab mirs gedacht. Der Prolet soll wieder der Geherda sein. Sie denken sich einen Idealstaat aus, und wir sollen ihn schaffen. Wir sind die Ausführenden, Sie bleiben die Führenden, wie? Wir sollen die Menschheit retten, aber wer ist das? Das sind Sie . . .
Ziffel: Versteh ich Sie recht: Sie weigern sich, die Menschheit zu befreien?
Kalle: Jedenfalls zahl ich ihr nicht den Kaffee . . .
(Bertolt Brecht, *Flüchtlingsgespräche*, Frankfurt 1962, S. 84 f.)

Für den Kleinbürger muß es immer gleich *die Menschheit* sein, daran hat sich seit 1852 nichts geändert, als Marx schrieb: »Man muß sich nur nicht die bornierte Vorstellung machen, als wenn das Kleinbürgertum prinzipiell ein egoistisches Klasseninteresse durchsetzen wolle. Es glaubt vielmehr, daß die besonderen Bedingungen seiner Befreiung die allgemeinen Bedingungen sind, innerhalb deren allein die moderne Gesellschaft gerettet . . . werden kann« *(Achtzehnter Brumaire)*. Der Kleinbürger denkt zwar nur an sich, aber er denkt sich, den einzelnen, als ein Allgemeines, als die Menschheit. Am drastischsten zeigt sich das in der Konkurrenz linker Individuen und Minigruppen, deren trotziger Anspruch auf Allgemeinheit so kleinbürgerlich ist wie die Würstchenkultur, die sie befehden, aber gar nicht so harmlos, weil er blind macht für die wirklichen Bedingungen und Leistungen dieser Kultur, die die Menschheit nicht beglücken will, sondern befriedigen, gerade auch in ihren kleinbürgerlichen Bedürfnissen. Die Interpretation dazu liefert sich der Kleinbürger lieber selbst – darin unterscheidet er sich nicht von seinem Agitator. Sie sind sich auch darin einig, daß sie für ihre Interpretationen letztlich gar nicht einstehen müssen, weil sie ja ins Allgemeine reichen, ins Reich der großen Bedeutungen, die allemal weiblichen Geschlechts sind.

Damit komme ich – nach vielen freundlichen Worten über den Kleinbürger, die ihn gar nicht loben sollten (da gibt's nichts zu loben), sondern nur versuchen wollten, diesen seltsamen Typus ein wenig zu durchleuchten und dir damit zugleich etwas über mich zu erzählen – zu meinem Anfang zurück, zu jener rührenden Frauenpose auf dem Bild von Hicks, die weiterlebt in tausend ähnlichen und die für mich – ich kann nun mal das Interpretieren nicht lassen – der Inbegriff der kleinbürgerlichen Einstellung zur Frau ist: sie wird aufgespalten in eine empirische und eine ideale, eine unterdrückte, die für die Bedürfnisse, und eine überhöhte, die für die Aspirationen des Kleinbürgers einzustehen hat, wodurch er sich selbst doppelt entlastet . . . Trotz aller verwunderlichen, oder gar nicht so verwunderlichen, eher naheliegenden, weil so kleinbürgerlichen Ausdrucksformen der heutigen Frauenbewegung: das, wofür sie einsteht (und was sich außerhalb ihrer Denk- und Erfahrungsbarrieren z. T. schon viel weiter entwickelt hat), könnte bewirken, daß jene Aufspaltung der Frau rückgängig gemacht, daß dem kleinbürgerlichen Mann seine Idealfigur, sein Werte-Mannequin weggenommen wird, so daß er seine Deutungen und Träume endlich selbst verantworten muß und die Frau die ihren auch, um die sie so lange betrogen worden ist. Erst wenn das erreicht ist, wenn der Verkehr zwischen ihnen, zwischen allen statt auf Rollen und Funktionen auf Subjektivität gründet, kann man an weitere Veränderungen denken. Solche ohne Tauben und Fahnen. Ohne Posen.

Alfred Krovoza / Axel R. Oestmann
Kleinbürger in Deutschland
Soziale und politische Konturen einer »verhinderten Klasse«

»Er selber ist bloß der soziale Widerspruch in Aktion.« (Marx)

I

«Je mehr das geschichtliche Handeln von Menschen und Menschengruppen durch Erkenntnis motiviert ist, um so weniger braucht der Historiker auf psychologische Erklärungen zurückzugreifen . . . Je weniger das Handlen aber der Einsicht in die Wirklichkeit entspringt, ja, dieser Einsicht widerspricht, desto notwendiger ist es, die irrationalen, zwangsmäßig bestimmenden Mächte als psychologische aufzudecken.« (H. Horkheimer, »Geschichte und Psychologie«, in: *Kritische Theorie I*, Frankfurt 1968, S. 20)

In dieser von Max Horkheimer unternommenen Funktionsbestimmung von Psychologie scheint die historische Situation durch, die diese Bestimmung notwendig macht. Diese Situation wird von Horkheimer nicht ausdrücklich thematisiert, bestimmt aber den Gang seiner Argumentation: es sind die Jahre des Vorfaschismus, in denen die soziale Revolution ausbleibt, obwohl ihre objektive Möglichkeit, sofern sie sich ausschließlich am Entwicklungsniveau der Produktivkräfte bemißt, gegeben wäre. Es ist der Kontext einer sozialen Lage, in welcher der Kapitalismus durch die Weltwirtschaftskrise als historisch obsolete Gesellschaftsform einerseits durchschaubar geworden ist, andererseits aber eben dieser Kapitalismus sich im politischen Herrschaftssystem des Faschismus zu perpetuieren droht. Diesen Widerspruch und damit die beunruhigende Erfahrung zu erklären, daß sich die Menschen kurzfristig immer wieder gegen ihre langfristigen Emanzipationsinteressen entscheiden, reichen ökonomische Analysen allein nicht aus.

Das Klassenhandeln des Kapitalisten wird sich der psychologischen Erklärung entziehen, es sei denn er beutet die Psychologie anderer Klassen für sein Interesse aus. Er handelt als Charaktermaske, nicht als Charakter. Das Handeln und Nicht-Handeln ›schwankender‹ und heteronomen Interessen unterworfener Schichten dagegen bedarf der psychologischen Erklärung. Damit sind wir bei unserem Thema.

Denn gerade kleinbürgerliches Verhalten wird ohne psychologische Erklärungen uneinsichtig bleiben. Sie fallen aber nicht aus dem Himmel der Wissenschaften, sondern werden im »Kleinbürgertum« selber produziert.

Kleinbürgertum ist eine Residual- und Übergangskategorie: Es ist eine verschwindende, immer in Auflösung begriffene ›Klasse‹, deren soziale Position im Schnittpunkt unvereinbarer, sie sogar sprengender Interessen liegt, welche die Artikulation eines Eigeninteresses und die endgültige Konstitution zur Klasse nicht zulassen. In dieser dauernden Bedrohung entwickelt das Kleinbürgertum wirksame Mythen sozialer Integration, d. h. Kommunikations- und Verkehrsformen, ›Stile‹, Interieurs, ganze Landschaften und Innenwelten, die sich gesamtgesellschaftlich verbreiten und das Bedürfnis nach allgemein Menschlichem besetzen. Heute, auf dem vorläufigen Höhepunkt dieser Entwicklung, spielt das Kleinbürgertum eine soziale Rolle, die sich am ehesten mit dem Bild einer ökonomisch-sozialpsychologischen Schere beschreiben läßt (und auf die der Ökonomist lediglich mit fassungslosem Kopfschütteln zu reagieren weiß): obwohl das Kleinbürgertum ökonomisch bis zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft ist, beherrschen kleinbürgerliche Standards wesentliche Bereiche des gesellschaftlichen Überbaus – nicht nur in Deutschland, aber vor allem hier. In diesem Sinne wollen wir zwar keine Psychologie des Kleinbürgers schreiben, die geeignet wäre, dieses Rätsel restlos zu lösen, aber wenigstens die in den Analysen zu oft übersehenen Einbruchstellen von Psychologie in seinen Klassenprozeß markieren.

In der Verarbeitung traumatischer Umbruchserfahrungen und der Selbstverschleierung und Verdrängung seiner tatsächlichen sozioökonomischen Lage entwickelt das Kleinbürgertum Harmonievorstellungen und Synthesebedürfnisse, die früh schon soziale Schichten und Gruppen in ihren Bann zogen, die der strengen ökonomischen Definition des Kleinbürgers sich nicht ohne weiteres fügten. Diese »kulturelle« und ideologische Funktion verselbständigte sich rasch vom ökonomischen Schicksal der Klasse. Sie ist der Inbegriff ihrer enormen sozialen Integrationskraft wie ihrer politischen Schwäche. Das Kleinbürgertum vollzieht in seiner Geschichte den Funktionswandel von einer politisch-sozialen, prozeßhaft-diskontinuierlichen Klasse, in der der kritische Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus sich dauernd wiederholt und hinsichtlich seiner Gesellschafts- und Organisationsfähigkeit einen »chaotischen Naturzustand« (H.-J. Krahl, *Konstitution und Klassenkampf*, Frankfurt 1971, S. 194) hervorbringt, zur immateriellen, mythischen und ideologischen Basis des Alltagslebens im Spätkapitalismus, dessen Vergesellschaftungsniveau der Arbeit der kleinen Warenproduktion, in der das Kleinbürgertum ursprünglich fundiert war, die klassenbildende Qualität entzogen hat. Die Sozialgeschichte des Kleinbürgertums bleibt ohne seine Wirkungs- und Funktionsgeschichte, in die sie in der sozialen Realität immer schon übergeht, erklärungsschwach.

2

Im politisch und ökonomisch ebenso rück- wie randständigen Deutschland des frühen 19. Jahrhunderts ist das Kleinbürgertum der praktische Ausdruck des diskontinuierlichen und widersprüchlichen Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus, von der agrarisch-handwerklichen zur industriell-kapitalistischen Produktionsweise. Die Aufhebung feudaler Bornierungen: die Auflösung der Zunftverfassungen, die Einführung der Gewerbefreiheit, die Trennung von Produzenten und Verteilern, die Vervielfältigung der Warengattungen, die Entwicklung von Detailhandel und Großsortimenten unterwarfen diese Schicht einer teils gemütlich verschleierten, teils ruinösen Konkurrenz, einem wahrhaft gesellschaftlichen Naturzustand, der das bleibende Trauma dieser ›Klasse‹ ausmacht. Da das Kleinbürgertum das gewaltförmige Chaos der ursprünglichen Akkumulation in sich nicht gänzlich überwinden kann, die einzelnen Kleinbürger in ihresgleichen nur den Konkurrenten zu erkennen vermögen und es demzufolge weder über identifikationsfähige Erfahrungen verfügt noch autonome Interessen zu artikulieren imstande ist, bleibt es eine ›verhinderte Klasse‹. Das macht diese Klasse zum Träger von Chaosängsten und Katastrophenphantasien, die »für den gewöhnlichen Gang der Dinge« (K. Marx) in bürgerliche Reputation eingeschlossen bleiben. Das macht sie zum plastischen Material in den Händen eindeutigerer Interessen, als es selber sie ausbilden kann. Fast schon in ihren Anfängen tritt ihre Sozialgeschichte hinter ihre Wirkungs- und Funktionsgeschichte zurück. Gleichzeitig erweist sie sich in ihrer dauernden, von den unterschiedlichen Vergesellschaftungsniveaus der Arbeit gesteuerten Neuzusammensetzung, in ihrer proteusartigen Gestalt als ›Schleuse sozialer Mobilität‹: Niemand wird in Zukunft seine Klasse verlassen, ohne mit den Stigmata des Kleinbürgers versehen zu sein. Seine strukturelle Traditionslosigkeit wirkt traditionszerstörend auf Seiten des Proletariats wie der Bourgeoisie, was zuungunsten des Proletariats ausschlägt, das im Konflikt der Klassen zunächst nur sich selber und seine Erfahrungen hat, während das Kapital in der Zerstörung seiner Traditionen Fesseln abstreift und sich reformiert.

Die gesellschaftlichen Bereiche der einfachen Reproduktion in der Schicht der Handwerker und Kleinhändler zusammenfassend, ist das deutsche Kleinbürgertum ursprünglich umstellt von höfischer Macht und Kultur, rudimentären Industrialisierungsansätzen, proletarisierten Schichten und deklassiertem Subproletariat, das nicht durch Lohnarbeit sozial integriert war, weil die Industrie es noch nicht absorbieren konnte oder es den Anforderungen der neuen Produktionsweise nicht gewachsen war. Das Kleinbürgertum ist in der Gegenwärtigkeit des Übergangsprozesses gewissermaßen diejenige Klasse, die in ihrer ökonomischen und politischen Praxis, in ihrer »Theorie« und ihrer Kultur all jene Momente aufsaugt, die

die Diffusion der historischen Geburtskrise des Kapitalismus enthält. Es ist der Repräsentant der Alltäglichkeit der ursprünglichen Akkumulation. Weder der Feudal-, noch der die absolutistischen Bürokratien bildende Adel, noch die Bourgeoisie, die mit diesem kaum erst in den Kampf um die politische Macht eingetreten war und ihn in Deutschland niemals zum Abschluß bringen sollte, noch das Proletariat und schon gar nicht die Paupers stellen derartig klar das historische Gemisch dieser Epoche dar.
In Engels' *Revolution und Konterrevolution in Deutschland* bewährt die geschichtsmaterialistische Analyse sich gerade darin, daß sie die Ungleichzeitigkeit und das Gewirr der wirklichen Verhältnisse am Kleinbürgertum entwickelt – als Klarheit in der Unklarheit:

»Die Klasse der Handwerker und Kleinhändler ist in Deutschland außerordentlich zahlreich, eine Folge des Umstands, daß die großen Kapitalisten und Industriellen als Klasse in ihrer Entwicklung gehemmt waren. In den größeren Städten bildet sie beinahe die Mehrheit der Bevölkerung, in den kleineren überwiegt sie völlig, da es dort an reicheren Mitbewerbern um den maßgebenden Einfluß fehlt. Dieses Kleinbürgertum, in jedem modernen Staat und bei allen modernen Revolutionen von höchster Bedeutung, ist besonders wichtig in Deutschland . . . Seine Zwischenstellung zwischen der Klasse der größeren Kapitalisten, Kaufleute und Industriellen, der eigentlichen Bourgeoisie, und dem Proletariat oder der Arbeiterklasse ist für seinen Charakter bestimmend. Es strebt nach der Stellung der Bourgeoisie, aber das geringste Mißgeschick schleudert die Angehörigen des Kleinbürgertums hinab in die Reihen des Proletariats. In monarchischen und feudalen Ländern bedarf das Kleinbürgertum, um existieren zu können, der Kundschaft des Hofes und des Adels; der Verlust dieser Kundschaft würde es zu einem großen Teil zugrunde richten. In kleineren Städten bildet häufig eine Garnison, eine Kreisregierung, ein Gerichtshof und deren ganzer Anhang die Grundlage seines Wohlstands; entzieht man sie ihm, so ist es um die Krämer, Schneider, Schuhmacher, Schreiner geschehen. Das ewige Hin- und Hergerissensein zwischen der Hoffnung, in die Reihen der wohlhabenderen Klasse aufzusteigen, und der Furcht, auf das Niveau von Proletariern oder gar Paupers hinabgedrückt zu werden; zwischen der Hoffnung, seine Interessen durch Eroberung eines Anteils an der Leitung der Staatsgeschäfte zu fördern, und der Furcht, durch ungelegene Opposition den Zorn der Regierung zu erregen, von der seine Existenz völlig abhängt, da sie die Macht hat, ihm die besten Kunden zu entziehen; die Geringfügigkeit seines Besitzes, dessen Unsicherheit im umgekehrten Verhältnis steht zur Größe – all dies macht das Kleinbürgertum äußerst wankelmütig in seinen Anschauungen. Demütig und kriecherisch unterwürfig unter einer starken feudalen oder monarchischen Regierung, wendet es sich dem Liberalismus zu, wenn die Bourgeoisie im Aufstieg ist; sobald die Bourgeoisie ihre eigene Herrschaft gesichert hat, wird es von heftigen demokratischen Anwandlungen befallen, versinkt aber jämmerlich in Furcht und Zagen, sobald die Klasse unter ihm, das Proletariat, eine selbständige Bewegung wagt.« (MEW 8, S. 9 f.)

Das Kleinbürgertum bleibt zunächst eingebunden in Produktionsverhältnisse und Produktionsweisen, die nur keimhaft die bürgerliche Gesellschaft enthalten. Untereinander weisen die Elemente dieser Verhältnisse große Risse auf – Risse, die quer durch es hindurchgehen, ja, durch die es sich wesentlich bestimmt.
Historisch hat es den gleichen Ursprung wie Bourgeoisie und Proletariat: die Auflösung feudal-agrarischer und städtisch-handwerklicher Sozialver-

Goethe Institut e.V. Bibliothek

fassungen, die Mobilisierung und Disponibilisierung der ursprünglich in diesen Lebenszusammenhängen Gesicherten. *Ökonomisch* konkurriert es mit der Bourgeoisie um die Kundschaft der Höfe, der Beamten und des Militärs, wobei ihm in der Auseinandersetzung zwischen Hase und Swinegel die Rolle des Hasen zufällt. *Sozial* ist es bedroht vom Herabsinken ins Proletariat oder gar in das Elend der ›Quartiers‹, an deren Grenzen sich seit dem 18. Jahrhundert auch in Deutschland drohend die ›Hôpitaux‹, kombinierte Armen-, Zucht- und Irrenhäuser, etabliert haben. Diese drei Elemente seiner Herkunft und Existenz sind dem Kleinbürger durchaus gegenwärtig, ebenso wie die Umwälzungen, die sich an ihnen vollziehen. Stadt und Kleinstadt bilden den alltäglichen Bezugsrahmen, in dem er sich zu bewähren – vor allem aber zu wehren hat.

Der Kleinbürger ist Hoflieferant. Als solcher partizipiert er am Leben des Adels. In seiner Werkstatt produziert er die Gegenstände (›Werke‹), die die Symbole der höfischen Kultur sind. Diese Gegenstände sind ihm, als Repräsentanten des Reichtums, ebenso Existenzweisen des Gebrauchswerts wie der Verkehrsformen, die er in Selbstausbeutung herstellt und in Lebensmittel verwandeln muß, so daß ihm ihre Gebrauchswertqualität unerreichbar bleibt. Der Tisch, den er baut, das Tor, das er schmiedet, der Schmuck, den er stanzt und ziseliert, die Nahrungs- und Genußmittel, die er besorgt, herrichtet und veredelt – dies alles sind für ihn ebenso viele Symbole des Glücks. Sie bilden einen ›Stil‹, den er erreichen will. Auch das ist für ihn Demokratie.

Alles in allem sind diese Symbole Sehnsüchte, die der Kleinbürger ohne Zweifel mit dem Bourgeois teilte. Aber dieser, sein Klassenkonkurrent, konfrontierte ihn mit anderen Verhaltenszumutungen als der Adel, die seine Identität zusätzlich verunsichern mußten: mit der protestantischen Verzichtsmoral, der Askese, dem Besitzindividualismus, der Buchführung und – der Gerechtigkeit. Sein Kampfmittel und seine historische Leistung sind zunächst der Verzicht (philosophisch ausgedrückt in der Bereitschaft zum Tod), sind Vereinfachung und Rechenhaftigkeit, die Abstraktion – völliger Gegensatz zum Ornament, in dem sich Glück und Reichtum der höfischen Kultur aussprechen. Seine *Vorstellungen vom besseren Leben* bezieht der Kleinbürger aus dieser Kultur und aus der Erinnerung an Zeiten, in denen die Aristokratie seine Lebensverhältnisse noch nicht ökonomisch, sondern herrschaftlich organisierte; die *Überlebensnotwendigkeiten* dagegen binden ihn an die Prinzipien der neuen Kapitalistenklasse. Sie konfrontiert ihn mit einer Paradoxie: um reich zu werden, muß er sich beschränken.[1] Eine Paradoxie, deren Telos sich ihm nur ausnahmsweise im Preis der erweiterten Akkumulation enthüllt. Auf ein einfaches Überlebensprinzip reduziert, löst sich dem Kleinbürger diese Paradoxie niemals auf. Zurück bleiben das Gefühl des ewig zu kurz Kommenden und

die Ranküne. Zwischen seiner Familie und seiner Werkstatt (seinem Laden) muß er eine Trennung einführen; anfangs eine ideelle, später auch eine räumliche. In der Werkstatt müssen die Arbeitsschritte vereinfacht und spezialisiert werden, muß die Warenvielfalt reduziert werden. Ein »gewisser bornierter Kunstsinn« und das »gemütliche Knechtschaftsverhältnis« zur Arbeit (K. Marx / F. Engels) verschwinden aus dem Atelier, ohne daß der kleinbürgerliche Handwerker am Fortschritt der Produktivkräfte teil hätte, den fortschreitende Arbeitsteilung und sozial kombiniertes Arbeitsvermögen bieten. Auch hier kommt er zu kurz. Zahlen und Zeiten beginnen seine Produktion und in der Folge seinen Lebenszusammenhang zu bestimmen.

Falls er diese Leistungen nicht vollbringt, ist er in Gefahr, ›nicht mehr sein eigener Herr‹ zu sein: Proletarier. Dessen Vorform (Knecht, Geselle) war bisher mit einiger Selbstverständlichkeit in sein Leben eingeschlossen. Er wohnte und arbeitete mit ihm, aß an seinem Tisch: die Trennung von Meister und Geselle war aufgehoben im ›ganzen Haus‹, das einen stabilen, wenn auch ökonomisch trägen Lebenszusammenhang darstellte, in dem Herrschaftsbeziehungen, Beziehungen zwischen oben und unten nicht ökonomisch, sondern sozial und kulturell bestimmt waren. (Auch das beeinflußte die Vorstellung des Kleinbürgers von Demokratie – Gleichheit ja, nicht aber die ökonomische Gleichmacherei der Zahlen und Zeiten.) Immerhin jedoch: Geselle werden, hinter dem das Schema des Proletariers sich abzuzeichnen begann, wollte der Meister nicht wieder.

Und Pauper schon gar nicht. Die durch Kriege, Hungersnöte, Naturkatastrophen und gewaltsame Landnahme in die Städte geschleuderten Paupers umgeben die Kleinbürger *und* die über das System der Lohnarbeit inzwischen sozial integrierten, durch die neue Produktionsweise sozialisierten Proletarier wie ein dichter Gürtel sinnlich präsenten Elends – als die leibhaftige Anwesenheit des Todes. Dies war die Grenze der menschlichen Gesellschaft, zu ihr mußte man Distanz halten. (Niemals hat kleinbürgerliche Politik sich, wie der Bonapartismus, des Elends bedient – es lag außerhalb ihrer wahrgenommenen »Realität«, in der es sich aber als Drohung mit generalpräventivem Effekt immer wieder Geltung verschaffte.)

3

Der deutsche Kleinbürger bewegt sich in ambivalenten Verhältnissen, gleichsam in einem zerrissenen Bezugsrahmen. Und nichts außer der Deklassierung, der Armut und Ausgrenzung, die seine Fluchtbewegungen bestimmen, hat für ihn eine klare Perspektive. Weder an der Bourgeoisie noch am Proletariat kann er sich dauerhaft orientieren. Vielmehr umgekehrt: seiner Vorstellung und wirklichen Stellung als dominierende Mehr-

heit der Stadt gemäß hatten sich deren ökonomische und politische Prozeduren nach ihm zu richten. Dadurch daß der Kleinbürger alle Elemente, Chancen wie Gefahren, in seine Vorstellungen und Verhaltensweisen einsaugte, ergab sich seine paradoxe Funktion. Das Kleinbürgertum ist gleichzeitig Macht und Konfusion. Konfusion auch darin, daß es nach Eindeutigkeit strebte – die Eindeutigkeit dieser Klasse bleibt situationsgebunden.
Wichtig jedoch ist, daß die deutsche Stadt bis zur Jahrhundertwende vom Kleinbürger beherrscht und oft auch regiert wird. Er ist von Anbeginn an nicht nur politisch schwankend, sondern seinem Bewußtsein und seinen Planungen nach auch Repräsentant der urbanen Zerrissenheit, Träger der städtischen Kultur und Öffentlichkeit. Die Stadt ist der Ort seiner Schwankungen.
In seinen ›Werken‹ ist alles auf die Stadt bezogen. Das Land wird zur Literatur-Natur, in der Sinne und Leib sich erholen, aus der Mythen bezogen werden, in denen sich die antikapitalistischen Utopien festsetzen, jener Gegenzug gegen Kapital und bürgerliche Demokratie, aus dem sich der ›wahre Sozialismus‹ eine Welt nach seinem Bilde formte. Auch seine Kritik durch Marx und Engels zeigt, daß das Kleinbürgertum bis in die Entwicklung der Sozialdemokratie, des Reformismus und der sogenannten proletarischen Kultur hinein die zentrale und wirksame Vermittlungsinstanz des Übergangs war: sozialistisch, demokratisch, reaktionär und utopistisch zugleich, die Klasse, ohne die – und mit der – keine Revolution gemacht werden konnte. Kurzum: trotz großer Philosophie und der Kritik der politischen Ökonomie, einer Terrain gewinnenden Bourgeoisie und des sich konstituierenden Proletariats und gegen sie, ist das Kleinbürgertum die dominierende politische Klasse in Deutschland. Und es ist jene Klasse, die die Verkehrsformen und Ideologien des historischen Umbruchs im sich herausbildenden kapitalistischen Alltagsleben *materiell* repräsentiert. Gerade deshalb hat das Kleinbürgertum in den Analysen von Marx und Engels über den politischen Konstitutionsprozeß des Kapitalismus eine derart wichtige Rolle gespielt. Wenn sie fortwährend das Hin- und Hergerissensein des Kleinbürgertums und seine entscheidende Bedeutung für die Revolution zugleich betonen, wenn sie von der Bündnisnotwendigkeit sprechen, dann eben deswegen, weil diese Klasse die wirkliche historische Verbindung zwischen den Epochen, Träger und praktischer Ausdruck des Bruchs, der Ungleichzeitigkeit und die politische und soziale Vermittlungsinstanz zwischen den »Hauptklassen« ist. Diese Integrationsleistung wird das Kleinbürgertum im Zuge seiner Immaterialisierung als ökonomischer Klasse, die dann nicht mehr in der kleinen Warenproduktion fundiert sein wird, sondern in der privilegierten Lohnarbeit, nicht verlieren, sondern sie eher noch über die Instanzen von Lebenswelt und Alltäglichkeit verstärken.

Das Kleinbürgertum ist Klasse nur als Prozeß, der unmittelbar resultatlos bleibt, ohne den aber auch die anderen nichts haben. Insofern ist das Kleinbürgertum für Marx und Engels die zentrale Figur des historischen Materialismus der beginnenden bürgerlichen deutschen Gesellschaft – notwendig mit Selbstmißverständnis geschlagen. Dieses Selbstmißverständnis ist das adäquate Bewußtsein seiner materiellen Lage: der Zerrissenheit. Die politische Schlußfolgerung ist für Marx und Engels klar: die Erfahrungen mit dem Kleinbürgertum insbesondere als Agentur proletarischer Kämpfe bringt eine Art epochale politische Taktik hervor. Das heißt: das Schwanken und die Zerrissenheit des Kleinbürgertums fordern heraus, was Lenin die konkrete Analyse der konkreten *Situation* genannt hat. Dabei geht es nicht darum, den historischen Klassenkämpfen eine theoretische und praktische Eindeutigkeit um den Preis der Liquidation von Widersprüchen zu verleihen. Sondern es geht darum, die widersprüchlichen Positionen in der Wirklichkeit selbst zu besetzen – sie also den Theoretikern und politischen Führern des Kleinbürgertums zu entreißen.

So verwerfen Marx und Engels die kleinbürgerlichen Positionen nur von der Seite des *objektiven* Interesses der proletarischen Revolution her, niemals aber an und für sich. Innerhalb der historischen Dialektik von bürgerlicher und proletarischer Revolution besetzen die Kleinbürger die aporetischen Positionen der Verwirklichung der bürgerlichen Emanzipation als Voraussetzung der proletarischen Revolution selbst. Die Bewegung von der »Klasse an sich« zur »Klasse für sich« geht durchs Kleinbürgertum hindurch.

So ist verständlich, daß sich die Erfahrungen, die der historische Materialismus organisiert, der Kritik kleinbürgerlicher Politik, Theorie und Ideologie verdanken, wofür das gegen Proudhons *Philosophie des Elends* gerichtete *Elend der Philosophie* das beste Zeugnis ablegt. In Lenins *Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus* bezeichnet die Kritik des utopischen Sozialismus die unmittelbar praktisch-politische Dimension, weil in ihm sich die unklar artikulierten Erfahrungen der Menschen mit der neuen Produktionsweise sedimentiert haben, die es zu verflüssigen und zu aktivieren gilt. Nicht in der Hegelschen und Feuerbachschen Philosophie und nicht in den ökonomischen Theorien von Smith und Ricardo hat das Kleinbürgertum seine politischen Ansprüche und Hoffnungen ausgedrückt, sondern in einem konfusen Gemisch von Ideen, die dadurch zusammengehalten werden, daß man sie als verzerrte Erfahrungsartikulationen liest, deren politische Konsequenzen das von der Bewegung der Epoche hervorgebrachte ökonomische und soziale Sicherheitsbedürfnis befriedigen sollen. Es handelt sich weniger um Theorien als um »Lehren«, in die alles Eingang findet und in denen alles das trivialisiert, d. h. für den alltäglichen Gebrauch hergerichtet wird, was romantische Literatur, utopischer Sozialis-

mus, bürgerliche Philosophie und Ökonomie und moderne Naturwissenschaft hervorgebracht haben. Es ist eine paradoxe, im Kern atheoretische Theorie.

Dieses Gemenge, dessen Wirkung im Alltagsleben eben deshalb verdeckt ist, weil es mit seiner Praxis eng verwoben ist, öffnet sich der systematischen politischen Kritik erst, wenn der Kleinbürger zu handeln beginnt. Dann nämlich, wenn er zu politischen Entscheidungen gezwungen ist, zeigt sich, daß seine Ideologien Handlungen in alle denkbaren Richtungen legitimieren können. Dazu schreibt Marx über Proudhon:.

»Der *einzige Punkt*, in dem ich mit Herrn Proudhon vollständig einverstanden bin, ist sein Widerwille gegen die sozialistische Gefühlsduselei. Ich habe mich bereits vor ihm durch meine Persiflage des schafsköpfigen, sentimentalen, utopischen Sozialismus sehr unbeliebt gemacht. Aber macht sich Herr Proudhon nicht sonderbare Illusionen, wenn er seine kleinbürgerliche Sentimentalität, ich meine seine Salbadereien über das häusliche Leben, die Gattenliebe und all diese Banalitäten, der sozialistischen Sentimentalität gegenüberstellt, die, zum Beispiel bei Fourier, viel tiefer ist als die anmaßenden Plattheiten unseres guten Proudhon? Er empfindet die Nichtigkeit seiner Beweisgründe, seine völlige Unfähigkeit, von diesen Dingen zu sprechen, selber so gut, daß er hemmungslos in Wut und Geschrei, in die irae hominis probi ausbricht, daß er schäumt, flucht, denunziert, daß er Niedertracht! Zeter und Mordio! schreit, sich an die Brust schlägt und sich vor Gott und den Menschen rühmt, nichts mit den sozialistischen Niederträchtigkeiten zu tun zu haben! Er kritisiert nicht die sozialistischen Sentimentalitäten oder das, was er für Sentimentalitäten hält. Er exkommuniziert als Heiliger, als Papst die armen Sünder und singt Ruhmeshymnen auf das Kleinbürgertum und die elenden, patriarchalischen Liebesillusionen des trauten Heims. Und das ist durchaus kein Zufall. Herr Proudhon ist von Kopf bis Fuß Philosoph, Ökonom des Kleinbürgertums. In einer fortgeschrittenen Gesellschaft und durch den Zwang seiner Lage wird *der Kleinbürger* einesteils Sozialist, andernteils Ökonom, d. h., er ist geblendet von der Herrlichkeit der großen Bourgeoisie und hat Mitgefühl für die Leiden des Volkes. Er ist Bourgeois und Volk zugleich. Im Innersten seines Gewissens schmeichelt er sich, unparteiisch zu sein, das rechte Gleichgewicht gefunden zu haben, das den Anspruch erhebt, etwas anderes zu sein als das rechte juste-milieu. Ein solcher Kleinbürger vergöttlicht den *Widerspruch*, weil der Widerspruch der Kern seines Wesens ist. Er selber ist bloß der soziale Widerspruch in Aktion. Er muß durch die Theorie rechtfertigen, was er in der Praxis ist, und Herr Proudhon hat das Verdienst, der wissenschaftliche Interpret des französischen Kleinbürgertums zu sein, was ein wirkliches Verdienst ist, da das Kleinbürgertum ein integrierender Bestandteil aller sich vorbereitenden sozialen Revolutionen sein wird.« (MEW 4, S. 547 ff.)

4

Der politische Kern von Marx' und Engels' Kritik am kleinbürgerlichen politischen Handeln liegt in der Enthüllung des Widerspruchs, der zwischen der realen gesellschaftlichen Funktion und Macht des Kleinbürgertums und seiner Fähigkeit besteht, diese mit Willen und Bewußtsein zu ergreifen. Es ist wirksame und gewalthabende Ohnmacht. Im *Achtzehnten Brumaire*, der Analyse eines Prozesses, in dem es aus der Kulisse des Alltags heraustritt und auf der historischen Bühne zu handeln gezwungen

ist, zeigt Marx, worin Stärke und Schwäche des Kleinbürgertums in ein und demselben historischen Augenblick liegen:

»Den sozialen Forderungen des Proletariats ward die revolutionäre Pointe abgebrochen und eine demokratische Wendung gegeben, den demokratischen Ansprüchen des Kleinbürgertums die bloß politische Form abgestreift und ihre sozialistische Pointe herausgekehrt. So entstand die *Sozial-Demokratie* . . . Der eigentümliche Charakter der Sozial-Demokratie faßt sich dahin zusammen, daß demokratisch-republikanische Institutionen als Mittel verlangt werden, nicht um zwei Extreme, Kapital und Lohnarbeit, beide aufzuheben, sondern um ihren Gegensatz abzuschwächen und in Harmonie zu verwandeln. Wie verschiedene Maßregeln zur Erreichung dieses Zweckes vorgeschlagen werden mögen, wie sehr er mit mehr oder minder revolutionären Vorstellungen sich verbrämen mag, der Inhalt bleibt derselbe. Dieser Inhalt ist die Umänderung der Gesellschaft auf demokratischem Wege, aber eine Umänderung innerhalb der Grenzen des Kleinbürgertums. Man muß sich nur nicht die bornierte Vorstellung machen, als wenn das Kleinbürgertum prinzipiell ein egoistisches Klasseninteresse durchsetzen wolle. Es glaubt vielmehr, daß die *besondern* Bedingungen seiner Befreiung die *allgemeinen* Bedingungen sind, innerhalb deren allein die moderne Gesellschaft gerettet und der Klassenkampf vermieden werden kann. Man muß sich ebensowenig vorstellen, daß die demokratischen Repräsentanten nun alle shopkeepers sind oder für dieselben schwärmen. Sie können ihrer Bildung und ihrer individuellen Lage nach himmelweit von ihnen getrennt sein. Was sie zu Vertretern des Kleinbürgers macht, ist, daß sie im Kopfe nicht über die Schranken hinauskommen, worüber jener nicht im Leben hinauskommt, daß sie daher zu denselben Aufgaben und Lösungen theoretisch getrieben werden, wohin jenen das materielle Interesse und die gesellschaftliche Lage praktisch treiben. Dies ist überhaupt das Verhältnis der *politischen* und *literarischen* Vertreter einer Klasse zu der Klasse, die sie vertreten.« (MEW 8, S. 141 f.)

Wenn es in Deutschland zu diesem Zeitpunkt auch nicht zu so bedeutsamen Auswirkungen kleinbürgerlichen Klassenhandelns kommt, so sind seine zentralen Aspekte doch übertragbar.

Der erste ist die »Umänderung der Gesellschaft auf demokratischem Wege, aber innerhalb der Grenzen des Kleinbürgertums«. Diese Grenzen sind in Deutschland wesentlich weiter gezogen. Es bestimmt die politische und literarische Öffentlichkeit (s. u.).

Weiterhin ist der Kleinbürger auf Vertreter, politische und literarische Repräsentanten seiner Vorstellungen angewiesen, die ihm eine (illusionäre) Identität sichern, welche er aus sich heraus nicht zur Klarheit zu entwickeln vermag. Gleichzeitig üben seine Vorstellungen eine eigenartige Attraktion aus, die verbindend und integrierend weit über seine sozio-ökonomische Position hinaus wirken. Inhalt und Funktion dieser Vorstellungen werden auch dann noch ein klar erkennbares Klassenmerkmal bilden, wenn das Kleinbürgertum längst um seine ökonomische Basis gekommen sein wird.

Der dritte Aspekt ist indirekt geeignet, die These von der Verbürgerlichung des Proletariats, speziell für die deutschen Verhältnisse, in Frage zu stellen: Das deutsche Proletariat hat sich niemals ganz von den Fesseln lösen können, mit denen es in seiner Entstehungsphase durch seine Arbeits- und Lebensverhältnisse an das handwerkliche Kleinbürgertum des frühen Kapi-

talismus gebunden war. Diesen Aspekt betont noch einmal Engels in *Revolution und Konterrevolution in Deutschland:*

»Nun wurde aber in Deutschland die große Masse der Arbeiterklasse nicht von jenen modernen Industriefürsten beschäftigt, von denen Großbritannien so prachtvolle Exemplare aufweist, sondern von kleinen Handwerksmeistern, deren ganze Arbeitsweise lediglich ein Überbleibsel aus dem Mittelalter ist. Und wie zwischen einem großen Baumwoll-Lord und einem kleinen Flickschuster oder Schneidermeister ein himmelweiter Unterschied besteht, genau so weit voraus sind die aufgeweckten Fabrikarbeiter eines modernen Babylon der Industrie den schüchternen Schneider- und Schreinergesellen eines kleinen Landstädtchens, deren Lebensverhältnisse und Arbeitsmethoden sich von denen ihrer Zunftgenossen vor fünfhundert Jahren nur wenig unterscheiden. Die natürliche Begleiterscheinung des allgemeinen Fehlens moderner Lebensverhältnisse und moderner industrieller Produktionsweisen war ein fast ebenso allgemeines Fehlen moderner Ideen, und daher ist es nicht verwunderlich, wenn ein großer Teil der arbeitenden Klassen bei Ausbruch der Revolution den Ruf nach sofortiger Wiederherstellung der Zünfte und der mittelalterlichen privilegierten Handwerkerinnungen erhob.« (MEW 8, S. 11).

Auch Proletarisierung tritt nicht schlagartig und unterschiedslos ein. Das Lohnarbeitsverhältnis durchläuft unterscheidbare Phasen. Der Masse des deutschen Proletariats stand die Integration in die kapitalbestimmte große Industrie noch bevor. Die Fabrik hatte es noch kaum sozialisiert und zu seiner Traditionsbildung beigetragen. In seiner Arbeit und seinen alltäglichen Lebensverhältnissen war es *unmittelbar* auch Kleinbürgertum. Dieses mußte nicht – wie sein französisches Pendant – sozialistische Parolen von sich geben, um sich bündnisfähig zu machen. Es genügte völlig, die Gewalt der faktischen Verhältnisse in die Waageschale zu werfen (einschließlich der reaktionären Utopien, in denen es sich verstand), und der Zusammenschluß war perfekt. Die Einheit von Proletariat und Kleinbürgertum – als Schwäche des ersteren und Stärke des letzteren – liegt in der gemeinsamen Rückständigkeit, dem gemeinsamen Fehlen einer diese Rückständigkeit überschreitenden Perspektive. Diese Einheit hat ihre äußerst wirksame Basis in der gemeinsamen Alltäglichkeit: die deutsche Stadt kennt noch keine Trennung von proletarischen und kleinbürgerlichen Vierteln. Sie besteht noch aus sozial ›ganzen Häusern‹, die allerdings keine ökonomisch geschlossenen Hauswirtschaften mehr sind. In ihrem Dunkel ließ es sich gut munkeln, eine kleine Welt, für die der Industriekapitalismus eine Bedrohung darstellte – auch für den handwerklichen Lohnarbeiter. Seine sozialen Beziehungen und seine spezifische Produktivität waren ebenso in Gefahr wie die gesamte Existenz des Kleinbürgers. So ist es nicht verwunderlich, daß er – zusammen mit seinem Meister – die Flucht nach rückwärts antrat, seine Hoffnungen in rückwärtsgewandten Utopien organisierte und sich politisch von dem vertreten ließ, der in der ›natürlichen‹ Anordnung des Hauses der Vorstand war. In Deutschland ist die Beziehung zwischen Kleinbürger und Proletarier historisch nicht primär eine Klassenbeziehung, sondern eine patriarchalische. Und diesen Charakter wird sie nie ganz

verlieren, um etwa einem klaren Klassenantagonismus Platz zu machen. Als die ökonomischen Voraussetzungen so weit entwickelt waren, daß dies auf der Seite des Proletariats möglich gewesen wäre, hatte sich das Kleinbürgertum als ökonomische Klasse bereits weitgehend aufgelöst, dafür aber seine ideologischen und sozialintegrativen Funktionen umso deutlicher ausgeprägt.

5

Die kleinbürgerlichen Verarbeitungsweisen der Bedrohung durch den kapitalistischen Vergesellschaftungsprozeß hielten lange vor. Sie sedimentierten sich, erlangten eine gewisse funktionelle Autonomie und konnten in ganz anders gearteten sozialen Zusammenhängen eine integrative Gewalt entfalten. Elemente dieser Reaktionsmuster finden sich noch ganz unentstellt in der Phase der beginnenden Auflösung des klassischen Kleinbürgertums um die Jahrhundertwende. Nicht zuletzt der Reformismus in der Arbeiterbewegung gehört zu diesen Elementen. R. Luxemburgs Kritik an E. Bernstein wiederholt in ihren Grundzügen die Kritik von Marx und Engels am kleinbürgerlichen Sozialismus, an der »Sozial-Demokratie«.

Das hat sozialistische und kommunistische Politik nicht daran gehindert, die enge und praktisch wirksame Verflechtung zwischen Kleinbürgertum und Proletariat selbst (oder gerade?) nach der Auflösung der ökonomischen Basis des ersteren zu übersehen. Hier liegt eine der Quellen ihres Versagens gegenüber dem Faschismus. E. Blochs frühe politische Aufsätze, *Erbschaft dieser Zeit* und die in *Vom Hasard zur Katastrophe* (Frankfurt 1972) gesammelten Essays, geben ein lebendiges Inventar des Erbes, das revolutionärer Politik von der deutschen Geschichte überliefert worden war. G. Dimitroff gesteht 1935 auf dem VII. Weltkongreß der kommunistischen Internationale ein, daß die Kommunisten gerade in der Einschätzung der Zusammensetzung und der tatsächlichen Bewußtseinslage der Massen Fehler begangen hätten. Er fordert daher zur Überwindung des Faschismus »*überparteiliche Klassenorgane der Einheitsfront* in den *Betrieben*, unter den *Erwerbslosen*, in den *Arbeiterbezirken*, unter den *kleinen Leuten* in den *Städten* und auf dem *Lande*«. Die Katastrophenphantasien, die ursprünglich aus dem gesellschaftlichen Naturzustand des Kleinbürgertums entstehen, werden in der Phase der Liquidierung seiner ökonomischen Basis nochmals verstärkt durch Enteignungsängste und Deklassierungsfurcht, die der Faschismus sich zunutze zu machen weiß. Mit den Prozessen wirtschaftlicher Konzentration und dem Ersten Weltkrieg wird das Kleinbürgertum ökonomisch marginalisiert, allerdings nur um umso nachhaltiger seine ideologischen Positionen zu behaupten:

»Viel schwieriger als die Furcht der Hungernden oder die Angst der Besitzenden ist doch die Trägheit der Halbsatten zu überwinden . . . Die Halbsatten sind diejenigen, die oft noch mehr

hungern als alle anderen, die es aber nicht zugeben wollen. Es sind diejenigen, die noch über irgendwelche juristischen Besitztitel verfügen, ohne effektive Verfügungsgewalt zu haben. Es sind die miserabel ›Bessergestellten‹, die Angestellten, Handwerker, Beamten, Ladenbesitzer, Rentner usw., III. Klasse Nichtraucher, die davon nichts wissen wollen, daß sie die Schlechtergestellten sind ... Die Kleinbürger fürchten jede Art Veränderung und beten daher den kleinen Status quo an. Sie sehen nicht, daß die schlimmste Art der Veränderung darin besteht, nichts zu tun ... Die Kleinbürger sehen den Sozialismus immer noch als Utopia, als Insel Nirgendwo. Freiheit ist ihnen immer noch eine Himmelstochter als Mitgift der Reichen ... Die Angst der Kleinbürger vor den Arbeitern ist grundlos, aber sie wird zu einem realen Faktor. Ihre Hoffnung auf die Reichen ist irreal, aber sie hilft den Reichen, die Konterrevolution zu realisieren. Das wissen am besten die Reichen, und daher verstärken sie mit allen Mitteln diese Angst. Daher das ›Chaos‹, daher der ›Abgrund‹. So wollen sie den Blick auf die mögliche ›Brücke‹ und auf das ›Neuland‹ dahinter irritieren.« (J. Schumacher, *Die Angst vor dem Chaos*, Frankfurt 1972, 1. Aufl. 1937, S. 239 ff.)

Die Klarheit dieser Konturen gewannen die Klassenfronten allerdings nur in verschwindenden Augenblicken des historischen Übergangs, eine Klarheit, die sie vorher nicht besessen hatten und bis heute nicht wiedererlangen sollten.

Denn das Kleinbürgertum löste sich nicht spurlos auf. Zwar verlor es in dem Maße, wie das Kapital begann, sich in seinem Konzentrationsprozeß die Instanzen der Zirkulationssphäre gänzlich einzuverleiben und die einfache Reproduktion und kleine Warenproduktion auszuschalten, seine ökonomische Position vollends. Doch die empirischen Individuen starben nicht aus. Ihr Bewußtsein und ihre erworbenen Reaktionsmuster erwiesen sich gegenüber der Einverleibung ins »sozial-kombinierte Arbeitsvermögen« (K. Marx) als resistent. Die immer zahlreicher werdenden, mit dem Doppelcharakter kapitalistischer Leitungsfunktionen und Verteilungsweisen versehenen Positionen in Industriebürokratie, öffentlichen Verwaltungen, Banken und Kaufhäusern absorbierten das Kleinbürgertum allmählich. Dem Wesen nach Lohnarbeiter, stand ihr Verhalten bis in die unscheinbarsten Regungen hinein in der zwiespältigen Tradition des deutschen Kleinbürgers, die sie als Konkursmasse mitschleppten und zu einer vielleicht noch entscheidenderen Geltung brachten.

Freilich zerstörte dieser Prozeß, der in Deutschland etwa 50 bis 60 Jahre dauerte, die Lebenszusammenhänge, die einst Kleinbürger und Proletarier so innig miteinander verbunden hatten. Doch zumindest der traditionelle Bezugsrahmen von reaktionärer Utopie, Kontemplation und Innerlichkeit, allesamt Positionen im zerrissenen Bewußtsein, überdauerten diesen Zerfall. *Er wurde gleichsam immateriell.* Daher konnte er umso leichter ergriffen werden von den »Ideen« einer Propaganda, die Existenzängste und rückwärtsgewandte Träume organisierten, und zwar bewußt gegen den mechanischen Ökonomismus der kommunistischen Agitation (vgl. E. Bloch, »Kritik der Propaganda«, in: *Vom Hasard zur Katastrophe*, a.a.O.). Wieder triumphierte die Ideologie über die positive Wissenschaft der

Revolution, die inzwischen allerdings einiges von ihrem Glanz eingebüßt hatte. Die Wahrheit war zwar, aber sie schien nicht: die Agitation und Praxis der Kommunisten vermochte es nicht, die Marxsche Kritik des Kleinbürgertums weiterzuentwickeln, die, wie gezeigt, wesentlich darin bestand, die aporetischen Positionen seiner Ideologien mit revolutionären, humanistischen und ökonomischen Argumenten zu besetzen. Der Marxismus büßte damit einen entscheidenden Teil seiner praktischen Geltung ein.

6

Der Kleinbürger verschwand nicht, ohne Spuren zu hinterlassen. Mit dem Verlust seiner ökonomischen verschwindet auch seine politische Macht; sie geht endgültig an die Großbourgeoisie über. Diese entwickelt ein wesentlich nüchterneres, ein instrumentelles Verhältnis zur Macht. Für sie ist nicht die ideologische Selbstrechtfertigung das bestimmende Moment, sondern der planvolle Einsatz integrationsfähiger Ideologeme. Und eben diese entlehnt sie dem Kleinbürgertum.

Damit findet ein eigentümlicher Wandel statt: das Alltagsleben bleibt kleinbürgerlich strukturiert, ohne daß es jedoch der klassische Kleinbürger noch dominieren könnte. Er hat sich – politisch in der Sozialdemokratie, ökonomisch in der Angestelltenschicht – in die Massen aufgelöst. Dort freilich treiben seine Bedürfnisse und Wünsche weiter, geben sich aber ein anderes, dem neuen Klassenverhältnis und der veränderten Produktionsweise angemessenes Gesicht.

Kontemplation und Innerlichkeit verlieren sich nicht: im Gegenteil, sie etablieren sich als Massenkultur.[2] Der Inhalt der Träume wird nüchterner, nicht aber der Drang, der hinter ihnen steht, und schon gar nicht die Konfusion. Dafür zerfällt vollends jene verblasene Ethik, die mittelalterliche, bürgerliche, feudale und sozialistische ›Ideale‹ miteinander verschmelzen konnte.

Ohne diese einheitsstiftende, harmonisierende Ethik treten die einzelnen Elemente mit neuem Gesicht hervor. Was sie zusammenhält, ist der Großbourgeoisie selbst zum Produktionsgegenstand geworden: es entsteht die verwissenschaftlichte Produktion von Mythen und Symbolen, Chiffren des Glücks, die in jeder 2-Zimmer-Wohnung Platz haben.

Solche Elemente sind:

– die Immoralität, die beginnende sexuelle Befreiung, die den Warencharakter in den Beziehungen der Geschlechter nachträglich und wirksam legitimiert: »Es ist die Antwort auf die engstirnige Moral der Zeit, eine neue Ethik will man nicht schaffen. Die sexuellen Probleme verlieren – bis zu einem gewissen Grad – ihren Geheimnischarakter.« (H. Lefèbvre, *Kritik des Alltagslebens I*, München 1974, S. 112)

– die »Sinnlichkeit« der Intellektuellen: »Eine gewisse intellektualisierte Sinnlichkeit tritt in Erscheinung: der Intellektuelle, der Ästhet entdeckt – für den unvoreingenommenen Betrachter ein Schauspiel von großer Komik –, daß er Hunger und Durst, sinnliche Begierden hat. Er bemerkt dies mit Verwunderung und freudiger Überraschung; er stimmt ein dichterisches Preislied auf seinen Hunger, seinen Durst und seine Begierde an, er besingt die Quelle, die Herberge, die Nahrung, die uns die Erde gibt.« (ebd.)
– das Abenteuer und das Wunderbare. Doch nicht mehr mit dem Klang von Karl May. Sondern jetzt beginnt die Zeit des Heldentums von Soldaten (verbunden mit imperialen Träumen), der Liebe zwischen Referendaren und Zigeunerinnen, der Orientalismen und Amerikanismen in Werbeanzeigen. Die Welt kommt zwar immer noch in die Bude, aber sie ist jetzt Zugnummer, Etikett der Ware.
– der Materialismus der Maschinenwelt. Dieser entsteht auf verschiedenen Ebenen; durchaus auch auf der Ebene der sozialistischen Agitation, in der sich der naturwissenschaftliche Anspruch, die »Exaktheit«, aufs beste mit dem Sicherheitsbedürfnis der Massen verband. Er kam auch auf absonderliche Weise in der Vergnügung vor: Tanzsäle, Kinos, Jahrmärkte werden voll-maschinisierte Freizeit. Die Wunder der Technik verbinden sich mit dem wunderbaren Feierabend. Es entsteht ein paradoxes Gemenge aus materialistischer Kälte und Veitstanz.[3]
Die Reihe ließe sich fortsetzen. Was geschieht, ist die praktische Durchsetzung der Welt der Ware auf der Basis der Alltäglichkeit. Die politische und ideologische Disponibilität des Kleinbürgertums (und weiter Teile der Arbeiterklasse) besteht jetzt nicht mehr in der materiellen Verwobenheit in den historischen Sprung aus dem Feudalismus in den Kapitalismus. Sie besteht vielmehr darin, daß die Elemente dieser Verwobenheit zu Akzidenzien und Durchsetzungsmitteln der Machtinteressen der großen Bourgeoisie werden.
Die Trennung von öffentlichem und privatem Bewußtsein wird zur Grundlage der Aufrechterhaltung und Progression des Kapitalismus. Diese Trennung ist es, die die Funktionsfähigkeit des Alltags garantieren muß.
Auf die Vermassung, seine Auflösung, antwortet das Kleinbürgertum mit einer »Verweigerung des Alltagslebens«, ohne zu erkennen, daß es mit dieser Verweigerung dessen wesentliche Struktur hervorbringt. Seine Antwort ist die Individualisierung, es setzt dem Alltagsleben das Privatleben entgegen.

»Das Leben solcher Individualität zerfällt in widersprüchliche und getrennte Dinge: Arbeit und Freizeit, öffentliches und persönliches Leben, die äußeren Umstände und die Intimsphäre, die Zufälle und das innere Geheimnis [Horoskop, Traumdeutung, Psychologie in der Trivialität, d. Verf.], die Chancen und die Zwänge, das Ideal und die Wirklichkeit, das Ungewöhnliche und das Alltägliche. Das Bewußtsein des Individuums zieht sich, statt sich zu erweitern

und die Welt sich zu erobern, zurück, verengt sich. Und je mehr es sich verengt, desto mehr scheint es ›bei sich zu sein‹. Der Einzelne richtet sich in trivialer Selbstgefälligkeit ein. Bewußtsein, Denken. Ideen und Gefühle erscheinen ihm als seine Besitztümer, ebenso wie *seine* Möbel, *seine* Frau und *seine* Kinder, *seine* Sachen und *sein* Geld. Das Beschränkteste, Leerste und Unsozialste gilt – in plumper Offenheit als das Allermenschlichste. [Es handelt sich um] verknöcherte ›Wesen‹, die sich, ganz von ihrer Funktion bestimmt, in ihrem Privatleben etablieren . . . Auf der einen Seite eine formale Individualisierung, . . . auf der anderen Seite eine ›Objektivierung‹ . . . Dieser Doppelcharakter entspricht dem der bürgerlichen Gesellschaft: im technischen Sinne progressiv, im Denken und im Bewußtsein von sich selbst regressiv, schließlich dem des Kapitals: objektive, brutale Wirklichkeit, unbeeinflußbar vom einzelnen menschlichen Willen, dessen Schicksal sie bestimmt, solange das auf eine andere Ordnung gerichtete Denken und Handeln diese Realität nicht besiegt – und dennoch Abstraktion, Irrealität, ein System von Zeichen und Begriffen.« (H. Lefèbvre, a.a.O., S. 154 f.)

Das so atomisierte Individuum, dem Geldfetisch und der Konkurrenz in der Wirklichkeit seines alltäglichen Lebens und nicht mehr nur als romantisierender Theoretiker ausgesetzt, ausgesetzt auch der formalen Gleichmacherei der Zahlen und Normen, die seine Wohnung, seinen Arbeitsplatz, seine Bewegungen festlegen, verbindet den »Mythos des Individualismus« mit dem des »Egalitarismus«. (ebd., S. 159)

Dem bürgerlichen Denken und den Sozialwissenschaften fällt es leicht, sich diese eigentümliche Verknüpfung von Nichtbesitz (an Produktionsmitteln) und Besitz (an Gebrauchsgütern) im privaten Bewußtsein zu eigen zu machen. Diese bringt eine Gleichheit hervor, der gegenüber die reaktionäre Form der Gleichmacherei (Proudhon), die als Neid und Konkurrenz um die Vermehrung des individuellen Besitzes an Gebrauchsgegenständen und »Chic« und in der »modernen« Verzichtmoral der Massen fortlebt, ein bloßes Spintisieren ist. Gleichheit ist meßbar geworden, und was den individuellen Besitz angeht, so ist das kleinbürgerliche »Verlangen nach absoluter Gleichheit der Individuen im Besitz« dem bürgerlichen Sozialwissenschaftler »eine Utopie des Lebensüberdrusses, der Uniformität, des täglichen Einerleis. Es ist tatsächlich nur kleinbürgerliche Mediokrität, die in den Rang höchster Wahrheit und sozialistischer ›Ideale‹ erhoben wird.« (a.a.O., S. 160)

Der reformistische Sozialismus, der politische Erbe des klassischen Kleinbürgertums, macht sich die über den Geldfetisch und den Mythos des Individualismus verblendeten Denkweisen der Massen zunutze, indem er die Unterscheidung zwischen dem Besitz an Gebrauchsgegenständen und Produktionsmitteln »entthematisiert«. Seine Politik verklärt den Doppelcharakter des Privatbewußtseins und fesselt es auf diese Weise an ihn. Dieser reformistische Sozialismus kann daher erfolgreich übertünchen, daß seine objektive Funktion darin besteht, die Reformbedürfnisse des Kapitals in Form des staatlichen Interventionismus mit den subjektiven Reformbedürfnissen der Massen in Einklang zu bringen. Seine historische Bedeutung und sein – jedenfalls vorläufiger – Erfolg beruhen darauf, daß er zur

Vermittlungsinstanz zwischen Kapital- und Massenbedürfnis wird, daß er im Zentrum der politischen Macht als der Erbe des Kleinbürgertums gegenüber seinen eigenen Zerfallsprodukten antritt.
In dieser Situation erweist sich die durch die Entmaterialisierung als Klasse und gleichzeitige Rematerialisierung in den Mythen des Alltagslebens entstandene politische Disponibilität des Kleinbürgertums als außerordentlich gefährlich. Denn die Mythen des Alltagslebens sind, wenn sie nicht durch revolutionäre Praxis besetzt und durchschaubar gemacht werden, ebenso Chiffren, in denen sich auch die Reaktion ausdrücken kann.
Die Modernität, die Produktionsweisen und die Werte des alltäglichen Bewußtseins sind Produkte des historischen politischen Siegs der Bourgeoisie. Sie kann daher ebenfalls mit ihnen umgehen. Sie kann sie dazu benutzen, Widersprüche zu verschleiern, von ihr selbst erzeugte (Schein-)Bedürfnisse zu befriedigen. Es geht dabei nicht um Betrug, sondern – ähnlich wie bei der Sozialdemokratie – um das Aufgreifen der bestehenden Mystifikationen des Alltagslebens:

»Es gibt nicht einerseits die ›Aufrichtigkeit‹, den Charakter der ehrlichen Leute, und andrerseits die von ›Lügnern‹ erfundene und geschickt eingesetzte ›Lüge‹. Im Alltagsleben wie auf den öffentlichen Podien benehmen sich menschliche Wesen fast immer als Mystifikateure, die ihre Bedeutung vergrößern und so geradewegs dazu kommen, ›eine Rolle zu spielen‹ . . . Die Rolle verlängert die Realität und sie ist auch real; das Spiel erforscht das Mögliche; die Komödie schließt nicht abstrakt die Echtheit aus; sie verlangt sie geradezu, fügt ihr noch etwas hinzu – etwas Wirkliches.« (Lefèbvre, a.a.O., S. 142)

7
Die Linke steht diesem eigentümlichen »Geschiebe« (Bloch) beinahe ohnmächtig gegenüber. Sie hat die Banalität aus dem Blick verloren, daß uns soziale Phänomene umgeben, die sich zu einem guten Teil der im akademischen Sinne systematischen Analyse entziehen. Der subjektive Faktor im Willen zu Widerstand *und* Veränderung scheint seine Objektivität aber gerade als Nebel zu gewinnen, als eine Art Gemisch von Phantasien, Vorstellungen und Theoriestücken, denen gegenüber der Marxismus seine Funktion als ›positive Wissenschaft‹ eingebüßt zu haben scheint. Daß jedoch entgegen den falschen linken ›Ganzheitstheorien‹ »die Menschen nicht dicht« sind und die »Objektivität nicht geschlossen« ist (Bloch), wird in den meisten Analysen nur um den Preis tödlicher Umarmungen aufgehoben. Diese ersticken, indem sie Einheit stiften wollen, was sich an Brüchen und Sprüngen in der Wirklichkeit selbst als Uneingelöstes, Vorwärtsdrängendes zeigt. Darin sind sich ökonomistische und kapitallogische, mit dem Anspruch marxistischer Rationalität auftretende Erörterungen mit solchen durchaus einig, die sich an den ›subjektiven Faktor‹ klammern. In dieser Hinsicht spaltet sich die Linke gegenwärtig und ist sich dennoch einig:

gespalten ist sie da, wo es um den Ausgangspunkt geht, nämlich, ob man es mit der Objektivität (Rationalität, Theorie) oder mit der Subjektivität (Sinnlichkeit, Unmittelbarkeit) hält. Und einig ist sie sich darin, daß von einem dieser beiden Pole her die soziale Welt aus den Angeln gehoben werden kann.

Die Protestbewegung der sechziger Jahre dagegen hatte noch ein wie immer beschränktes Bewußtsein von der in der Alltäglichkeit der Menschen etablierten Macht und damit von der Notwendigkeit der ›Zerstörung‹ des Alltagslebens. In den Ausläufern dieser Bewegung jedoch haben sich heute Tendenzen breit gemacht, deren Parole in der abstrakten Verweigerung eben dieses Alltagslebens besteht, einer Verweigerung, die sich der Anstrengung zur praktischen und theoretischen Erkenntnis entzieht. Solche politischen Tendenzen drehen sich, ohne es zu merken, gleichsam aus der Geschichte heraus, anstatt sie in die eigenen Hände zu nehmen. Was dieser Linken bleibt, ist ein politischer Offenbarungseid, der sich als Praxis lediglich maskiert: Die Parole »Der Mensch ist anders« ist dieser Offenbarungseid, dessen ›Fortschrittlichkeit‹ allenfalls in seinem Klang besteht. Was hier fortgesetzt wird, ist die moderne und politisch drapierte, bei näherem Hinsehen aber romantisierende, intellektuelle und dilettierende Denkweise des Kleinbürgertums.

»Als Menschen, die aus der Stadt entfliehen, als entwurzelte Intellektuelle, die durch die . . . Felder irren, um dort Zerstreuung zu finden, schauen wir alles an und vermögen doch nicht zu sehen. Wir bescheiden uns mit einem unklaren Kompromiß zwischen ästhetischem Schauspiel und Erkenntnis. Wir kommen uns sehr stark vor, sehr konkret, wenn uns ein Vogelflug, das Muhen einer Kuh oder das Singen eines Hirtenjungen interessiert. Aber das Menschliche an unserer Umgebung entgeht uns. Wir sind außerstande, es dort zu sehen, wo es ist, nämlich in den einfachsten, vertrautesten, alltäglichsten Dingen . . . Für Mythen, die Naivität unterstellen, sind wir bereits zu vernünftig; wir glauben nicht mehr an Mysterien, wir tun so, und nichts ist peinlicher als die vorgetäuschte Naivität, die gespielte Ahnungslosigkeit gewisser Poeten, die im übrigen alle Listen, alle Kunstgriffe, alle technischen Finessen der Literatur beherrschen.« (Lefèbvre, a.a.O., S. 139)

Die damit Gemeinten und die sie umgebende Subkultur sind, entgegen ihren Beteuerungen, bereits selber so sehr Teil des »Alltagslebens in der modernen Welt« und der »Integration durch Desintegration«, daß ihnen der ›Stachel‹, der möglicherweise in ihrer Arbeit steckt, gar nicht mehr bewußt wird. Ihre Vorstellungen von Selbstorganisation können schlechtestenfalls durchaus zu Keimformen jener Lebensstile werden, innerhalb derer der Kapitalismus seine modernen Ausgestoßenen so lange organisiert, wie sie sich nicht entschließen, ihre kleinbürgerliche Verweigerung in aktiven Widerstand zu verwandeln.

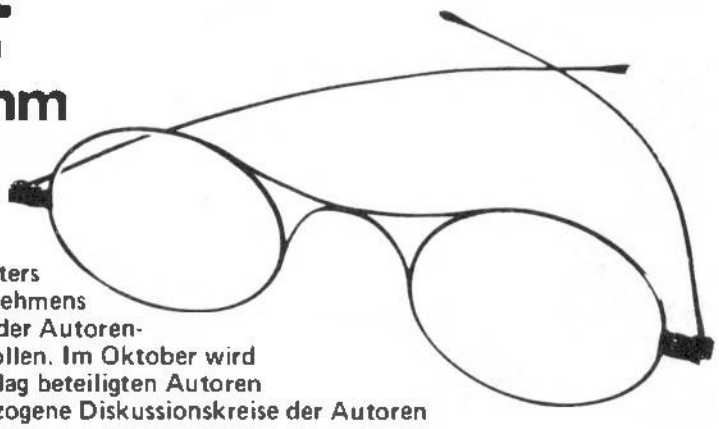
Anmerkungen

1 In seiner *Kritik des Alltagslebens* (1. Band, München 1974) hat H. Lefèbvre die aporetischen Spuren des Geldfetischs im gewöhnlichen Bewußtsein des Kleinbürgers aufgespürt: »Eine bestimmte sentimentale Rhetorik, die dem Gemüt des Kleinbürgers entspricht, der die Reichen verabscheut und beneidet, gefällt sich im Hinweis auf verdienstvolle Arme und unglückliche Millionäre und wettert gegen das Geld. Geld macht nicht glücklich! Der Frau steht ein guter Ruf besser als reicher Schmuck! Armut ist keine Schande! usw. Solche melodramatischen Spinnereien gehören zum Alltagsleben der Armen und zur von den Reichen lancierten Propaganda, sie bilden einen wesentlichen Teil des ideologischen Gepäcks, das alle Normalmenschen mit sich herumschleppen. Unter dem Deckmantel einer Anklage gegen das Geld rechtfertigen sie den Reichtum, indem sie ihn zu einem bloßen Akzidenz der menschlichen Verhältnisse erklären (deren Kern ein moralischer oder metaphysischer sein soll). Sie trösten die Armen und stellen diejenigen zufrieden, die – von Armut bedroht – von ganzem Herzen reich zu werden wünschen. Im Werk des außer sich geratenen Kleinbürgers Péguy sind derlei Sprüche mit der Würde des philosophischen und lyrischen Themas versehen worden. Sie sind als Sprichwörter mit dem Schein ewiger Wahrheit ins Bewußtsein des Volkes eingegangen, gewissermaßen als Partner des kapitalistischen Axioms, daß es immer Arme und Reiche geben müsse. Sie verfestigen jene absurden Vorstellungen von Reichtum und Armut, stellen sie einander gegenüber und fassen die Individuen als ihre Inkarnationen; in den sentimentalen und moralischen Kategorien finden wir die schärfste Verdammung der Reichen, ohne daß die kapitalistische Ideologie irgendwie gesprengt würde. So gelangt man zu einem merkwürdigen Ergebnis: die erste Aufgabe des Marxisten im Bereich dieser Ideologien besteht offenbar in der *Rehabilitierung des Reichtums.*«

2 Bertolt Brecht ist der sozialistische Schrifsteller, der dieses Problem als erster erkannt hat. Philosophisch und soziologisch geht es u. a. ein bei Bloch, Benjamin, Adorno, Horkheimer, Kracauer und Th. Geiger, psychologisch behandelt es Reich.

3 Die zeitgenössischen Schriften Ernst Blochs, die die politische und theoretische Krise des Marxismus dieser Zeit gerade im Zusammenhang des alltäglichen Zerfalls der Massenbasis revolutionärer Politik reflektieren, enthalten ein sehr lebendiges Inventar jener »Abenteuer« des gemeinen Bewußtseins.

Syndikat
Erstes Programm Herbst 1976



Im Februar dieses Jahres haben Karl Markus Michel und Axel Rütters zur Gründung eines Verlagsunternehmens aufgerufen, in dem neue Formen der Autorenbeteiligung verwirklicht werden sollen. Im Oktober wird sich die Versammlung der am Verlag beteiligten Autoren konstituieren; einzelne themenbezogene Diskussionskreise der Autoren haben bereits mit der Arbeit begonnen.
Die Autoren- und Verlagsgesellschaft Syndikat legt zur Buchmesse ein erstes Programm vor. Die geplante Buchgesellschaft für Wissenschaft und Literatur wird im Laufe des nächsten halben Jahres ihr Programm bekannt geben. Am Syndikat Interessierte werden regelmäßig durch 'Zirkulare' informiert.

Parow / Hegi / Niemeyer / Stromer
ÜBER DIE SCHWIERIGKEIT, ERWACHSEN ZU WERDEN. Rauschmittel und Adoleszenzkrise
etwa 550 Seiten, Broschur, ca. DM 14.-

Maud Mannoni
"SCHEISSERZIEHUNG". Von der Antipsychiatrie zur Antipädagogik. ca. 250 S., Großform., H.Ln. ca. DM 28.-

Jean Piaget
PROBLEME DER ENTWICKLUNGSPSYCHOLOGIE
Kleine Schriften. ca. 120 S., Broschur, ca. DM 9.-

Johann August Schülein
PSYCHOTECHNIK ALS POLITIK. Zur Kritik der pragmatischen Kommunikationstheorie von Watzlawick e.a.
Etwa 160 Seiten, Broschur, ca. DM 12.-

Pierre Bourdieu
DIE POLITISCHE ONTOLOGIE HEIDEGGERS
Flugschrift. ca. 120 Seiten. Großformat kt. ca. DM 10.-

Wolfgang Pohrt
THEORIE DES GEBRAUCHSWERTS
oder über die Vergänglichkeit der historischen Voraussetzungen, unter denen allein das Kapital Gebrauchswert setzt. Etwa 200 Seiten, Broschur, ca. DM 12.-

Touraine / Dreitzel / Moscovivi / Sennett / Supek / Birnbaum
JENSEITS DER KRISE. Wider das politische Defizit der Ökologie. ca. 250 S. Großformat kt. ca. DM 24.-

Ursula Langkau-Alex
VOLKSFRONT FUR DEUTSCHLAND?
Band 1: Vorgeschichte und Gründung des „Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront" 1933 - 36
Etwa 400 Seiten. Großformat H.Ln. ca. DM 48.-

John Stuart Mill / Harriet Taylor Mill / Helen Taylor
DIE HÖRIGKEIT DER FRAU und andere Texte zur Frauenemanzipation,
herausgegeben von Hannelore Schröder
Etwa 180 Seiten, Broschur, ca. DM 12.-

Claude Meillassoux
„DIE WILDEN FRÜCHTE DER FRAU"
Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft
Etwa 250 Seiten. Großformat H.Ln. ca. DM 28.-

Martin Warnke
BAU UND ÜBERBAU. Soziologie der mittelalterlichen Architektur nach den Schriftquellen
Etwa 256 S. 10 Abb. Großformat H.Ln. ca. DM 44.-

Francis D. Klingender
KUNST UND INDUSTRIELLE REVOLUTION
Etwa 270 S. 124 Abb. Sonderformat 24 x 27,5 cm
Halbleinen ca. DM 38.-

Wolfgang Fietkau
SCHWANENGESANG
Topomnese eines Gedichts von Baudelaire
Etwa 400 S. mit 25 Abb. Großformat H.Ln. ca. DM 48.-

Marlies Janz
VOM ENGAGEMENT ABSOLUTER POESIE
Zur Lyrik und Ästhetik Paul Celans
Etwa 260 S. Großformat Halbleinen ca. DM 30.-

Achim Eschbach / Wendelin Rader
SEMIOTIK-BIBLIOGRAPHIE 1
Etwa 250 Seiten. Großformat Halbleinen ca. DM 24.-

Utz Maas
KANN MAN SPRACHE LEHREN?
Für einen anderen Sprachunterricht
Etwa 400 Seiten Broschur ca. DM 18.-

Maurice Merleau-Ponty
HUMANISMUS UND TERROR
Syndikat-Reprise. Etwa 240 S. Broschur. ca. DM 14.-

Henri Lefebvre
DIE REVOLUTION DER STÄDTE
Syndikat-Reprise. 200 Seiten, Broschur, ca. DM 12.-

Johann Benjamin Erhard
ÜBER DAS RECHT DES VOLKS ZU EINER REVOLUTION und andere Schriften
herausgegeben von Hellmut G. Haasis
Syndikat-Reprise. 270 S. Broschur. ca. DM 18.-

Ich bin an regelmäßigen Informationen interessiert:

.....

.....

.....

bitte ausschneiden und einsenden an:
Autoren- und Verlagsgesellschaft Syndikat
Savignystr. 61 - 63, Postfach 174003
6000 Frankfurt/Main 1
Tel. 0611/751801-751781

rororo aktuell:

aktuell ro ro ro

Die größte politische Taschenbuchreihe der Bundesrepublik. Herausgegeben von Freimut Duve. Über 170 Titel – Jeden Monat zwei neue Bände. Themenbereiche: Politik in der Bundesrepublik. Soziale Konflikte/ Arbeitskämpfe. Industrie- und Kapitalismuskritik. Bildungsreform. Strukturprobleme der westlichen Welt. Probleme der Dritten Welt. Kritische Aufklärung.

Die neuesten Bände:

Ulrich Albrecht / Dieter Ernst / Peter Lock / Herbert Wulf: Rüstung und Unterentwicklung. Iran, Indien, Griechenland/Türkei: Die verschärfte Militarisierung (rororo aktuell 4004/ DM 6,80)

Claus Biegert: Seit 200 Jahren ohne Verfassung. 1976: Indianer im Widerstand. Verschärfte Repression nach Wounded Knee (rororo aktuell 4056/ca. DM 5,80)

Willy Brandt / Helmut Schmidt: Deutschland 1976 – Zwei Sozialdemokraten im Gespräch. Politik in Deutschland 1976 muß sich, das zeigen beide Gesprächspartner in dieser weitgespannten tour d'orizon, an Grundwerten orientieren. Die Klischierung – Schmidt, der Pragmatiker, Brandt, der Polit-Philosoph – findet nicht statt (rororo aktuell 4008/DM 4,80)

Wolfgang Däubler: Das Arbeitsrecht. Von der Kinderarbeit zur Betriebsverfassung. Ein Leitfaden für Arbeitnehmer (rororo aktuell 4057/DM 8,80)

Iring Fetscher / Horst E. Richter (Hg.): Worte machen keine Politik. Beiträge zu einem Kampf um politische Begriffe. Der neue »Sprachkampf« der politischen Parteien (rororo aktuell 4005/DM 4,80)

Petra Rosenbaum: Italien 1976 – Christdemokraten mit Kommunisten? Eine Einführung in das italienische Parteiensystem. Kommunisten als Helfer in der Not? (rororo aktuell DM 5,80)

Carola Stern (Hg.): Was haben die Parteien für die Frauen getan? Mit Beiträgen von Gerda Hollunder, Luc Jochimsen, Heike Mundzeck und Claudia Pini. Eine kritische Bestandsaufnahme im Wahljahr 1976 (rororo aktuell 4006/DM 4,80)

Anti-Sozialismus aus Tradition? Memorandum des Bensberger Kreises zum Verhältnis von Christentum und Sozialismus heute (rororo aktuell 4003/DM 5,80)

Weizen als Waffe. Die neue Getreidestrategie der amerikanischen Außenpolitik. Eine Studie des North American Congress on Latin America (NACLA) (rororo aktuell 4058/DM 3,80) Eine umfassende Studie über die neue Abhängigkeit der Dritten Welt.

technologie und politik

aktuell-Magazin 5. mit dem Schwerpunktthema »Kartelle in der Marktwirtschaft« (rororo aktuell 4007/DM 6,80)

Technologie und Politik. aktuell-Magazin 4. Thema: Rüstungs-Technologie/Waffenexport/ Napalm/SALT Falsche Rüstungsvergleiche?/ Atomenergie und Verbreitung von Atomwaffen (rororo aktuell 1945/DM 6,80)

David Cooper

Von der Notwendigkeit der Freiheit

Aus dem Englischen übersetzt von Annemarie Droß

216 Seiten, engl. Broschur, DM 19.80

David Cooper ist mit seinen Arbeiten „Der Tod der Familie" und „Psychiatrie und Anti-Psychiatrie" auch in Westdeutschland bekannt geworden. Zusammen mit Ronald D. Laing hat er in experimentellen Wohngruppen versucht, Schizophrenie als Symptom einer Störung in Beziehungsstrukturen zu verstehen. „Von der Notwendigkeit der Freiheit" vertieft die Kritik an bürgerlich-familialer Sozialisation und verdinglichten „Ich"-Vorstellungen. Gleichzeitig bemüht sich Cooper um die Verbindung von wissenschaftlicher Kritik mit einer neuen „Spiritualität", die heute „als wesentliches Erfahrungsmoment des Willens zur Veränderung" betrachtet werden kann.

Aus dem Inhalt: Der Akt des Politischen / Gewahr-Werden / Der LSD-Test Was ist Anti-Psychiatrie? / Wen bezahlt der Analytiker? / Das Innere ist das Äußere / Über Trennung / Strategien der Niederlage – Neid und Eifersucht / Wissen wo man steht / Über Meditation

Mitte September erscheint unser neuer Almanach, diesmal mit Kalendarium, trotzdem weiter kostenlos.
Bitte anfordern!

★

Verlag Roter Stern
Postfach 180147, 6 Frankfurt/M

Michael Molsner
Von uns aus gesehen

Wie wir jetzt Hand in Hand durch unser gemütliches Wohnzimmer gehen, sind wir zwei grundsolide Leute: Großvater mit seinem stattlichen Bauch und der schwergoldenen Uhrkette quer über der Weste, ich in meinen kurzen Samthosen mit den bestickten Hosenträgern über dem weiß gestärkten Hemd. Selbstsicher treten wir ans Fenster. Mag auf der Straße passieren, was will, von unserm Wohnzimmerfenster aus wissen wir alles einzuordnen, uns haut so leicht nichts um. Großvater lächelt ein bißchen, er sagt: »Opa...« Ich antworte: »...weiß alles«. Auf den Felsen dieser Gewißheit kann ich mein Leben bauen.

Es ist angenehm, auf die Straße runterzuschauen, immer interessant, immer was los. Eine junge Frau kommt herangeradelt. Und der mickrige Wicht aus der Wohnung über uns tritt aus der Tür, vor ein paar Jahren noch kleiner Schreiberling in irgendeinem Büro, und jetzt hat er sich wichtig mit brauner Uniform, Hakenkreuzbinde am Arm, sogar Reitstiefeln an den Füßen. Er tänzelt die Vortreppe hinunter, Blick militärisch-zackig stur nach vorn, so geht er quer übers Trottoir und ohne zu zögern über den Radweg.

Er geht frontal in das Rad hinein, die junge Frau wird förmlich weggefegt, stürzt, überschlägt sich. Der Wicht geht gradeaus weiter, ohne hinzusehen gibt er nur dem Rad noch einen Tritt, daß es ihm nicht im Weg ist. Die junge Frau liegt auf allen Vieren, schaut ihre Hände an, Blut dran, schaut mit halboffenem Mund, aber ganz ausdruckslosen Augen hinter ihm drein. Dann steht sie auf, nicht langsam und nicht schnell, ganz normal steht sie auf, klopft sich ab, hebt ihr Rad auf den Radweg, steigt auf und fährt weiter. Das ist jetzt doch ein Schock, und Großmutter, die auf einmal hinter uns steht, kann wieder mal nichts als losheulen und rauslaufen. Aber Großvater weiß eine Erklärung: »Das ist eine Polin«, sagt er. Durch scharfes Zusammenpressen der Lippen deutet er außerdem an, daß es so ja nun auch nicht geht. Diese Emporkömmlinge, die sich jetzt überall breitmachen, die benehmen sich wirklich unmöglich. Die anständigen Nationalsozialisten alle an der Front, und dieses Pack tritt hier auf wie Graf Koks.

Wir haben sehr feste Vorstellungen von Recht und Unrecht, mein Großvater und ich, und von dem, was sich gehört. Nur, unternehmen können wir natürlich nichts, von unserem Wohnzimmerfenster aus. Schließlich ist es nicht kriminell, was der Mann da gemacht hat. Nur irgendwie sehr gewöhn-

lich. Kriminell ist, wenn die Polizei dich abholt. Diesen Unterschied erkenne ich ganz deutlich, auch wenn ich erst vier Jahre alt bin.
Das Elend ist bloß, daß sogar Leute wie Großvater neuerdings schon Angst vor der Polizei haben müssen, seit die guten Nationalsozialisten alle an der Front sind und nur das Pack sich noch hier herumdrückt. Weil Großvater einfach eine ganz andere Lebensart hat, und das paßt denen natürlich nicht. Zum Beispiel dieses Weihnachtsfest, Weihnachten 43.
Früher in Süddeutschland ist es Großvater ja nicht so besonders gegangen, und jetzt in Allenstein, wo er Herr Direktor ist und einen großen Betrieb leitet, hat er die bösen Zeiten nicht vergessen und ist seinen Leuten ein anständiger Chef. In der Dunkelheit kommen sie an, die polnischen Zwangsarbeiter, kurz vor der Bescherung (ich bin schon ungeduldig). Manche lächeln, andere weinen, alle geben sie Spielzeug für mich ab, selbstgebastelt. Und Großmutter weint natürlich auch wieder, weil die armen Kerle so verhungert aussehen, sie überreicht Tüten mit Plätzchen nach schwäbischem Rezept, auch Wurst und Käse. Großvater macht ein strenges Gesicht dazu, wie immer, wenn er gerührt ist. Ich fühle mich edelmütig und ängstlich, stark und gefährdet, alles auf einmal – weil ich ja genau weiß: Es ist schon richtig, den armen Kerlen was zu geben, aber wenn der Hundertfuffzigprozentige da oben jetzt die Polizei holt, dann wird es kritisch. Die guten Leute alle weg, die Miesen geben den Ton an...
Da ist es schon *fast* kriminell, was die Großeltern da machen, und ist mir deshalb doch nicht so *ganz* recht, schließlich freue ich mich auf eine ungestörte Bescherung.
Daß Großmutter dann noch zwei von den Frauen umarmt, das kommt mir schon ein bißchen übertrieben vor, es macht mich ein bißchen ungeduldig... Ich meine, wir wollen ja demnächst auch mal zur Bescherung kommen, nicht? Für wen wird der Zauber denn veranstaltet, für die oder für mich? Endlich gehen sie, aber leise und einzeln, damit der Mickerling oben nichts merkt.
Schön, so ein Weihnachtsbaum. Oder die Erinnerung, wie man zu den Zwangsarbeitern gut war. Oder am Tag der Wehrmacht die vielen deutschen Soldaten, wenn Erbsensuppe mit Speck ausgeteilt wird und alles singt WESTERWALD, und ich gehe Hand in Hand mit dem Großvater zwischen Panzern und Kanonen durch; es ist ein gutes Gefühl, wärmt einen richtig, innerlich. Und wenn wir Bekannte treffen, reiße ich schneidig die rechte Hand hoch und rufe: »Heil Hitler!« Daß das recht ist, sehe ich allen Umstehenden am Gesicht an, sie lächeln, auch Großvater ist stolz. »Ein aufgeweckter Bursche.«
Dagegen ist es sehr gefährlich, ja es ist praktisch schon kriminell, was Mutter macht. Sonst sehe ich sie ja wenig, sie wohnt mit dem Stiefvater in einem weißen Haus am Stadtrand, und natürlich kann man ihr wieder mal

nichts recht machen, selbst bei einer so zufälligen Begegnung. »Heil Hitler, Mutter!« Da sagt sie laut und scharf: »Ich will nicht, daß du dem Jungen den Nazigruß andressierst.«
Daß sie sowas nicht sagen darf, fühle ich deutlich. Mich empört der Angriff auf Großvater, außerdem begreife ich genau: das ist gefährlich – auch ohne daß der Großvater nun viele Worte gemacht hätte. Er sagt nur kalt und mehr verletzt als mißbilligend: »Du bringst uns wirklich noch alle ins Gefängnis.« Er hat recht, ich weiß es. Keiner braucht es mir lange zu erklären.
Insgesamt ist es aber doch ein stolzer, schöner Tag. Mißklänge vergessen wir dann auch schnell wieder, mein Großvater und ich.

Frühjahr 45. Das Nötigste ist zusammengepackt für die Flucht, wir stehen und schauen uns alle nochmal in dem schönen Wohnzimmer um, wo wir zuhause waren. Plötzlich fällt Großmutter noch was ein, sie nimmt das Bild des Führers von der Wand und schiebt es hinter den Kachelofen. »Die Russen sollen es doch nicht finden.«
Wir haben feste Vorstellungen vom Führer. Er hat immer das Beste gewollt, aber manches eben leider nicht erfahren – ja, manches Schlimme, das in seinem Namen angerichtet worden ist von Drückebergern wie diesem Wicht in der Wohnung über uns, vielleicht sogar sehr vieles ist ihm verheimlicht worden. Von schlechten Menschen in seiner Umgebung. Er wäre doch sonst sofort eingeschritten. Den Krieg zum Beispiel kann er unmöglich gewollt haben: »Wo er doch so stolz war auf seine herrlichen Soldaten«, sagt Großmutter unglücklich, wenn Mutter ihre gefährlichen und unpassenden Bemerkungen macht. »Die hätte er doch nie in einen Krieg geschickt zum Sterben.«
Daß Großmutter recht haben muß, ist klar, der Dümmste muß es einsehen. Großvater hat auch nicht immer alles erfahren, was so passiert ist in seinem Betrieb. Aber *wenn* er was erfahren hat, dann ist er auch eingeschritten oder hat wenigstens gemildert.
Wir sind keine schlechteren Nationalsozialisten als andere, und Großmutter meint es nur gut mit dem Bild des Führers, wenn sie es versteckt. Trotzdem sind die Zustände so, daß Großvater mißbilligend die Lippen zusammenpreßt: »Wenn die SS davon hört...«
Aber die SS ist wohl auch schon abgehauen. Machen wir uns nichts vor. Die Ordnung ist nicht mehr gewährleistet.
Das ist der Zusammenbruch Deutschlands.

»In Allenstein, das war unsere schönste Zeit«, sagt Großvater jetzt manchmal. Er spricht von den riesigen Seen und wie ich einmal beinahe in einen hineingefallen wäre, und von den herrlichen Wäldern, wo wir Pilze und

Beeren gesucht haben, und von den dankbaren polnischen Zwangsarbeitern. Es war nicht recht, daß sie gezwungen worden sind, aber was hat man machen können? Ein Wort, und die hätten dich an die Wand gestellt.
Jetzt leitet er keinen Betrieb mehr, sondern schreibt ums Zeilenhonorar Berichte für die kirchenfreundliche Lokalzeitung, stockschwarz, acht Pfennig die Zeile. Jahreshauptversammlung der CONCORDIA, neuer Vorstand bei GUT HOLZ e.V.. Er ist überall beliebt, weil er immer so gut gelaunt ist, für jeden ein nettes Wort hat. Nur abgemagert ist er, furchtbar abgemagert. Man kann sich kaum vorstellen, daß er mal zweieinhalb Zentner gewogen hat. Es ist schrecklich, wie knapp die Lebensmittel sind.
Aber wenigstens wohnen wir bald wieder in einem eigenen Haus. Natürlich nicht zu vergleichen mit dem in Allenstein; es ist diesmal nur ein Behelfsheim; eine ganze Schleife von solchen Behelfsheimen ist vor die große Sandgrube hingebaut worden. Wir haben unseres durch Beziehungen bekommen, meine Mutter kann nämlich Englisch und schafft beim Ami. Ihr Englisch hat sie gelernt, als sie mit vierzehn Jahren einfach nach London abgehauen ist und dort eine Weile als Au-pair-Mädchen gelebt hat; was Genaues weiß ich nicht, meine Großeltern reden nicht weiter darüber, ich kriege nur zu spüren, daß meine Mutter ihnen damals ein großes Unrecht angetan hat. Aber jetzt haben wir dadurch dieses Behelfsheim.
Es ist gemütlich warm in der großen schönen Küche. Großmutter steht am Herd und kocht, und ich stehe gern bei ihr und schaue ihr zu – bis dann auf einmal dieser Gaul so schreit.
Durch unser Küchenfenster sehe ich alles ganz deutlich. Das mit Sand hochbeladene Fuhrwerk und wie das Pferd sich abmüht, aber es kriegt den Wagen einfach nicht von der Stelle. Der Fuhrknecht schlägt es und schlägt es, mit einem dicken Schaufelstiel, und das Pferd schreit entsetzlich; immer wieder wirft es sich mit seinem ganzen Gewicht ins Geschirr, bäumt sich schreiend auf und wirft sich nach vorn; aber der Wagen ruckt nur, es geht nicht vorwärts.
Großmutter ist blaß. Aber ich will nicht nur blaß werden, ich gehe bereits zur Schule und habe gelernt, das darf der nicht, das ist Tierquälerei, und Tierquälerei ist verboten. »Wir müssen ihn anzeigen«, sage ich zur Großmutter.
Sie zieht mich zurück, führt mich ins andere Zimmer. »Schau nicht mehr hin.« – »Aber das ist doch verboten, was der macht!« – Großmutter antwortet kurzangebunden, als ob sie ärgerlich wäre: »Das ist der Sohn vom Bauern U.«
Da sage ich nichts mehr. Obgleich ich erst sieben bin, begreife ich doch schon: Ja, wenn es so ist, wenn es natürlich der Sohn vom Bauern U. ist... Nicht daß der U. eine Respektsperson für uns wäre, so ein Kuhbauer, das war früher gar nichts; aber jetzt, wo das Essen so rar ist, sind diese Bauern

alles Großkopfete, und wenn du nicht wenigstens eine Perserbrücke herausrückst, dann behalten sie ihre Eier und ihr Schmalz und ihr Mehl für sich. Die haben doch alle groß verdient durch das Elend, die haben sich doch gesund gestoßen am Hunger, und jetzt gehört dem U. nicht nur die Sandgrube, dem gehört auch unser Haus. Einmal hab ich ihm die Miete hintragen müssen auf seinen Hof, er hat blöd gegrinst und mit seinen Knechten herumgebrüllt... Später irgendwann hat mir jemand gesagt, bei denen gibts jeden Abend Eierkuchen. Jeden Abend Eierkuchen, das muß man sich mal vorstellen, Großvater hat nur den Kopf geschüttelt, als er es hörte. »Emporkömmlinge.« Jeder hats gern bequem, aber jeden Abend Eierkuchen, so benimmt man sich doch nicht, es ist gewöhnlich.
Es ist schlecht, wenn die Emporkömmlinge sich breit machen, aber unternehmen können wir da nichts, von unserm Küchenfenster aus. Großmutter weint, und Großvater zieht die Mundwinkel herunter wie damals in Allenstein bei der Polin: »Die richten sich doch selbst, diese Leute. Es kommen auch mal wieder andere Zeiten.«
Ich denke an die Spitzbuben und Zimtsterne, die wir den Zwangsarbeitern geschenkt haben am Heiligen Abend dreiundvierzig, und sage: »Ich passe das Pferd ab und geb ihm ein bißchen Zucker.« – »Wo der Zucker so rar ist?« – »Oder vielleicht einen Apfel.« – »Das geht schon eher.«
Mit einem unangenehmen Gefühl gehe ich spielen. Ich merke genau, eigentlich habe ich schon zuviel über den Vorfall geredet, die Großeltern sprechen nicht gern über Sachen, die man nicht ändern kann, besonders den Großvater macht es sehr ungeduldig, er dreht sich um und vergißt es. Als er mich abends ins Bett bringt und mir die Decke zum Kinn zieht, sagt er: »Opa...« Ich sage: »...kann alles.« Jetzt lächelt der Großvater wieder, er freut sich. Es wäre nicht günstig, den Sohn vom Bauern U. nochmal zu erwähnen.
Schweigen ist Gold. Man muß nicht alles rausplappern wollen.

Aber nicht immer wird der Großvater ärgerlich, wenn ich schimpfe. Es gibt zum Glück auch einen Haufen Leute, über die kann ich schimpfen, wie ich will, da freut er sich und wird nicht ungeduldig beim Zuhören.
Das Schwimmbad liegt unten im Tal, gleich hinter dem Arbeiterviertel. Und natürlich ist es kein Wunder, daß die ganzen rauhbautzigen Proleten vom HÜTTENWERK sich da rumtreiben. Wie die sich aufführen – das sagt der Großvater auch –, das kann man allmählich wirklich nicht mehr mitansehen. Die Weiber hocken auf ihren Decken herum, den Rock hochgezogen bis ich weiß nicht wohin, und natürlich immer fünf, sechs Bälger um sie herum, und erst gestern hab ich mit eigenen Augen gesehen – Ehrenwort! Wenn ichs doch sage! –, da nimmt eine einfach so ein Kind aus dem Kinderwagen raus und gibt ihm... also stillt es. Vor allen Leuten. Spinnen

die? Oder was? »Proleten«, sagt Großvater. Aber es bringt ihn nicht in Verlegenheit, wenn ich sowas erzähle. Im Gegenteil. Jetzt kann ich mal richtig loslegen.
»Und neulich, da hat einer einfach alle seine Kinder ins Tiefe geschmissen, eins nach dem andern. Die haben gebrüllt wie am Spieß, kann ich dir sagen.« In Wirklichkeit liegt der Vorfall schon länger zurück, aber ich merke ja, es gefällt dem Großvater, was ich da erzähle. »Eins von den Kindern hätte doch leicht ertrinken können. Sowas passiert doch im Nu.« – »Tja«, sagt der Großvater. – »Oder vielleicht sogar alle. Aber das war dem scheint's ganz egal. Er hat nur gelacht und gesagt, so, jetzt könnt ihr schwimmen.« – »Paß nur auf, daß du nicht auch mal im Tiefen landest«, sagt Großmutter. »Mit denen läßt er sich ja wohl nicht ein«, sagt Großvater. »So gescheit wird er ja wohl sein allmählich.« – »Ich bin doch nicht lebensmüde.«
Schimpfen ist prima, tut richtig gut, man wird so warm innerlich – aber nur, wenn die Großeltern dadurch nicht verlegen werden oder sogar ärgerlich. Auf dem Weg ins Tal runter zum Schwimmbad komme ich immer an großen schönen Häusern vorbei, an der Hinterfront, wo die großen Gärten sind. »Vor allem Beamte«, sagt Großvater, er nimmt seinen Hut vom Kopf und setzt ihn gar nicht mehr auf, weil er soviel grüßen muß. »Mach du dein Abitur eines Tages und geh zur Post. Oder zur Bahn. Dann hast du auch so ein schönes Haus und kannst später eine dicke Pension einstreichen.«
Einer hat seine Kirschbäume so nah an den Zaun gepflanzt, daß die Zweige überhängen. Da kann es dann schon mal passieren, ich meine, auf dem Weg zum Schwimmbad runter kann es ja dann mal sein, daß man da mal hinfaßt und sich so ein paar Kirschen herunterholt. Schlecht ist es natürlich, wenn auf einmal der Eigentümer hinter seinen Büschen vorgerannt kommt und »Saububen verreckte« schreit. Voller Empörung berichte ich am Abend dem Großvater: »Und dann hat er seine Schaufel nach uns geschmissen. Sooo nah ist sie an meinem Kopf vorbeigepfitzt. Ich hätte doch tot sein können. Oder vielleicht auch der Manfred.« In dem Moment merke ich schon, ich hab einen Fehler gemacht. »Um den Manfred wär es sowieso nicht schad gewesen«, ruft Großvater ärgerlich. »Es sind schließlich nicht seine Kirschen, oder?«
Manchmal hört er es gern, wenn ich auf Leute schimpfe, und dann wieder nicht. Er hört es ganz gern, wenn ich wieder eine neue Geschichte von den Proleten weiß. Die Emporkömmlinge kann er ungefähr genausowenig leiden wie die Proleten, trotzdem wird er ärgerlich, und mag es nicht hören, wenn einer etwas Sonderbares getan hat.
Aber mit diesen Beamten, das ist wieder etwas anderes. Wenn er an ihren Gärten vorbeigeht, grüßt er immerzu, und manchmal bleibt er auch stehen und macht seine Spässe, dann wird hin und her geredet und viel gelacht.

»Die Äpfel gedeihen ja wieder unwahrscheinlich.« Oder wenn eine junge Frau im Garten ist: »Die Sonne geht auf.« Dann lachen alle. Oder man unterhält sich über die Wagner-Übertragung gestern abend im Rundfunk. »Bayreuth, jaja, das ist schon was.« – »Viereinhalb Stunden sind natürlich auch ein Schlauch.« – »Ja, schon. Aber wenn ich die Muße habe, kann ich gar nicht genug davon kriegen.«

Allmählich bekomme ich ein Gefühl dafür, über wen ich schimpfen darf. Daß uns zum Beispiel der Feldhüter so angeschrien hat – »Das nächste Mal hetze ich meinen Hund auf euch, Saubande verkommene!« – , das erzähle ich ihm gar nicht mehr erst. Wenn er den Feldhüter trifft, bleibt er immer stehen und dann reden sie zusammen. Und schließlich, was haben wir im Kornfeld zu suchen. Auch wenn wir *zwischen* die Halme treten und gar nichts kaputt machen: es sind schließlich nicht unsere Felder.

Auf den Feldhüter schimpfen oder auf einen Gartenbesitzer, das bringt nichts, das gibt nur dicke Luft zuhaus. Das sind Leute, mit denen will Großvater gut auskommen. Es kann dann sogar vorkommen, daß er einen roten Kopf kriegt, aus dem Zimmer marschiert und die Tür hinter sich zuknallt. Dann wird Großmutter ganz weiß im Gesicht und zittert. Und ich bin wie betäubt.

Aber jeder ist gegen dieses Pack aus der Baracke. Und ich merke, da kann ich erzählen: »... alles Barackenmädchen, sechs oder sieben Jahre alt. Und weißt du, was die angehabt haben? Die haben nämlich keine Kleider angehabt!« Großvater und Großmutter schauen einander kurz an. »Sie werden ja wohl nicht nackt rumgelaufen sein«, sagt Großvater. – »Die Badeanzüge von ihren Müttern haben sie angehabt. MIT OBERTEIL.« – »So sind die durch die Stadt gelaufen?« Großvater ist belustigt. – »Zum Schwimmbad runter. An den Gärten von den Beamten vorbei. Die haben vielleicht geschimpft, kann ich dir sagen.« – »Ein Glück, daß in den Oberteilen nichts drin war«, sagt Großvater und lacht. Großmutter wirft ihm einen besorgten Blick zu. – »Sie haben Taschentücher hineingestopft, einfach ein paar Lumpen. Und sich dazu noch mit Lippenstift die Gesichter verschmiert.«

Das sind so Geschichten, die hört jeder gern. Die kann ich nicht nur zuhaus erzählen, da hören auch Onkel und Tanten immer wieder angeregt zu und legen mir noch ein Stückchen Kuchen auf, obwohl das Mehl noch rar ist. »Das ist wirklich unglaublich, was sich da abspielt, in diesen Baracken«, sagt mein Onkel F. Er hat grade einen Kollegen zu Besuch, der ist auch beim Finanzamt, und der Kollege sagt: »Weil das Gesindel nicht arbeitet.« Mit solchen Geschichten habe ich nie Ärger, da sind wir uns immer alle einig und wissen auch gleich einen Ausweg: Die Polizei müßte man da holen, bei diesem Lumpenpack. Da hilft wirklich nur noch der harte staatliche Zugriff. »Ich will jetzt nicht falsch verstanden werden,« sagt der

Kollege und mampft seinen Kuchen, »ich bin mein Lebtag kein Nazi gewesen, aber eins muß man sagen, unter Adolf hätten die das nicht gemacht, unter dem nicht.«
Das Schöne an so einer Geschichte ist, sie macht keinen Ärger. Man erzählt, wie es einem in den Kopf kommt, und alle verstehen sich gleich viel besser, eine gemütliche Atmosphäre kommt auf.

Manchmal bin ich richtig froh und fühl mich ganz warm und aufgehoben in der Familie, wenn ich auf Leute schimpfe. Und dann wieder gibt es nur Krach, sowie ich den Mund auftue. So lerne ich und werde immer gescheiter. Es kommt nur noch selten vor, daß ich danebenhaue wie beim Handwerksmeister B.
Er wohnt im Behelfsheim gegenüber, aber trotzdem war mein Gefühl: Er gehört nicht zu uns. Hat immer so schroff gegrüßt auf der Straße, oft ist er in Arbeitskleidern herumgelaufen, und tagsüber hat man ihn hämmern, sägen und feilen hören in seiner Werkstatt. Der hat bestimmt in seinem ganzen Leben noch nie Wagner gehört. Aber ich hätte schließlich bedenken müssen, daß er kein Prolet aus dem HÜTTENWERK ist und auch nicht aus der Baracke kommt; ein Nachbar kann auch mal unhöflich sein, da muß man sich nicht gleich das Maul zerreißen, jeder hat schließlich seine Mukken. Was geht es uns an, wenn die Polizei ihn abholt? »Befaß dich lieber mit deinen Schulaufgaben«, sagt Großvater und kriegt wieder einen roten Kopf.
Also was Blutschande ist, das bespreche ich besser nicht zuhause, da kann ich höchstens mit meinen Freunden drüber reden. »Der hat die Waltraud gefickt«, erzählen sie. Ich bin erbost: »Die Waltraud? Spinnst du? Das ist doch seine eigene Tochter, du blöder Dackel.« – »Drum kommt er ja auch ins Zuchthaus, du Arschloch. Wenn er seine Frau fickt, dann kommt er doch nicht ins Zuchthaus. Nur bei der Tochter ist es verboten.«
Dagegen über den alten Willem wird auch bei uns zuhause ganz offen gesprochen. Ja, man *muß* sogar drüber sprechen, sagen sie alle, der alte Willem ist nämlich ein Beispiel, aus dem wir lernen müssen. Er ist früher Matrose gewesen, man sieht es ja an den Tätowierungen auf seinen Armen, wenn er im Unterhemd Holz für uns hackt. Jetzt wo er alt ist und eine Glatze hat und einen dicken Bauch, kann er nämlich nicht mehr zur See fahren, jetzt lebt er von Gelegenheitsarbeiten bei besseren Leuten wie uns.
Zuerst verstehe ich gar nicht, was Mutter herumzuschreien hat. Die ganze Zeit ist sie in Stuttgart – schon wieder mit einem neuen Freund, wie man hört – , und wenn sie uns dann doch endlich mal besucht, macht sie gleich ein Geschrei.
Aber nach einigem Zögern überwinde ich meine Verdrossenheit, laufe raus und begreife natürlich gleich, was los ist: Eine sehr ernste Sache, der

Willem, diese alte Sau, hat meiner kleinen Schwester sein Ding gezeigt. Mutter ist außer sich vor Empörung, sie schreit, sie wütet mit ungewohnt schriller Stimme, und alle sind sich vollkommen einig, da muß jetzt Polizei her. Und wirklich, die kommen auch gleich, und jetzt wird er abgeführt. Heult dabei auch noch, dieses Schwein.
Das ist nun wieder ein Thema. Schließlich sind wir jetzt alt genug, und vor allem, sowas kann meiner kleinen Schwester immer wieder passieren, ich muß auf sie aufpassen als großer Bruder, es ist wichtig, daß ich Bescheid weiß.
Was wir uns merken müssen, ist dies: Niemals stehenbleiben, wenn meine Schwester auf der Straße von einem Fremden angesprochen wird. Sofort weglaufen und heimkommen und erzählen, was los war. Eventuell auch einen Polizisten rufen. Da kann ein Kind nämlich Schaden nehmen fürs ganze Leben, wenn es so einem Kerl in die Hände fällt.
Meine Schwester hört aufmerksam zu, ihr Gesicht ist ganz rosig, ihre Augen leuchten. Das passiert ihr nicht oft, daß sie so im Mittelpunkt steht. Ich werde ärgerlich, schließlich habe *ich* auch schon einiges in der Richtung erlebt. Ich erzähle nochmal die Geschichte von den geschminkten Barackenmädchen mit den ausgestopften Badeanzügen. Alle hören aufmerksam zu und nicken. Barackenleute, abgehalfterte Seeleute... Wer weiß, was der schon angestellt hat in Honolulu oder wo er war.
Meine Schwester wirft mir einen ungnädigen Blick zu. Aber das ist mir jetzt scheißegal. Ich fühle mich wohl und geborgen. Die Familie sitzt um den Tisch herum und alle verstehen sich. Wir haben es richtig gemütlich.
Allmählich hab ich es im Gefühl, welche Geschichten ich erzählen soll, wenn ich es gemütlich haben will.

Daß ich mich ausgerechnet dem Manfred angeschlossen habe, davon ist Großvater nicht begeistert. Manfreds Vater ist Biergroßhändler – »hochgekommener Bierkutscher«, sagt Großvater. Ihm kann das riesige weiße Haus, das Manfreds Vater beherrschend wie eine Burg auf den Hügel gesetzt hat, nicht imponieren. Auch die Windhunde, die Manfreds Vater sich zugelegt hat, und der Pelzmantel von Manfreds Mutter beeindrucken Großvater wenig. »Typische Kleinleute-Protzerei.« Großvater scheint sicher zu sein, daß Manfreds Vater nicht zu denen gehört, die stundenlang Wagner-Übertragungen aus Bayreuth hören. Wenn die beiden Männer sich auf der Straße begegnen, was fast nie vorkommt, denn Manfreds Vater fährt den ersten neuen Pkw in der ganzen Gegend, dann grüßt der Großvater sehr höflich und geht weiter. Er bleibt nie stehen zu einer scherzhaften Unterhaltung, wie er an den Gärten von all den Beamten und besseren Angestellten stehenbleibt.
Ich merke das alles ganz genau, halte aber trotzdem an Manfred fest.

Erstens weil ich ihn gut leiden kann, und dann auch, weil er immerzu irgendwas organisiert. Entweder wir treffen uns in seinem Garten und stopfen uns mit Zwetschgen voll. Oder wir gehen mit den Windhunden auf Hasenjagd. Oder wir spielen Fußball mit dem ersten richtigen Lederball, den ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Und am Sonntag gehen wir immer ins Kino, zuerst in die Kindervorstellung um eins, dann in den nächsten Film um drei, und manchmal schauen wir uns sogar noch einen dritten Film an. Großvater gibt mir zwar immer nur für einen Film Geld, aber Manfred kriegt soviel Taschengeld, daß es ihm nichts ausmacht, die Karten für die andern Vorstellungen allein zu zahlen.

Wenn wir am Sonntag die Filme mit Errol Flynn gesehen haben, fühlen wir uns immer unglaublich stark. Wir schneiden Stöcke und schlagen sie gegeneinander wie Degen, so elegant wie im Film sieht es natürlich nicht aus, aber darüber sprechen wir nicht. Wir beschließen, abenteuerlich und kämpferisch zu leben wie Errol, Manfred gründet die Maskenbande und stellt mich als Unterhäuptling ein.

Feinde gibts haufenweise. Im Gartenhäuschen von Manfreds Vater malen wir uns aus, wie wir den Bälgern aus der Baracke mal zeigen wollen, wo der Bartel den Most holt. Wir schreiben drohende Botschaften und schieben sie abends unter die Barackentür. Tag für Tag schleichen wir nun angespannt durch die Landschaft, immer in Deckung, und warten auf den Feind. Aber die feigen Hunde lassen sich natürlich nicht blicken, ist ja auch klar, die haben die Hosen gestrichen voll, wenn sie an die Maskenbande denken.

An einem Sonntagnachmittag sitzen wir wieder bei einer Beratung im Gartenhäuschen, da geht plötzlich ein Hagel von Steinen auf die Laube nieder. Faustgroße Dinger, einige zerschlagen die Scheiben. Draußen, jenseits des Maschendrahtzauns, lacht und johlt das Gesocks. Wir sind alle wie gelähmt, und Manfred schreit, den Tränen nahe: »Ich hol die Polizei, ihr Verbrecher ihr!« Er hat Angst vor seinem Vater, weil die Scheiben kaputt sind. Das sind doch Werte, Kruzifix nochmal. Sind die verrückt, diese Arschlöcher?

Wir können es nicht fassen. Das ist kriminell, was die machen. Wir haben fechten wollen, wie Errol, elegant und mit einem überlegenen Gesichtsausdruck. Und die schmeißen Fensterscheiben kaputt. »Weil es denen eben ganz wurscht ist, ob sie ins Kittchen kommen«, wütet Manfred. »Da haben sie es wahrscheinlich noch besser als in ihrer verkommenen Baracke.« Er denkt sich eine süße Rache aus: Eines Tages, schwört er sich und uns, eines Tages fickt er die Schwester vom Anführer, bei Gott, das macht er. Diese Barackenmädchen legen sich ja sowieso bei jedem hin, die haben ja nicht, wir wir, eine Moral, und schließlich kommt sie ja auch allmählich ins richtige Alter, acht oder neun ist sie bestimmt schon.

Aber kämpfen wollen wir nicht mehr mit denen, mit denen nicht, die

spinnen ja, diese Saftsäcke. Hemmungen haben sie scheint's gar keine, und wenn einer tot daliegt, das kratzt die gar nicht.
Nach Tagen der Ratlosigkeit und Überlegung sagen wir dann den Kerlen aus dem Arbeiterviertel den Kampf an. Die sind wenigstens ein *bißchen* zivilisierter, wohnen in richtigen Häusern, und wenn es darin auch nach Kohl und Waschküche und Kinderscheiße stinkt, mit Steinen werden sie ja nicht gleich werfen.
Wieder tagelanges Warten, dann treffen wir im Wäldchen aufeinander. Aber zu unserm Entsetzen lassen die sich auf ein Degenfechten genausowenig ein, mit Pfeilen schießen sie, diese Idioten – und da können wir noch soviel schreien, daß sie aufhören sollen, daß das gefährlich sei: ein Hagel von Pfeilen geht auf uns nieder. Und richtig, einer von diesen Pfeilen bleibt im Auge von Erwin stecken. Am nächsten Tag trauen wir uns kaum in die Schule. Erwin fehlt, und wir überlegen, ob wir abhauen müssen, vielleicht nach Hamburg und dann ein Schiff... Aber am zweiten Tag taucht Erwin dann zum Glück wieder auf, mit einer Binde über dem Auge wie ein Pirat. Er lacht schon wieder und sagt, es sei nicht so schlimm.
Deprimiert ziehen wir Bilanz. Mit Pack darf man sich halt nicht einlassen, so ist es halt, wir hätten es uns von Anfang an sagen können. Die kämpfen einfach nicht fair, diese Säue. Die sind verrückt, da kannst du gar nichts machen.
Eine Weile kämpfen wir dann gegen Indianer, die wir uns nur einbilden. Wir nehmen einfach an, da und da sei ein Indianerlager, und greifen es an. Endlich siegen wir wieder ohne Komplikationen, mit einem überlegenen Gesichtsausdruck wie Errol. Aber das geht auch nur eine Weile gut. Gegen eingebildete Feinde zu kämpfen wird uns zu dumm, es kommt zu Spannungen in unserer Maskenbande. Eines Tages gerate ich mit Manfred aneinander, wir gehen aufeinander los, schlagen uns und ringen miteinander. Zu meiner Überraschung habe ich ihn schnell am Boden, auch er hatte das wohl nicht erwartet, er heult vor Wut und schreit mir, während ich ihn runterdrücke, ins Gesicht: »Dafür schlag ich dich tot!«
Ich weiß darauf keine Antwort, lasse ihn los und gehe. Stolz bin ich nicht, im Gegenteil, der Sieg macht mich ratlos und traurig. Was soll jetzt aus mir werden? Ich habe kein Gartenhäuschen, wo ich meine eigene Bande versammeln könnte. Ich hab keinen Fußball. Und ins Kino kann ich jetzt sonntags nur noch einmal gehen.
Der Sieg hat mich isoliert. Ich habe gewonnen, aber ich bin einsam. Auf die Idee, mit denen aus der Baracke zu gehen oder im Arbeiterviertel Anschluß zu suchen, komme ich gar nicht, dann schon lieber allein sein.
Mein Sieg war eine Katastrophe. Eine Weile versuche ich mich zu trösten, indem ich Großvater gegenüber abfällige Bemerkungen über hochgekommene Bierkutscher mache, die sich weiß Gott wie vorkommen, wenn sie

einen Windhund spazieren führen. Aber Großvater ist es auf die Dauer nicht angenehm, wenn ich über Emporkömmlinge abfällig spreche. Man verachtet sie, aber man legt sich nicht mit ihnen an. Das haben wir doch gar nicht nötig, uns mit denen zu befassen.
Allmählich begreife ich: Ich hätte Manfred gewinnen lassen sollen. Wär doch egal gewesen. Zum Glück versöhnen wir uns bald wieder, ich habe es in Zukunft vermieden, unnachgiebig zu sein.

Wenn am Sonntag der Albverein wandert, dann sind wir immer dabei, mein Großvater und ich. Einer der Herren erzählt, wie er in einem Gasthof hat essen wollen und am Nebentisch hat ein Maurer seine Frau zuerst angeschrien und dann auch noch durchgehauen, besoffen natürlich, stockvoll dieser Kerl.
Auch wenn ich erst ungefähr neun Jahre alt bin, weiß ich doch schon ganz genau, was ich jetzt sagen muß, um die Wanderfreunde zu beifälligem Nicken zu veranlassen. Ich krame alle die alten Geschichten hervor, erzähle von dem Proleten, der seine Kinder ins Wasser geschmissen hat, von den faustgroßen Steinen auf eine friedliche Laube und daß wir alle ohne weiteres hätten tot sein können, und alle sind einer Meinung: Von solchen Leuten ist das auch anders gar nicht zu erwarten, gedacht hat man das ja schon immer, und allmählich wird es jetzt wohl mal Zeit, daß einer den Schnabel auftut und laut und deutlich sagt, was geht und was nicht geht. Ich meine, irgendwo muß man ja schließlich mal die Grenze ziehen, irgendwo ist ja auch mal Schluß, so gehts ja nun auch nicht. Bei aller Liebe.
Eine Dame schaltet sich ein, sie berichtet, wie in ihrem Betrieb Unregelmäßigkeiten entdeckt worden seien, ein Dr. Sowieso habe da wohl an der Buchhaltung herumfrisiert...
Da kann ich nur lächeln, wenn ich sowas höre. So alt ist sie geworden, mindestens schon dreißig, und so blöd geblieben. Wundert sich auch noch, daß jetzt alle gleich abwinken: Es wird ja soviel geredet, wenn der Tag lang ist, ein jeder sollte sich hüten, in schwebende Verfahren einzugreifen, schließlich sind wir ja alle nur Menschen und wer da meint, er sei ohne Fehler, der möge den ersten Stein werfen.
Die Dame ist ganz bestürzt – dieses blöde Weib, denke ich, bei einem Akademiker! Vielleicht hat sie jetzt gelernt, daß es nicht gut ist, wenn man in alles seine Nase reinsteckt, sie könnte mal abgebissen werden. Entscheidend ist letztlich, ob du zum Pack gehörst oder zu den anständigen Leuten.

Karin Reschke
Liebe macht blind

> Unsere Arbeit wäre nicht sinnvoll, wenn sie nirgends auf Widerstand stieße. Wir müssen gewisse Leute aus ihren Reservaten herauslocken, sie sollen ans Licht treten und sich eine Blöße geben mit ihrer nackten Meinung.
> Schon daß sie einiges Nötige ablehnen, wird sie hinlänglich charakterisieren als unnötige Leute;
> sie werden sich so lange in den Regen stellen, bis er stark genug sein wird.
>
> (Volker Braun)

Ich besinne mich auf den Kopf in meinen Händen, den ich spür –, wie er sich spürte am Anfang, am Anfang meiner Geschichte, als die Liebe blindlings zuschlug, erst mit sechzehn, dann mit neunzehn, dann für immer.
Eine Nacht voller Köpfe, immer meine, in allen Variationen zum Thema Liebe, Ehe, Kinder. Ein geschwollener Kopf, eine trächtige Brust, und die Gewißheit, erobert worden zu sein, wie sich das für eine Frau gehört. Eine Nacht, in der ich schwanke, lese, von den Elixieren des Teufels, nicht liebe, aber genommen werde, nichts weiß und nichts ahne, von der Zeit, die nach der Nacht kommt, nichts weiß, was zwischen Menschen passiert, fühle, daß ich nur so bin, wie alle sind, eine Frau, eine Geliebte, eine Mutter.
Der Mann neben mir, ein Mann, ein Geliebter, ein Eroberer, ein Vater. Was hat er erobert? Mich? Die Welt für mich? Die Liebe?
Ich liege mit den Gespenstern auf der Lauer nach Licht.
Aber zunächst schreien meine Brust, mein Bauch nach Dunkelheit. Das Licht taucht meinen Bauch ins Dunkel, der Mann schläft, es ist eine Nacht wie alle Nächte, Rames ist mein Mann.
So ist mir das Kind gekommen wie ein nächster Eroberer. Ich habe gar keine andere Wahl gehabt, als es aus mir herauszulassen. Es bezwang mich, indem ich die Wände hochkroch vor Schmerzen, und riß mich zu Boden, als ich mich gegen die Schreie aus dem Innern des Bauches zur Wehr setzte. Schreie, die nicht mir galten, Schreie entgegen meinem Schmerz. Lebensschreie.
Eine stolze Mutter, ein stolzer Vater, ein Junge, acht Pfund schwer, und einen halben Meter lang, das nennt man eine Familie. Jetzt sind wir wer, jetzt haben wir es geschafft, wie unsere Väter und Mütter zu sein, eine neue Generation von Eltern.
Das Kind hat Tag und Nacht an mir gesaugt. Ich bin vor Müdigkeit kaum hochgekommen. Windeln waschen, Flasche sterilisieren, Zusatznahrung bereiten, Aletekost fürs Kind, Windeln aufhängen, spazieren gehen im

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Frühling, es ist ein Frühlingskind, ein kleines blindes Frühlingskind an meiner Brust, in meinem Arm, unter meinen Fittichen und den Augen der Mütterberatung. Die Mütterberatung hat den Säugling gewogen, gemessen, datiert, registriert, für gut befunden. Mein Säugling!
Immer wieder reißen die Stricke in meiner Brust, wenn der Babymund an den Warzen saugt und zerrt, immer wieder am Tag sacken mir die Glieder weg, wenn er voll ist und ich leer, immer wieder schlafe ich neben dem Menschensauger ein, erschöpfe ich mich um das Kind.
Ich habe mich dem Kinde angepaßt, ohne es zu merken. Ich bin selbst ganz hilflos und blind geworden, liebebedürftig, wärmebedürftig, hungrig, durstig. Niemand kommt und weckt mich auf, niemand nimmt mir das Baby aus dem Arm, fährt es mal herum, gönnt mir von Zeit zu Zeit Erholung. Das Baby und ich sind eine hilflose Einheit.
Rames kommt abends nach Hause und ist todmüde.
Eine Familie will ernährt werden, sagt er.
Legt sich zu mir, streichelt meine müden Glieder, atmet heftig, wirft sich über mich, liebt mich, wie er es nennt, und taumelt weg . . .
Xander schreit, die Brust. Die eben Ermattete wird von den kleinen Männerhänden gekrallt, der blinde Mund saugt sich tief in mir fest.
Einer nach dem anderen macht sich über mich her.
In den nächsten drei Monaten bin ich doch schon wieder schwanger! Kaum daß die Wunde verheilt ist, der Schmerz verdrängt, pflanzt sich da schon wieder jemand fest. Ich bin verzweifelt, mit dem Säugling im Arm, meinem ausgemaserten Leib. Nein, nein, nein!
Unaufhaltsam wächst es.
Meine Brust, eben noch für Xander präpariert, heizt sich erneut auf für die nächste Stillzeit. Mein Kopf wackelt ohne Sinn und Verstand auf meinen Schultern hin und her. Es ist zum Auswachsen!
Kein Arzt weit und breit, der mir die Frucht austreiben würde.
Im Gegenteil.
Seien Sie froh, dann wächst ihr Junge nicht allein auf.
Und ich, wie wachs ich daneben?
Mir wird übel, übler als beim ersten Mal. Ich halt den Xander in den Armen und kotze mich aus. Beinahe jeden Tag. Xanders Rundkopf wächst dabei. Mein zweiter Bauch auch. Die Leben nehmen also ihren Lauf, und fragen mich nicht.
Die Wehen, die zweiten, kommen nachts um elf.
Mein Kopf ist diesmal nicht überrumpelt, wirr, kopflos. Gespenstisch.
Mein Bauch, jetzt so groß wie ein Berg, bewegt mich nach allen Seiten. Ich bin gelenkig wie eine Drahtseiltänzerin. Unter meinem Herzen, dem berühmten Mutterschaftsherzen, schwillt eben noch jemand an, der auch leben will. Ich trinke Rotwein, zäh erheitert, Rames zeigt keine Regung.

Er trinkt mit, weil er nicht weiß, was seine Hände und sein Mund sonst tun sollen. Xander schläft seinen Riesenschlaf bis mindestens sechs Uhr früh. Ich würd so gern bei aller Rundung zärtlich sein.
Der Berg, der mich auffrißt, Feuer speit, mir den Atem nimmt, platzt. Sorgfältig zähle ich die Schmerzabstände. Geübt in Wehen.
Plötzlich schnell ich aus meiner Schneckenhocke. Das Kind. Es kommt. Wir stürzen zum Auto. Nachts um halb zwölf. Wochentag. Donnerstag. Kaum Verkehr. Während der Fahrt knallt die Fruchtblase durch, ergießt sich das Fruchtwasser lau unter meinen kochenden Beinen. Jetzt schrei ich los. Stechen jagt in immer kürzeren Abständen keuchend durch mich hindurch. Die Preßwehen.
Ich gebäre das zweite Mal in vollem Bewußtsein. Ich gebäre das zweite Mal in vollem Bewußtsein, Mutterschaft unter den Bedingungen dieser Schmerzen und Zerreißproben gräßlich zu finden.
Rames muß mich Koloß aus dem Auto in die Klinik schleppen. Ich kann nicht mehr laufen. Das Kind klebt mir schon an den Fersen.
Drinnen wecke ich mit meinem Geschrei die halbe Klinik auf. In einem Rollstuhl untergebracht, bleibt mir nichts anderes übrig, als nach und nach zu gebären. Erst den Kopf mit den Schultern, ich kann sie halten, dann den Bauch, das Becken, die Beine, ein Mädchen. Tränenüberblutet. Ich bin ganz da. Es ist ganz da. Das Kind. Das zweite.
Von allen Fluren stürzen Schwestern herbei, überschütten das Kind und mich mit Mullbinden, Tüchern, Abnabelungsgeflüster. Scheren klappern. Man zerschneidet uns. Jetzt sind wir getrennte Kreisläufe. Dein Blut Kind wird anders durch deine Adern fließen als meins. Dein Herz wird anders klopfen, und dein Kopf wird anders denken. Ich denke, wie dein Kopf abgetrennt von mir denken wird. Rames, der zweifache Vater nun, verkrampft sich in meinen Schultern. Was er gesehen hat, wird er sicher nicht vergessen. Und ob es ihn angerührt hat oder nicht, werde ich nie erfahren. Immerhin, ich habe mich zu einer Gebärerin qualifiziert. Der Rollstuhl wird mit mir weggerollt durch die Gänge des Krankenhauses zum Lastenaufzug. Das Kind in Windeln gewickelt eilt in den Armen einer Schwester meiner Mutterschaft voraus. Ich bin erst mal erledigt. Ein nasser Sack. Blutleer.
Die Nachgeburt im Kreißsaal ist wie die Ablösung meines Unterleibs von meinem Körper. Ich kann nicht mehr. Ich möchte mit dem Evipan, das mir der Arzt spritzt, im Arm einschlafen und nicht mehr aufwachen. Die Tränen kullern blutig über meine eingefallenen Backen.
Ich will schlafen, schlafen, schlafen und meinetwegen im Jahre 2017 wieder aufwachen.

Die Kinder überwuchern mich. Ihre Kräfte wachsen mit einer affenartigen

Geschwindigkeit gegen meine Kräfte heran. Ihr Kleinsein ist die Qual meiner Kleinheit. Ihre Hilflosigkeit der Ausdruck meiner Seele. Mühsam begreife ich, daß wir miteinander wachsen müssen. Die Liebe zum Kind, die Liebe zu meinen Kindern ist keine natürliche. Mir kommen die Ausdrucksformen von Liebe zu Kindern falsch vor. Sie verkleinern sie zusätzlich. Ihre Hilflosigkeit läßt sich in Umarmungen nicht ersticken. Ich beobachte auch nicht, daß sie die Arme von allein nach mir ausstrecken. Ich muß ihnen meine Liebe erst vormachen, dann können sie sie nachahmen. Die Arme ausstrecken, in meine laufen, ganz, wie ich es ihnen vorgeführt habe. Liebe ist eine Art der Vorführung des Lebens. Da ich an ihrem Kleinsein sehr viel Anteil nehme, weil ich mich selbst ganz klein fühle, haben wir alle Trümpfe in der Hand, das kleine Leben zu meistern. Jeder hat seine Kraft. Und jeder ist sein kleiner Kosmos. Wenn Xander nicht essen will, lassen wir die Schüssel stehen, spielen stattdessen, oder schlafen, oder gehen spazieren. Nita haßt Alete-Kost. Spuckt den Brei in der Gegend herum und macht mir ablehnende Zeichen. Ich habe Schwierigkeiten, was die Ernährung der Kinder anbelangt. Es gibt so viele Möglichkeiten, Kleinstkinder zu nähren, daß es mir schon fast so vorkommt, als würde ich sie experimentell düngen. Sie wachsen wie Schlangengewächse. Wuchern. Überwuchern mich.

Zum einen irritiert mich, daß sie in einem Jahr so viel lernen wie ich in einem ganzen Leben. Sie können nach einem Lebensjahr laufen, sich die Kleider vom Leib reißen, die Arme nach mir ausstrecken, Laute ausstoßen, Unbehagen kundtun, weinen, lachen, schreien, krabbeln, Glück und Unglück ausdrücken. Ihre Körper sind voll wachsender Geheimnisse, und ich habe Mühe, ihnen zu folgen.

Zum anderen wachs ich mit den Kindern allein auf. Sie sind meine Welt. Rames hat den Schock der Geburt offensichtlich nie überwunden. Das zweite Kind ist ihm von Anfang an unheimlich gewesen. Er hat es nicht ertragen, wenn es sich durch Schreien bemerkbar gemacht hat. Er hat es nie gewickelt, nie gefüttert. Er hat sich nach und nach unserer Kleinsamkeit entzogen. Er hat sich darauf berufen, für uns sorgen zu müssen, indem er arbeiten geht. Seine Gier nach fremder Arbeit ist dabei immer größer geworden und sein außer-Haus-sein immer länger.

Mit der Zeit habe ich ihn nur noch unterschwellig wahrgenommen, und vergessen, unser Leben aufzufangen, um uns benennen zu können. Um uns herum Familien wie im Spiegel, eine jede in ihrer kleinen Wohnung mit dem obligaten Brustkind und der Blindheit der Liebe geschlagen. Wir wissen nur Alltägliches voneinander. Wieviel Pörschkes verdienen, was für einen Wagen sie fahren, wo man preisgünstig einkaufen kann, ob es sich lohnt, mit kleinen Kindern in Urlaub zu fahren, und wenn, dann wohin. Die Anordnung des Lebens findet in aller Tradition statt. Wir gedeihen auch in dieser

Ordnung von Kopf zu Kopf, von Körper zu Körper, ohne Unterbrechung. Ich beobachte, daß ich mich wie eine Mutter bewege, die über ihre Kinder spricht. Vor allem in der Öffentlichkeit, als müßte ich vor mir selbst geradestehen und sagen, daß ich glaube, alles richtig zu machen. Dabei geht mir im Kopf herum, daß ich im Grunde nichts über die Kinder sagen kann. Nichts über ihre Gedanken jedenfalls, und trotzdem bin ich ganz wild darauf, über sie zu sprechen.

Mütter und Großmütter nicken mit den Köpfen, lächeln oder staunen, bejahen oder verneinen, sagen, ach wie süß sie doch sind, wie putzig, wie niedlich, wie klein doch. Und das gilt natürlich auch mir.

Sie fangen an, über meine Erziehung zu reden, mir zu raten, mir zu sagen, was ich falsch mache. Es geht zum Beispiel nicht, daß die Kinder immer ihren Willen haben können. Sie sollen sich mal später im Leben bewähren, sie müssen lernen, sich anzupassen, sie dürfen nicht alles machen, was ihnen gefällt. Das gibt es nirgends. Wir haben auch lernen müssen, unseren Willen zurückzustecken. Wir haben auch lernen müssen, für andere Verantwortung zu tragen, und Verantwortung kann man nur tragen, wenn man seinen Egoismus bekämpft. Es geht eben nicht, daß Nita nur den Menschen die Hand gibt, die sie mag. Großmutter will Nita zwingen, ihr die Hand zu geben, die feine Hand natürlich, die rechte. Nita schüttelt den Kopf, und sieht mich groß an. Ich sage, daß Nita entscheiden soll, ob sie ihrer Großmutter die rechte Hand gibt. Großmutter schreit mich an, sagt, das sei ja wohl das Letzte, daß man so kleine Kinder entscheiden lassen solle, wem sie die Hand geben und wem nicht. Die wachsen ja auf wie die Wilden. Die werden ja nie, wenn das so weitergeht, Benehmen erlernen. Und was erst alles passiert, wenn sie zur Schule müssen und nichts, aber auch nichts von ihrer Mutter gelernt haben.

Ich stehe da wie ein begossener Pudel.

Das sind die Auseinandersetzungen meiner Kindheit. Wo es nur um die Dressur ging. Aufstehen, Stillsitzen, Reden wenn gefragt wird, Schläge . . . Ich erinnere mich, wie mir Mutter angedroht hat, mir die Hände abzuhakken, wenn ich nicht endlich den Löffel in die Hand nehme und meinen Brei esse. Und wie ich in völliger Angst, unfähig zu essen, aufgesprungen bin, ins Bad gerannt bin, meine Arme über den Badewannenrand gehalten habe, gewartet habe, daß mir Mutter endlich die Hände abhackt und dann die liebe Seele Ruh hätte. Ich erinnere mich, wie gut trainiert ich gewesen sein muß, daß ich zwecks dieser blutigen Schweinerei ins klinisch reine Bad gelaufen bin . . . Ich denke daran, wie ich darauf gewartet habe, vernichtet zu werden, Ungehorsam wird unweigerlich bestraft, sogar mit dem Tod.

Ich lebe noch, und Nita lebt, und die Worte meiner Mutter haben heute das Gewicht eines Staubkorns . . .

Aber ganz automatisch friert mich die Familie ein an der Seite des Mannes.

Die Aufgaben im Rahmen unserer Gemeinsamkeit ersticken mein Innerstes. Tagaus, tagein funktioniere ich wie ein Frauenapparat. Morgens aufstehen, Kinder wickeln, Frühstück machen, herumrennen, ungewaschen, angeblich glücklich, schon halb zersprungen, bevor der Tag beginnt. Von Rames höre ich morgens nur den Rasierer. Das Summen kommt aus dem Radio, die Musik aus einem Traum, die Zeitansage zwischendurch. Gesprochen wird so gut wie nie. Das Familienkollektiv hat aber unser Glück beschlossen. Für irgendwann, für irgendwo, nur nicht für den Augenblick.

Ein Leben für vier. Daraus ist jedenfalls nichts geworden, für mich nicht, für uns drei nicht. Nita und Xander erleben Rames als eher zufälligen Vater. Alles was zu geschehen hat in der Familie, ist Sache der Mutter. Rames bringt das Geld nach Haus. Ein altes Prinzip, an dem nicht gerüttelt wird. Ich entdecke, daß ich mir Gedanken mache, was falsch an diesem Prinzip ist. Ich entdecke, daß die Kinder ihren kleinen Kosmos entfalten, daß sie ohne mich laufen, reden, spielen, lernen können.

Ich entdecke, daß sie denken, ohne mich zu beanspruchen. Sie sitzen vor ihren Legosteinen und entwickeln ihre Welt. Ich habe gar keinen Anteil daran. Oder nur einen sehr geringen. Ich steh daneben und sehe zu. Ich steh auch daneben und sehe aus dem Fenster in den Hof. Ich sehe gegenüber Fassaden, an denen Gesichter kleben. Die anderer Leute. Und ich sehe, daß es außer meiner Kinderwelt noch eine Erwachsenenwelt gibt, die aus Gesichtern, Prinzipien, Gesetzen, Geschichte besteht. Mir wird klar, daß der Blick aus dem Fenster mir ein klein wenig die Augen öffnet über das, was sonst noch ist.

Und was hab ich hier gemacht? In unseren vier Wänden? Den Kindern die ersten Schritte vorgemacht? Und was mach ich ihnen jetzt vor?

Die Legostädte stürzen dann und wann ein. Die Gedanken der Kinder werden immer abstrakter, denn sie beschäftigen sich mit Bildern und Buchstaben, mit Gedanken anderer und mit ihren eigenen. Sie entwickeln ihr Ich. Ihre Herzen schlagen anders als meins, in ihren Adern fließt anderes Blut, in ihren Köpfen lebt ein anderer Kopf. Ich kann nicht sagen, was aus ihnen wird. Ich bin ratlos. Ziellos sehe ich auch die Gesichter der anderen. Was mag sich hinter ihren Stirnen, Augen, Mündern verbergen? Was hören sie? Was schließen sie aus dem, was sie hören? Ich gehe mit den Kindern auf alle Spielplätze, um mit den Gesichtern von anderen ins Gespräch zu kommen. Nita und Xander amüsieren sich mit Gleichaltrigen, oder sie amüsieren sich nicht, sind gleichgültig, in sich gekehrt, still vergnügt, traurig, lustig, je nachdem.

Die Geschichten der anderen sind eigentlich immer dieselben. Es könnten auch meine sein. Sie erzählen, daß sie geheiratet haben aus praktischen Gründen, weil sie dann weniger Steuern zahlen müssen, damit das Kind

einen Namen hat (als hätt es sonst keinen), damit die Frau, die Familie gesichert ist, weil die Eltern gewollt haben, daß geheiratet wird. Eine Frau mit vier Kindern sagt: der Sandkasten und das Bett sind meine einzigen Aufenthaltsorte, ich komme jedenfalls aus dem Dreck nicht raus. Sie sitzt in der Sonne, kommandiert vier Kinder herum und hat ein fünftes im Bauch. Ich frage, warum sie die Pille nicht nimmt. Sie sagt, ihr Mann sei katholisch und hätt was dagegen. Aber die Kinder müsse *sie* doch austragen, nähren, erziehen, beaufsichtigen, sie habe doch die ganze Arbeit. Die Frau sieht mich lange an, sagt aber nichts. Wie soll sie auch mit ihrem dicken Bauch. Ich trotte vom Spielplatz mit meiner Kinderkarre, links Nita, rechts Xander, ich trotte vom Spielplatz und hab doch genauso blind die Kinder bekommen wie sie. Daß ich nach diesen Schwangerschaften die Pille nehme, verdanke ich eigentlich der Weitsicht eines Freundes. Zwar gehts mir oft miserabel mit diesem Medikament, und ich fühl mich auch sehr erschöpft, aber eines ist sicher, schwanger werde ich nicht. Nicht mehr.
Rames, dem ich das erzähle, findet diese Geschichten von den anderen Frauen ganz normal. Es ist eben so, daß Kinder zur Familie gehören, wie das Ei zur Henne. Da kann man doch nun nicht dran rütteln oder sich mit neuartigen Gedanken auseinandersetzen. Und überhaupt, warum ich mir jetzt, nachdem ich Familie habe, solche Gedanken darüber mache, ob es recht ist, Kinder in die Welt zu setzen oder nicht. Ich hätte ja nun welche und könnte leicht sagen, daß es eigentlich unverantwortlich sei, sie zu bekommen. Das ist es auch, sage ich, es ist unverantwortlich, Kinder wie die Brötchen in die Welt zu setzen.
Du spinnst ja!
Als ich ihm auseinandersetze, wie schwierig ich das finde, mit Kindern zu leben, ohne sie zu unterdrücken, sagt er, daß ich einen Vogel habe. Kinder müsse man kleinkriegen, damit sie was im Leben taugen.
Mich auch?
Nach Jahren der Schweigsamkeit in Sachen Kinder, nach Jahren des Stillverhaltens seinerseits, was uns und unsere Familie anbelangt, hat er so befremdende Sätze parat. Ich sehe ihn an und erkenne ihn nicht mehr. Vor Wut sage ich, daß er sich doch lieber um seinen Beruf kümmern solle als um meine Kinder. Ich betone »meine« so sehr, daß er natürlich auch in Wut gerät und mir ins Gesicht schleudert, daß ich mit »meinen« Kindern wohl kaum leben könnte, wenn er nicht das nötige Kleingeld dazu verdienen würde, und überhaupt, sei er ein rechtschaffener Mann, der nichts, aber auch nichts für sich in Anspruch nehme, während ich mit Flausen im Kopf die Kinder durcheinander brächte.
Türen schlagen, Fensterscheiben wackeln, die Haustür fliegt ins Schloß, er ist weg, und ich bin da.

»Ihr seid ja noch so jung, ihr müßt euch zusammenraufen, wie wir auch, wartet nur ab!«
Rames geht sein Leben lang schweigend aus dem Haus. Ich bin mit den Kindern allein. Sie sollen leben, ich soll auch leben, aber wie? Wir sind aneinandergekettet durch unsere Blutsverwandtschaft und die Bande der Tradition. Wir harren beieinander aus. Und ganz von selbst entwickeln wir unser System, einander zu akzeptieren. Meine Zwergenhaftigkeit allerdings läßt keinen Zweifel an der Kleinheit meines Glücks zu. »Es wird schon alles werden.«
Was werden wird, ist nicht heraus. Aber ich muß zufrieden sein, wenn man mir in unser Schweigen hinein diese Ansätze von Glück offeriert oder klar macht, dies nun sei das Glück. Ein Mann, der brav und viel arbeitet, Kinder, eine Wohnung, ein Auto, den Komfort, und eine gesunde Frau. Was will man mehr? Dabei habe ich gar keine Ahnung, daß es mich gibt, mich als Person, als Möglichkeit, als Sehnsucht. Als Kosmos.
Alles was ich anpacke, dient der Häuslichkeit, der Gemeinschaft, der Allgemeinheit. Ich rede von der Ernährung der Kinder, von den Bedürfnissen meines Mannes, vom Leben als integrierter Automat. Von mir selbst rede ich nicht. Ich bin noch ohne Ich.
Sehnsucht als Überwindung dieser meiner automatisierten Triebe, wie Liebe, weil man lieben muß, Treue, weil die Familie Vertrauen in mich setzt, und Aufopferung, weil drei Leute versorgt sein müssen, Sehnsucht als Überwindung dieser Welt kommt mir vor wie Kino.
Im Kino erlebe ich eine andere Zeit. Eine Zuschauerzeit im Dunkeln, die meinen ganzen Körper anrührt. Es ist anders als im Theater. Anders, weil es im Kino anonymer zugeht, unfeierlicher, selbstverständlicher.
Ich setze mich nachmittags, wenn Xander und Nita mit Freunden spielen, in die Straßenbahn und fahre ohne festliches Gefühl, aber mit einem erwartungsvollen Kribbeln in der Magengegend ins Kino. Ich glaube, ich lächele sogar während der Fahrt, so groß ist meine Freude. Ich ertappe mich bei Gefühlen, die ich noch nie vorher gehabt habe. Das Kribbeln nimmt zu, nimmt überhand, macht mich verrückt, macht mich neu, ganz für mich allein.
Es ist die Bergmann-Zeit, die Ingmar Bergmann-Zeit, wilde Erdbeeren, die Jungfrauenquelle, das siebente Siegel, wie in einem Spiegel, und das Schweigen. Diese Bilder setzen mich für zwei Stunden außer Kraft, vergewaltigen meine Phantasie, nehmen Besitz von meinen Armen, Beinen, Brüsten, Venuslippen. Ich vergewaltige mich selbst, Stunde um Stunde im Dunkeln. Die heiße Atemluft des schwarzen Kinosaales betäubt mich. Ich wanke nach Hause. Besoffen, friedlich, mit Bildern und Figuren vollgestopft, gewappnet gegen das, was kommt.
Ich erledige meine Arbeit in einer Art Trance, bis zum nächsten Mal. Rames

fragt, was mit mir los sei. Ich sage nichts. Er fragt, wo ich gewesen bin am Nachmittag, und immer antworte ich, im Kino. Es stört ihn, mein Lächeln, meine Abwesenheit, meine Abwehr gegen ihn. Du willst wohl nichts mehr von mir wissen, wie? Ich nicke. Er braust auf, sieht mich ratlos an, zersprengt die Bilder, indem er sagt: Wer weiß, mit wem du im Kino warst. Ich denke an unser Leben und setz mich zu ihm. Ich erkläre ihm, was mir im Kino passiert, und in welcher Weise ich diese Bilder reproduziere, und daß sie mich beflügeln, mich anregen, meine Poren öffnen, mein Herz, mich selbst ganz und gar, und daß ich so etwas noch nie vorher erlebt habe. Rames lehnt das ab. Kategorisch. Die Impulse sollen aus der Familie kommen, von ihm. Du hast doch mich, die Kinder, was willst du mehr? Und wenn die Impulse nicht aus der Familie kommen, so ist das unmoralisch. Das theologische Prinzip der Familie von altersher drückt sich in Schuld und Sühne aus . . . »und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab« . . . Natürlich fühl ich mich schuldig. Wer sollte mich denn auch unterstützen? Xander und Nita sind noch zu klein. Alle Kräfte sind auf Rames' Seite. Das sieht man doch. Kino, eine lächerliche Lappalie. Unterhaltung, sinnloses Spiel. Aber kein Leben. Kein Alltag, kein Verdruß.
Rames ist so lange beleidigt, bis ich angekrochen komme. Rames läuft mit einer Trauermiene herum, begrüßt mich nicht mal, läßt sich hängen, sperrt sich total gegen mich, kontrolliert aber andererseits meine Zeit, meine Post, fragt die Kinder aus, hinter meinem Rücken. Sagt: Du hast Vergnügen, während ich arbeite.
Mit hängendem Kopf verrichte ich das Tagein, Tagaus, das Kinderleben, das Kleinkriegen der Sehnsucht, mit hängendem Kopf büße ich meine Erkenntnis ein und erhalte erst nach Tagen verrichteter Buße Absolution, indem ich umarmt werde, niedergeworfen werde aufs Bett, zwischen Pflicht und Liebe, blind genommen werde, ohne Worte, noch einmal zur Strafe . . . die Erkenntnis, daß alles anders sein müßte, reicht einfach nicht aus . . . Xander und Nita sind noch zu klein . . . immer wieder die Strafe im Bett, bis ich mich nicht mehr schmecke, rieche, empfinde . . . alle Kräfte sind auf Rames' Seite, und der Ruf der Kinder nach ihrer Mutter bestärkt ihn.

Wunde, wo ist dein Schmerz?
Das hab ich von der Liebe gedacht, daß, wenn ich verwundet werde, ich auch Schmerzen habe. Nichts davon ist zu spüren, nach dem Vorfall, aber auch nichts. Der Alltag fließt in die Isar, die Isar in den Alltag, der Alltag fließt in die Spree, die Spree in den Alltag. So vergeuden sich Alltag und Wachstum, Wunden ohne Schmerzen, und meine Zeiten ohne Zeit.
Wir ziehen um. Von der Isar an die Spree.
Aber es ist egal, wo wir leben, es spielt als Leben, wie ich es lebe, nicht die geringste Rolle. Ich gehe unter allen Orten durch, ohne den Wunsch zu

verspüren, seßhaft zu werden. Ich nehme Städte wahr wie Postkarten. Sie sind Anhäufungen von Menschen, Industrien und Konflikten. Aber es sind nicht meine Konflikte. Ich nehme mich sozusagen aus, weil ich glaube, daß ich meine Konflikte nicht gesellschaftlich werde lösen können. Ich bin unbewußt arrogant und durch Rames' Schweigsamkeit in unserer Beziehung schon ganz und gar verstummt nach außen. Aber die Glücksvorstellungen sind unabhängig von der Misere ständig präsent. Wie kommt das? Irgendwo, irgendwann werden wir gemeinsam glücklich sein. »Ihr müßt euch halt zusammenraufen . . . aber dann . . .« An die Prophezeiungen klammere ich mich mit jedem Tag mehr, der verstreicht, ohne daß sich das Glück auch nur annähert. Alles geht seinen gewohnten Gang, hier wie dort, ob ich an der Isar aufwache oder an der Spree. Rames steht morgens auf, ich weiß nicht, ob wir zusammen geschlafen haben oder nicht, und wenn, dann ist es wie ein um das andere Mal gewesen, im Dunkeln, gewalttätig, lieblos, sprachlos, unbefriedigend. Zum Glück muß ich nicht damit rechnen, schwanger zu werden. Rames steht also morgens auf, der Rhythmus ändert sich nie mehr in seinem, unserem Leben, rasiert sich stumm (der Rasierer kündigt mir die Laune des Herrn an, entweder er summt kräftig, dann gehts einigermaßen, oder er summt leise, stockend, dann wirds ein trüber Morgen). Das Frühstück verläuft meistens stumm, höchstens, daß Xander und Nita ermahnt werden, nicht zu schlürfen, anständig zu essen, ruhig zu sitzen usw. Dann drückt er den Kindern seine Vaterküsse auf und mir den alles erhaltenden Manneskuß, verschwindet, nicht ohne uns alle drei daran zu erinnern, den Tag, und jeden Tag, sinnvoll zu nutzen, so wie er.

Ich sitze in meinem Neubauelend, drei Zimmer, Küche, Bad, PVC-Boden, blank gerieben, und starre auf den gegenüberliegenden Friedhof, auf die Gleise der S-Bahn, auf die monotonen Entäußerungen des Alltags ringsum.

Ich nehme Kontakt auf mit den Frauen im Haus, die dasselbe Schicksal haben. Verheiratet, zwei Kinder, drei Zimmer, Küche, Bad. Ehe auf Glücksraten. Was soll werden?

Ein Haus voller Frauen und Kinder. Zum Verrücktwerden toll.

Die Frauen reden von ihren Kindern, wie von Wunderwerken, von ihren Männern, wie von tollen Hechten, sie reden von ihren Lebensvorhaben, ihren Familien, Schicksalen; von sich, wie großartig sie sind, reden sie nicht.

Ich gehe fast täglich in irgendeine Wohnung dieser Frauen und höre ihnen zu, frage, was sie machen, denken, fühlen. Sie antworten mir, was auch ich geantwortet hätte, wir warten auf das große Glück.

Sie befinden sich also in denselben Vorstadien des Glücks wie ich. Lieben sie ihre Männer, ihre Kinder, ihr Dasein? Meistens zucken sie die Schultern, schütteln hilflos die Köpfe, können nichts sagen, wollen nichts sagen, halten sich zurück im Sprechen, verlieren sich lieber wieder in ihrem Küchenkram, in ihren Aktionen um die Familie herum.

Daß es im Haus kriselt, bei jedem einzelnen, ist eine unausgesprochene Tatsache. Aber jeder macht das mit sich ab, allein hinter seiner Wohnungstür, jeder verheimlicht dem anderen sein Elend. Manchmal hört man Stimmen, die aufeinanderprallen, die Wände sind so hellhörig, die Laute oft so unglücklich, die Türen so durchlässig. Die Kinder spielen auf dem Hof, die Mütter hocken entweder allein oder zusammen bei Kaffee und Kuchen. Es passiert nichts Aufregendes. Die Ehemänner und Väter arbeiten. Ich stehe zudem häufig am Fenster, als wartete ich auf etwas. Mehr nicht.
Die Hausmeistersfrau, die einmal in der Woche das Treppenhaus wischt, kann ihr verblödendes Dasein am besten von uns allen ausdrücken. Sie schneidet sich die Pulsadern auf. Wird gerettet von ihrem Mann und zwecks Heilung in die Landesnervenklinik gebracht. Den Leuten erzählt er, seine Frau sei gemütskrank.
Die Gemütskrankheit überträgt sich auch auf mich. Aber mit einem neuen eigentümlichen Bewußtsein. Meine Vorstellungen von Leben sind bisher keine eigenen gewesen. Woher auch? Was Glück ist, Liebe ist, Frau ist, Mutter ist, Arbeit ist, haben andere für mich bestimmt. Allmählich begreife ich, daß die Leute, auf die ich gehört habe, auch immer noch auf das große Glück hoffen, daß ihr Ziel im Nebel liegt, daß sie mit den gleichen Ängsten leben wie ich, daß sie mir nichts Besseres sagen können als »es wird schon werden«. Was, das können sie ja nicht wissen. Sie bewegen sich zwischen Blindheit und Wahnsinn, und die Tat der Hausmeistersfrau bekommt immer schärfere Konturen, leuchtet mir von Tag zu Tag mehr ein. Es hat keinen Sinn, träumerisch durch die Welt zu taumeln und den Vorbildern, die nicht du und nicht ich sind, nachzulaufen.
Aber was für ein Bild besteht denn von mir in den Köpfen der anderen? Ich bin nach ihrem Geschmack geformt. Eine Veränderung kann nur darin bestehen, daß ich älter werde, und noch ruhiger. Mein schönes Temperament. Was ist das, Temperament? Wer trauert meinem Temperament nach? Ich habe nie Temperament gehabt. Plötzlich bin ich ernst, verschlossen, rede nicht mehr, was ich denke. Vorher, da habe ich nicht gedacht.
Das Bild von mir ist ganz deutlich ein feststehendes, unveränderbares Bild, denn ich bin ja schon eingeplant. Eine Ehefrau, eine Mutter von zwei Kindern, eine Repräsentantin der Kleinfamilie. Ich achte meine Mutter, meinen Vater, meine Geschwister, ich achte meinen Mann, seine Mutter, seinen Vater, seine Geschwister. Sie alle haben ihr Bild von mir. Und dieses Bild werde ich nie wieder los. Ich spüre, daß ihr Glück darin besteht, daß sie dieses Bild der Unterordnung von mir haben und damit glücklich sind. Das also ist eine Art von Glück.
Rames versteht nicht, was ich sagen will. Wir lieben uns doch, sage ich; du mußt doch begreifen, was in mir vorgeht. (Ich merke, daß ich wie ein Automat rede.) Ich kann mir doch nicht auch die Pulsadern aufschneiden!

Ich möchte unser Leben ändern, ich möchte dazu meinen Horizont erweitern. Ich will nicht den ganzen Tag in der Bude sitzen und still vor mich hin lesen. Ich will mit anderen Menschen lernen, mich zu bewegen, ich will lernen zu denken, zu fühlen, Leben zu koordinieren. Ich will mit unseren Kindern lernen, was es heißt zu leben. Ich will aufhören, vor mich hin zu dumpfen.
Was du alles willst! Ich will ja auch nicht. Ich arbeite den ganzen Tag, damit du dir solche Gedanken machen kannst? Das ist doch nicht dein Ernst. Wenn du aus dem Haus gehst, die Kinder vernachlässigst, den Haushalt im Stich läßt, deinem Vergnügen nachrennst, dann wehe dir!
Mir kommen die Tränen. Aus mir wachsen die Schlingen der Angst.
Ich klammere mich wieder an ihn.
Verberge meinen Kopf zwischen den Köpfen von Xander und Nita.
– Ich hab ja auch nur so gedacht –
Gehe kleinlaut hausieren noch mit meinen Gedanken, zu Mutter, Vater, Bruder... Ja, du willst dich verändern, gewiß doch, dann verändere dich eben, aber Mädchen, das schaffst du nie mit zwei Kindern und einem solchen Mann... das hättest du dir früher überlegen müssen...

Die Frau des Hausmeisters wird aus der Klinik entlassen. Nach Monaten. Es ist Sommer. Sie soll wieder gesund sein. Wir werden dieses Haus mit den Neubauwaben bald verlassen. WIR werden uns verändern. Wir werden ins Grüne ziehen, hinaus in den Wald. Damit die Kinder nicht zwischen Autolärm und Mülltonnen aufwachsen müssen. Damit es uns wieder besser geht... damit wir endlich zu unserem Glück kommen...
Ich stehe am Fenster wie so oft und starre auf den Friedhof. Ich habe unlängst gesehen, wie eingekerkert ich bin, ich habe es unlängst aufgegeben zu sagen, was ich denke. Mein Leben verzieht sich mehr und mehr nach innen, daß man es nach außen kaum noch spürt. Wie eine Schnecke im Winter.
Mein Ernst (wo ist dein Temperament?) wirkt von Zeit zu Zeit deprimierend auf die Familie. Und ich drohe ihnen auch damit. Ich betrüge sie mit meinem Kopf. Ich schlage ihnen allen ein Schnippchen, mit meinem Kopf. Rames' Überfälle auf mich des nachts räche ich mit sanften Männerbekanntschaften, mit dem Leben neben dem Leben, das legitimer ist als eine Veränderung der Verhältnisse. Ich verliebe mich immerzu in jemanden, um mich totzukriegen. Das ist erlaubt. Da vernachlässige ich niemanden, weil es niemand erfährt. Ich gehe immer noch zu den Frauen im Haus. Nichts ändert sich. Auch bei denen nicht. Die Kinder wachsen, die Frauen altern, der Neubau wird grau, das Leben fad. Das abgeschriebene Glück macht mir zu schaffen. Die Leute, auf die ich gehört habe, krebsen vor sich hin. Das Existieren geht weiter Tag um Tag.

Und dann läuft mir eines Tages beim Einkaufen ein Mann wie Juri über den Weg. Er kreuzt meinen Blick zwischen Blumenkohl und Kurzwaren auf dem Markt. Keine Gelegenheit, ihm zu entkommen. Ich recke mich so gut es geht unter meinem Hausfrauenimage. Ich bekomme es sogar fertig zu lachen. Die Sonne scheint, es riecht nach Wärme, ich nehme mir meinen Teil vom Nebenleben. Ich beiße an. Das sind die Spielregeln. Ich hätte auf Juri nicht zugehen können. Er wäre wahrscheinlich entsetzt vor mir geflohen. (Dummkopf)
Wir gehen ins nächste Café und sehen uns tief in die Augen. Juri nimmt meine Hand, streichelt sie, bettet sein Gesicht in die weiche, heiße Fläche und bittet mich, samt Einkauf zu ihm zu kommen. Meine Stichelhaare im Nacken sträuben sich vor Aufregung. Ich gehe mit auf sein Zimmer, nicht weit vom Marktgeschehen entfernt. Juri lebt auf einer Matraze und hat um sich herum Requisiten seines Alltags aufgebaut. Ein Schachbrett, Kerzen, Dostojewski, Lushins Verteidigung von Nabokov, eine Partitur des Fidelio und ein Mathematikbuch. Ich komme mir vor wie in meinem geliebten Kino. So unaufgeräumt, so exotisch hab ich noch nie geliebt, bin ich noch nie geliebt worden. Zwischen abendländischer Kulturstaffage und Porre entgleitet mir nicht nur der Schuh, der Strumpf, der Rock, sondern auch die Ehrfurcht vor all dem Zeug rundherum. Juri zündet die Kerzen an, mitten im Sommer, streicht mir die Haare aus dem Gesicht, will etwas von meiner Stirn sehen, versenkt sich artig in meine Augen, küßt mich auf den Mund, umfängt mich wie ein Held auf der Leinwand, und läßt die Liebe dann aber nach dem bekannten Muster der Eroberung ablaufen. Ich liege mit einem Hemdchen bekleidet zwischen diesem stummen Geschehen, und weiß eigentlich nicht, was mir passiert ist, und warum es passiert ist. Ich bin bewußtlos. Juri steht auf, läuft nackt aus dem Zimmer, kommt wieder mit einer Flasche eisgekühltem Wodka, gießt mir ein Wasserglas halbvoll, hält es mir hin und sagt: trink.
Ich trinke. Es muß runter, der Geschmack der Bitternis muß runter. Wie bin ich hierher gekommen?
Aber Juri läßt nicht locker. Wir sehen uns doch wieder! Ich zucke mit den Schultern, weiß nicht. Er lächelt. Da muß ich ja sagen, als Frau. Ich darf nur begeistert sein von dieser Art Liebe. Auch bei Juri darf ich nur hinhalten, still sein, wehe, ich stöhne, wehe, ich wünsche mir Befriedigung. Ich nehme meine Tasche und gehe. Der Tag ist hell, sehr hell, zu hell, er sticht mich ins Fleisch. Ich muß erst mal nach Hause, nach meinem Körper sehen. Zu Hause erwartet mich eine Katastrophe.
Die Frau des Hausmeisters hat sich im Heizungskeller erhängt. Ihr Gemüt ist ihr zum Verhängnis geworden. Pein plaziert sich auf meiner Haut. Warum habe ich ihr nicht helfen können? Warum ausgerechnet an diesem Tag, an dem ich Juri kennenlernen muß? Warum habe ich es nicht geahnt?

Der Wodka tut eine übrige Wirkung. Ich nehme Nitas Hand und drück sie mir an die Brust, daß es schmerzt. Am liebsten würde ich schreien. Das Gemüt der Hausmeistersfrau schreit mich nachträglich an. Ein Krankenwagen fährt vor, um die Tote abzuholen. Nita versteht nicht, was Tod ist. Wir stehen am Fenster und können es auch gar nicht klären, weil wir vom Tod nichts erkennen können. Die Bahre wird herausgetragen. Unter dem weißen Leinentuch liegt die Tote. Nita sagt: Ist Tod zudecken? Mir kommt ein Nicken in den Kopf, und ich nicke, Tod ist zudecken, zudecken, ja, ja.

Das tote Gemüt der Hausmeistersfrau wird mit allem Pomp beigesetzt. Das Krematorium ist voller Menschen. Tränen netzen Häute, und Fäden der schwarzen Trauer umgarnen die Hinterbliebenen. Das Aufgebot um ein Gemüt zu Todzeiten ist enorm. Als sie gelebt hat, hat es nicht annähernd so viele Leute um sie herum gegeben. Gestreichelt wird sie nur im Tod, geherzt, weil sie nicht mehr unter uns weilt. Es läßt sich besser mit einer Toten reden. Warum hast du das gemacht? Warum hast du mich verlassen? Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Warum hast du dir das Recht genommen, deine Kinder und deinen Mann im Stich zu lassen?
Sieh, wie sie dastehen! Klein, hilflos, unendlich verstört.
Der Pfarrer streicht sich sein wohlgerundetes Kinn, liest einen Psalm nach dem anderen, läßt die Versammlung der Trauernden beten und Blumen spenden. Der Sarg geht unter in der alles vertuschenden Pracht. Der Pfarrer spricht von der Verwirrung der kranken Seele, er bittet Gott den Allmächtigen um Hilfe für die armen Kinder, für den trauernden Gatten, für diese ganze heulende Familie.
Die Tote, eine arme verirrte Seele auf Erden, soll Gnade vor dem Herrn finden. Amen.
Ein Scheißspiel. Zur Beruhigung. Ein Gesellschaftsspiel mit unanständigen Sitten. Der Sarg fährt langsam hinab zur Hölle, die Flammen züngeln schon. Die Mutter der Toten heult laut auf. Die Trauernden scharen sich um sie, stützen sie, bieten ihr Beileid an, werfen das Taschentuch.
Ich schleich mich weg, Rames hat sich empfehlen lassen – dringende Geschäfte – der Sommer ist näher als sonst. Leis zieht der Duft der Blüten seine Bahn. Ich fahr nach Haus, leg mich ins Bett, mach die Augen zu, denke an nichts.
Die Tropfen Leben auf meiner Hand sind vertrocknet.
Als ich Rames von Juri erzähle, bricht für ihn eine innere Welt zusammen.
Das hat er nicht von mir gedacht.
Daß ich mich so entferne.
Daß ich mache, was alle machen.
Daß ich wie alle bin.
Und er, er, der Gute, weiß das und liebt mich trotzdem.

Ich sitze in seinem vornehmen Büro, das von einem weitläufigen Vorzimmer behütet wird, und rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist.
Aber denke nicht, daß ich jetzt verrückt bin.
Juri ist auch nur ein Mann. So lieb wie du. Sage ich.
Er macht dasselbe wie du, nur nicht im ganz Dunkeln.
Er zündet Kerzen an, zitiert Dostojewski, zwingt mich, mit ihm Schach zu spielen und Wodka zu trinken.
Als du in Rotterdam warst, hab ich eine Nacht bei Juri verbracht.
Und die Kinder? Hast du nicht an die Kinder gedacht?
Die Kinder, die Kinder. Die Kinder schlafen nachts. Ich kann doch aus dem Haus gehen. Die Kinder stören mich nicht, und ich stör die Kinder nicht. Die Kinder sind einfach kein Argument. Soll ich denn um der Kinder willen immer zu Hause sitzen?
Du kannst ins Kino gehen!
Mit einem Mal. Ich finde dich zum Kotzen. Ich finde euch alle zum Kotzen. Wie ihr hier lebt. In so einem Büro verbringst du den ganzen Tag, dein Leben, deine paar Tropfen Leben. Läßt dich von einer Vorzimmerdame verwöhnen. Mit Zigaretten, Sekt, Schnäpsen, Gesellschaft. Deine Welt ist gehoben. Und ich darf weiterhin auf den Markt gehen, Gemüse einkochen, die Kinder hüten, die Hemden bügeln, den PVC-Boden wischen, nachmittags auf den Spielplatz wandern, abends fernsehen und stricken. Und möglichst mit niemandem sprechen. Du machst Geschäfte, täglich, Wichtigkeiten. Du weißt dafür nichts von Nita und Xander, wer sie sind, was sie denken, du weißt auch nichts von mir. Du kommst nachts nach Hause, von deiner Arbeit, schmeißt dich ins Bett oder erst noch auf mich rauf, erzählst von deiner unnachahmlichen Position in der Firma, sprichst von deinem Aufstieg, während ich absteige.
Ich geh betteln um Liebe.
Ich geh betteln um Worte.
Ich geh betteln um Leben, sag ich, und du vertrocknest hier!
Rames verbietet mir, das Bild, das er von seiner Frau hat, anzukratzen.Was ich sage, würde alles nicht stimmen. Er würde alles für mich tun. Er tut alles für mich, lebt für mich, hat keine anderen Interessen, als unser gemeinsames Leben zu gestalten.
Ich drehe meinen Kopf hin und her, als würde ich ihn nicht verstehen, und ich verstehe ihn auch nicht. Alles für mich? Alles für uns? Das stimmt einfach nicht.
Alles was er tut, tut er für sich.
Es ist seine Arbeit.
Seine Befriedigung.
Seine Familie.
Sein Geld.

Ich bin mittellos.
Ich denke, wir müßten uns nun trennen. Auf Teufel komm raus. Er wehrt das ab, denkt nicht im Traum daran. Niemals! Sagt er. Bestimmt er. Ich habe keine Chance.
Er kommt nach Haus und bemüht sich fünf Minuten um mich.
Streichelt meinen Rücken, weil ich das früher mal gemocht habe, starrt mir beschwörend ins Gesicht, bringt Geschenke an, Schmuck, Kleider, Blumen. Verfolgt mich mit Argusaugen.
Macht sich ab und zu frei von geschäftlichen Verabredungen und Verpflichtungen, kommt früher als sonst, verkrampft sich, ißt mit uns, stiert mir hypnotisch auf den Mund, verfolgt meine Bewegungen mit blinder Eifersucht, neidet mir mein Lachen, meine Stimme, mein Dasein. In jeder freien Minute, wenn die Kinder unterwegs sind oder schlafen, will er mich besitzen, um sicher zu sein, um über mir zu sein, in mir zu sein, oder damit ich ihm nicht weglaufen kann. Auch die Pille will er mir wegnehmen, damit ich wieder schwanger werde, abhängig werde, dick werde, unglücklich bin. Er spannt die ganze Familie ein, mich zu beschwören, mich an meine Pflichten zu erinnern, mir klar zu machen, daß ich ins Haus gehöre und nicht auf die Straße. Denn was ich tue, oder getan habe, sei nichts anderes als Hurerei.
Die Geschütze sind scharf, der Ansturm massiv, ich werde zurückgedrängt, von allen Seiten, verkleinert, verdummt, beraubt. Wie am Anfang. Ich habe nicht mal Gelegenheit, Juri zu sehen oder sonst ohne Kontrolle in die Stadt zu gehen. Immer ist jemand bei mir, hinter mir, über mir.
Aber an irgendeinem Tag gelingt es mir, für eine Stunde zu entwischen. Ich versuche Juri zu erreichen. Ich muß ganz dringend mit ihm sprechen, ihn sehen, nicht mit ihm schlafen, nein, ihn zu meinem Komplicen machen, mir Rückendeckung verschaffen, ihn bitten, mir zu helfen.
Sein Zimmer ist leer. Der Dostojewski ist weg, der Nabokov, die Kerzen, der Fidelio, das Schachbrett. Die Matraze steht aufgerichtet an der Wand. Ich versteh die Welt nicht mehr. Auf der Straße gerate ich in Panik. Vor mir läuft Juri, mit seinem Bündel unter dem Arm. Ich rufe ihn, er reagiert nicht. Ich renne hinter ihm her, habe ihn fast eingeholt, da steigt er in den Bus und verschwindet. Ich fahre mit dem nächsten hinterher. Bis zur Endstation. Juri ist verschwunden. Ich habe einen Traum gehabt, nur ein Gesicht in der Menge, das ich sah, Juris Gesicht, dann eine Menge Gesichter um mich her, aber kein Trost, keine Hilfe.
Zu Hause stelle ich mich ans Fenster und sehe auf den Friedhof. Ich sage noch immer »zu Hause«, obwohl ich mich ganz fern davon fühle. Rames kommt freudig aus dem Büro. Wir müssen ja irgendwie weiterleben. Nur noch wenige Tage, bis wir umziehen. Alles ist in Aufregung.
Ich will Juris Verschwinden nicht verstehen.

Wen soll ich nach ihm befragen?
Ich muß ja Abschied nehmen von der Gegend, Abschied von der Wohnwabe, aber ich nehme Abschied wie eine aufgezogene Puppe.
Ich nehme Abschied von den Frauen, die mich glücklich wähnen, Abschied von den Gräbern, Abschied von den Gleisen. Ich nehme Abschied von den Zügen, die ich früher nie mit Blicken verfolgt habe, denen ich jetzt nachsehe, weil Juri in ihnen sitzen könnte.

Meine Geschichte verändert sich nicht, indem ich die Wohngegend wechsele. Meine Geschichte geht weiter, als sei nichts geschehen; wie immer verändern die Umstände nur Äußerliches und nichts sonst. Das faktische Verschwinden Juris klärt sich nicht auf. Es ist mir zudem verwehrt, nach ihm zu forschen. Ich habe im neuen Haus soviel zu tun, das lenkt ab. Ich bin voll von alltäglichen Aktionen. Mit Rames habe ich nichts mehr im Sinn. Ich bin so stumm wie er. Es sieht so aus, als würde ihm auch in Zukunft mein Leben gelingen. Doch meine Stummheit wird eines Tages auf Widerstand stoßen, ich fühls. Die Worte, die ich angefangen habe zu schreiben, gewöhnen sich nach und nach aneinander, bleiben aber ungeordnet in ihren Wortgrenzen. Keiner wird sie je sehen wollen, keiner ernst nehmen. Ich denke für die Schublade, in einer Art rachevollen Befriedigung. Ich schweige ansonsten vor, wie mir ist. Xander und Nita erraten etwas von meinen Absichten. Zuwenig natürlich. Ich bin nicht in der Lage, wie so viele Mütter, ihnen wenigstens etwas mehr von den Erwachsenen zu erzählen als bloß die Tatsache, daß sie sich zanken.
Wo soll ich anfangen zu berichten? Am Anfang, als noch kein Anfang da war? Die Konflikte überbrücken, das ist die Rettung... immer noch... Wenn ich mir überlege, welche Möglichkeiten Rames gehabt hat und welche Möglichkeiten mir geblieben sind, finde ich keinen Ausdruck für meine Empfindungen... Draußen am Wald gehört ihm die Welt. »Ich falle immer auf die Füße«, sagt er, wenn ihm was gelingt. Und ich bin die Frau von Rames, das ist schon sehr gelungen. Er hat mich in diese grüne Lunge eingeschmolzen, daß mir die Luft zum Atmen fehlt... Und ich habe wie immer nichts dagegen gehabt. Meine Erkenntnisse rinnen mir durch die Finger, wie die Zeit. Ich versäume von Jahr zu Jahr die Zeit, niemand hört meine Atemzüge fallen, sinnlos. Was draußen geschieht, geht mich noch immer nichts an. Was in den Straßen der Stadt passiert, hat draußen am Wald den Charakter der Sensation. Als man Ohnesorg erschossen hat, sagt Rames, Pech für ihn, warum hat er sich auch gegen die bestehende Ordnung gestellt? In der Stadt, da wo Leben ist, da wo Konflikte sind, fängt die Revolution an; draußen am Wald, wo nur wenige Menschen sind, Konflikte keine Rolle spielen, beginnt für mich das Vegetationszeitalter. Ich bekomme den Zusammenhang zwischen der Revolution und mir nicht heraus. Ich

bin ja vereinzelt. Zwar weiß ich, daß es vielen Frauen so geht wie mir, aber wir haben doch nichts miteinander zu tun, wir sind doch an unsere Familien gebunden, und können ja gar keine gemeinsame Basis finden. Außerdem ist die Revolution nicht unsere... alles dreht sich um die Studenten... Ich greife wieder mal zu den schönen Büchern. Die Romantiker vernebeln mir die Sinne. Ich bin auf mich angewiesen. Die Geräusche von draußen treten in den Raum wie Gestalten, keiner spricht. Das ist mein Hauptproblem. Stummheit.
Was hast du heute gemacht, fragt Rames täglich.
Ich?
Nichts. Oder doch?
Ach ja, ich habe auf dem Bett gelegen und an die Decke gestarrt.
Als Xander und Nita aus der Schule gekommen sind, haben wir das Übliche gemacht, gegessen, Schularbeiten, gedöst. Nita ist bei Katrin, Xander baut mit seinen Legosteinen neue Städte.
Und du?
Ich? Ich bin müde.
Die Luft wird schwer, meine Beine flüssig. Ich gehe auf in der Natur. Meine Worte verkümmern im Schlaf.
Schlafen ist mit das Wichtigste, so vergeht die Zeit. Ich sehne mich einzig nach Schlaf, nach Schlaf, in dem alles passiert und alles so bleibt wie es ist, ich sehne mich nach Schlaf, der glücklich macht. Denn das Glück laß ich mir nicht nehmen. Glück gehört nun mal in jede Familie. Draußen am Wald spürt man das noch deutlicher als anderswo. Manchmal stehe ich auf morgens, gehe ins Bad, sehe mein blankes schlafreines Gesicht und sage mir, was unsere Väter und Mütter schon gesagt haben: Liebe macht blind. Immer noch, und immer wieder. Die, die ich kenne, sind bis heute nicht sehend geworden.
Ich troll mich von Schlaf zu Schlaf, einerseits.
Andererseits komm ich ins Schreiben. Meine halblauten Sätze krallen sich ins Papier. Ich schreibe, das sichert mich gegen Einsamkeit und Verblödung. Ich freue mich, wenn mein Haus morgens gähnend leer ist, Rames in seinem Büro, die Kinder in ihrer Schule, das Reich des Hauses sich vor meinem Auge unordentlich entfaltet. Ich setze mich meistens erst einmal an einen Tisch, nehme mir ein Blatt Papier vor und versuche in meiner neuen Schrift alte Innerlichkeiten aufzuschreiben. Anfangs suche ich nach schönen Formulierungen, das Elend schön ausdrücken, meinen Zustand schön zuschreiben. Ha!
Alle Entwürfe wandern noch zur selben Stunde in den Papierkorb. Aber ich bin rein. Die Gedichte verstecke ich. Sie handeln von meiner Familie und richten sich gegen sie. Aber alles was passiert, passiert entweder im Schlaf oder auf einer imaginären Bühne. Ich habe mir die Identitäten von Mör-

dern, Prostituierten, Mächtigen und Ohnmächtigen zu eigen gemacht. Ich erinnere mich auch an die Elixiere des Teufels, und wie lange das schon her ist, und wie weit ich doch gekommen bin. Immer wieder drehe ich mich im Kreise, als sei ich nicht in der Lage zu wachsen. Es gibt keine Perspektive des Kreises.
Diese Nacht. Diese eine Nacht, in der ich nichts und niemanden geliebt habe, kommt wieder. Wie ein Traum. Sie verschluckt meine Gegenwart und verleiht mir die Größe eines Riesen und die Kräfte eines David in der Löwengrube. Ich stehe plötzlich am Anfang meiner Existenz. Xander und Nita ahnen etwas von den Schattenseiten meiner Blindheit. Sie sagen, ich hätte sie durch mein Stillhalten alle zu einzelnen, sich gegeneinander verhaltenden Wesen gemacht. Rames macht was er will. Nita macht was sie will. Xander macht was er will. Nur ich mache was alle wollen. Mutter.

Die Geschichte fängt an, als kein Anfang da war. Jetzt ist sie. Sie packt mich an ihrer tiefsten Stelle und schleudert mich aus meiner allgemeinen Blindheit in eine allgemeine Sicht. Ich will die Monotonien nicht länger wiederholen. Du mußt sie dir vorhalten, immer wieder, damit du begreifst, wer *du* bist. Xander und Nita sehen mich an. Stumm wie Fische. Das ist mein Verhältnis zu meiner Zeit. Die Stummheit.
Meine Mutterschaft ist auf den Widerstand von Müttern gestoßen.
Ich will nicht weiter so leben, ein Abklatsch von allen Müttern ihrer Zeit.
Xander und Nita erfahren nach und nach, daß die Liebe als familiärer Begriff mich blind gemacht hat für ihre Wirklichkeit. Rames hat das ohne Worte zur Kenntnis genommen.
Darf ich jetzt gehen? Die Familie sieht mich feindlich an.
Nein!
Sie wollen mich noch einmal fesseln. Aber die Fesseln halten nicht mehr.
Ich muß hinaus!
Als ich draußen bin, frierts mich. Schüttelts mich.Reißts mich in den Strom.
Ich hab keine Stimme. Ich hab keine Worte. Ich denke, daß ich sprechen muß.
Alles was heraus kommt ist ungereimtes Zeug.
Darf ich als Individuum den Ablauf meines Lebens eigenmächtig ändern?
Ich habe Angst.
Ich bin so gut programmiert gewesen, ich hätte auskommen können damit.
Was will ich?
Ein anderes Leben. Begreifen, was Leben eigentlich ist, nicht in Synkopen denken, nicht in Synkopen sprechen, mich darauf besinnen, was ich kann. Außer eine Rolle spielen.

Bernd Alexander
Morgens um sechs ist die Welt nicht in Ordnung
Vom kleinen Angestellten zum aufgeweckten Kleinbürger

1. Alles in Ordnung!

Wir sitzen also wieder alle beim Alten, dem Abteilungsleiter, Fachgebiet Sendeanlagen. Er hinter dem großen Schreibtisch, Büromoderne, Einheitsstil, Sessel mit fünf Rollen. Dann die beiden Herren vom Stab, um die 30, dynamisch, aufgeschlossen, effizient, chic. Bis Mitte dreißig trägt man Hemden in gedecktem Pink oder grünen Tönen, dazu farbige Krawatte. Spätestens als Abteilungsleiter läuft man wieder konservativ herum.
Heute geht es um die Umorganisation der Abteilung. Wir sollen auf die Ideen eingestimmt werden, die sich eine Stabstelle der »Mutter« ausgedacht hat. Die Stichworte sind: moderne Arbeitsorganisation, bessere Kommunikation, und immer wieder Effizienz und Kosten sparen. Zu deutsch: weniger Aufwand, mehr Ertrag, erhöhter Leistungsdruck. Der Alte ist Verkäufer, man spürt das, er verkauft uns das Stabskonzept. Wir sind wir anderen, vier Exportsachbearbeiter und eine Sachbearbeiterin. Wir sind eher unten, aber unter uns gibt es noch Schreibmädchen, Büroboten und Lehrlinge, also Tipsen, Laufjungen und Stifte.
Da ist Honegg, DDR-Flüchtling *vor* der Mauer, 50, Humanist und Germanist, hüben mal Gymnasiallehrer gewesen bis zum Nervenzusammenbruch, dann in die Industrie, ein armes Schwein, ein echter Berliner Antikommunist, der aber noch genügend Durchblick hat, um zu merken, wie alles aus ihm rausgeholt wird. Er wurstelt so vor sich hin, hat keine Perspektive mehr, die Kommunisten bringen's nicht, die Kapitalisten auch nicht. Hobby: Studium der Ausrüstung der Hitler-Wehrmacht. Das waren noch Zeiten! Gehalt: ca. 1800 brutto, viel mehr wird's nicht mehr werden.
Da ist Kaiser, DDR-Flüchtling *nach* dem Mauerbau, 28, er wäre so gern glücklich hier und hat immer ein schlechtes Gewissen, wenn er zugibt, daß ihm irgendwas nicht paßt im freien Westen. Er macht sich stark für persönliche und Meinungs-Freiheit, diskutiert ungeheuer dialektisch, hat nicht umsonst drüben das Abitur gemacht. Daß er hier im Betrieb den Mund halten muß, verwirrt ihn selber am meisten.
Kaiser ist scharf auf die Franke, die einzige Sachbearbeiterin. Sie hat ein kaputtes Verhältnis, würde wohl auch ganz gerne was mit ihm anfangen, aber die beiden bringen's zu nichts. Das kommt immer auf den Betriebsfesten heraus, wenn der Alkoholspiegel hoch genug ist. Die Franke kann

richtig giftig sein, sie ist zwar vollkommen apolitisch, weiß aber, wie der Hase läuft: »die bescheißen einen doch, Mensch, da müßte man doch mal . . .«
Da ist Karst, kaputte Ehe, ein Kind, wohnt im Märkischen Viertel, ist so um die 30. Er hat eine unheimlich eifersüchtige Frau, darf abends nicht mal ein Bier mit uns trinken. Die Beziehung wollte er schon öfter abbrechen, schliddert aber immer wieder zurück. Hat wohl Angst vor seiner Schwiegermutter, spricht aber kaum drüber. Er interessiert sich für freien Sex und Kommuneleben, ist Gewerkschaftler mit der üblichen Portion Angst.
Dann bin da ich, der Neue, 25 Jahre alt. In meinem Lebenslauf steht: Gymnasium bis zur mittleren Reife in süddeutscher Kleinstadt, Ausbildung zum Industriekaufmann, Abschluß mit Auszeichnung, dann Sprachschule in England, zurück in die Lehrfirma bis zum Ersatzdienst, 18 Monate beim Roten Kreuz, dann sechs Monate Volontär in Frankreich, zurück nach Westdeutschland, Heirat, zwei Jahre als Exportkaufmann, anschließend ein Jahr in Italien zum Italienisch lernen, und schließlich nach Westberlin.
Was *nicht* im Lebenslauf steht, ist die Erleichterung, die ich empfinde, als ich das Gymnasium verlasse: endlich die tägliche Angst vorbei, die Demütigung in der Mathe-Stunde, die Furcht vor Dankelmann, dem Stärksten in der Klasse, der gerne auf den Kleinen herumtritt – und der Kleinste war ich. Im Lebenslauf steht auch nichts von meinem Überlegenheitsgefühl den anderen Lehrlingen gegenüber, die eben Volksschüler oder Realschüler sind, Nichtskönner also, aus deren Schwäche ich nun meine Stärke beziehe: denn in der Berufschule bin ich der Primus. Kein Wort darüber, daß die Schule in England mich vorm »Gammeln« schützen sollte und daß der Ersatzdienst mich verändert hat: zum ersten Mal das Erlebnis von Solidarität in der Gruppe.
Wie das auf meiner letzten Arbeitsstelle war, steht auch nicht im Lebenslauf. Eigentlich kannst du zufrieden sein, hatte ich damals gedacht, du hast es geschafft. Erst ganze 22 Jahre, und schon gibt mir die neue Firma, immerhin Tochtergesellschaft eines internationalen Elektrokonzerns, einen neuen Aufgabenbereich: Sonderdienst für den Exportleiter, Sachbearbeiter nur noch nebenher, und dazu die befriedigende Aussicht, in ein paar Jahren selbst Exportleiter zu sein. Kurzum: der erste Schritt ins Management. Aber der Aufstieg hat viele Gesichter. Die Kollegen lassen mich ihren Neid spüren; ich selber genieße, auch wenn die Arbeit nicht viel mehr Geld bringt, das mit ihr verbundene Prestige. Und die Lange, die für den Chef schreibt, ist plötzlich nicht mehr so schnippisch zu mir. Natürlich nimmt auch die Arbeit zu, denn: »Sie wissen ja, ab einer bestimmten Stufe wird Leistung gefordert, da kann man es mit dem Feierabend nicht mehr so genau nehmen, Einsatz, die Firma wird sich revanchieren«. Ich komme also öfters mal nicht vor sieben nach Hause, aber schließlich habe ich darauf hin

gearbeitet, habe mehr getan, als nötig. Fertig gemacht hat mich das keineswegs, im Gegenteil: Leerlauf stört mich, ich organisiere gern, und wenn ich eine Rationalisierung gegen alte Zöpfe durchsetzen kann, dann ist das für mich wie ein Spiel, das Spaß macht. Der Bürocomputer z. B., meine Idee, hat das vorausgesagte Ergebnis gebracht. Die Schreibdamen haben endlich genug Zeit für die Korrespondenz, und die Statistiken kommen pünktlicher als bisher. Das hat der Firma gezeigt, daß ich was wert bin, und sie hat es mir gedankt.
Ob ich mir den neuen dunklen Anzug kaufe, überlege ich: für abends z. B., zum Ausgehen mit den Kunden, und an den Frisör denke ich auch ab und an. Eine Geldfrage ist das beides nicht. Jutta verdient schließlich auch, und seit wir geheiratet haben, kommen wir auf zweifünf netto im Monat. Gut, mit den Kunden ausgehen, das macht zwar nicht immer die größte Freude, aber dafür sagt keiner was, wenn ich morgens mal eine Stunde später komme, die fünfzig-Mark-Spesenrechnung hinlege und nen dicken Kopf habe vom vielen Whisky.
Daß ich nicht in Italien war, um die Sprache zu lernen, sondern weil ich den Streß bald nicht mehr durchhielt, weil das Verhältnis mit Jutta kaputtzugehen schien, darf hier natürlich auch keiner wissen.

2. Risse im Spiegel

Wir sind immer noch in der Besprechung, schon zwei Stunden, der große Effektivitätstrip, wir vergessen gerne und ganz, daß das bißchen Freiheit auf dem Spiel steht, die verlängerte Frühstückspause, der nachmittägliche Zweistundenplausch bei Bier und Schnaps. Ich rege Lösungsmöglichkeiten an, verweise auf meine Organisationserfahrung, erhitze mich für meine Vorschläge, bin stolz, daß sie ankommen. Ein klasse Gefühl, wenn der Alte sagt, daß ich recht habe.
Jetzt muß ich mal raus mit 'ner gemurmelten Entschuldigung, steh dann am Becken und wenn jemand anders dasteht, ignoriert man ihn, auch wenn man sich kennt. Der pissende Angestellte existiert nicht, Pissen ist Arbeitersache. Hände waschen, dabei schau ich in den Spiegel und erschrecke, wer steht denn da, mit Vollbart, runder Brille, schulterlangen Haaren, ungepflegt, Pullover, kein Hemd, das Neonlicht macht's auch nicht besser. Ich habe nicht erwartet, mich so zu sehen, ich war doch eben noch einer von den Anderen, ich rede wie sie, ich denke wie sie. Und jetzt, wer schaut mich denn da aus dem Spiegel an? Solche Gedanken habe ich öfter in der letzten Zeit, ich erlebe mich anders, sehe mich: Junger Typ, Haare mit Messerschnitt, erste lichte Stellen an den Schläfen, Anzug Pierre Cardin, Hemd mit spitzem Kragen, nicht ganz so der Normalangestellte, so'n bißchen intellek-

tueller Touch, Spiegelleser. Wann hab ich mich von ihm getrennt, und wo ist er geblieben?
Während seine linken Freunde sich in Jeans herumlümmelten, hat er seine Krawatte abgenommen und sie in die Aktentasche gesteckt. Er hat an langen Abenden seine Ängste verteidigt, ging aber nicht bis früh morgens in die Kneipe mit und fühlte sich fehl am Platz im Club Voltaire. Er war froh über eine Anerkennung vom Chef oder einen vermiedenen Tadel, ging mit zehn Gästen auf Spesen ins beste Restaurant zum Essen und freute sich, wie devot der Ober war, machte kluge Bemerkungen über Investitionen und Umschlagshäufigkeit, zeichnete lässig die tausend-Mark-Rechnung ab und half der Gattin des Chefs in den Mantel. Es machte ihm Spaß, wenn die Leute in der Werkstatt sich beeilten, seine Wünsche, die doch Anordnungen waren, zu erfüllen, und er beeilte sich, »wird gleich erledigt« zu sagen, wenn der Chef was wollte. Er war leicht beleidigt und versuchte sich zu rächen, und wenn die Beleidigung von oben kam, sie zu schlucken und zu lächeln. Eigentlich müßte es ihm gefallen in seinem jetzigen Büro, Wände, die keine Wände, sondern Aktenschränke sind, mit Hundertwasser geschmückt; der Schreibtisch diagonal im Raum ist ein Ärgernis für die rechtwinklige Büroumwelt.

3. Zwischen den Stühlen

Ich bin ganz schön reingelegt worden, ausgerechnet das Ressort Ersatzteilexport habe ich bekommen nach der Einarbeitungsphase, keiner der Kollegen wollte da ran, ein einziges Chaos. Dabei wußte der Alte schon bei der Einstellung, daß das Gebiet frei wird, er hat es mir verschwiegen, ich fühle mich hintergangen. Meine Vorgängerin hat alles liegenlassen, als sie nicht mehr durchkam und keine Hilfe kriegte: Korrespondenz von sechs Monaten, alles auf einem Stoß, ich mußte drei Tage lang sortieren, erste Mahnung, zweite Mahnung, dritte Mahnung, ein halber Meter hoch Papier, schon der Gedanke daran schlägt mir auf den Magen.
Schon abends überfällt mich dieses Gefühl. Ich sitze mit Horst und Jutta bei Freunden, Künstler, Horst ist Betriebswirt, Manager in Westdeutschland. Ich versuche zu erklären, wie das ist, daß ich früh ins Bett muß, daß ich wach sein muß und arbeitsfähig, daß ich es mir nicht leisten kann zu schlampen, daß die politische Arbeit, die die linken Freunde von mir erwarten, gerade verlangt, daß ich meine Aufgaben perfekt erledige.
Aber irgendwie spüre ich, das stimmt zwar, aber es ist nicht alles. Ich bin zehn Jahre getrimmt worden auf Leistung und Wohlverhalten, nein, eigentlich mehr, eigentlich immer, ich hatte ständig Angst, die Anforderungen nicht zu erfüllen, und ich wollte dem Unkalkulierbaren entkommen, indem

ich alles tat, um die Gefahren abzuwenden, die ich nicht kannte. Wenn das nicht klappte, war ich erst verzweifelt, dann wütend.
Davon steckt noch viel in mir drin, und dieses Gefühl ist es auch, was mich am nächsten Tag zum Alten reingehen läßt mit dem ganzen Berg Papier; erstmal alles wortlos auf den Schreibtisch gelegt. Daß ich ihm die Verantwortung zuschiebe, ist ihm unangenehm, er dachte, ich würde die Kröte schlucken, appelliert an mein Verständnis, aber ich bleibe hart und lasse durchblicken, daß ich an Kündigung denke. Das hilft, er ist einverstanden mit meinem Vorschlag, jeder Sachbearbeiter bekommt einen Teil zum Aufarbeiten. Gefallen wird denen das nicht.
Als ich rausgehe, frage ich mich, was sein verwunderter Blick bedeutet hat – mir ist gar nicht klar, daß ich mich ungewöhnlich verhalten habe. Am Schreibtisch dann spüre ich Achselschweiß, meine Finger zittern, erstmal 'ne Zigarette und dann Bier holen. Ich kenne das, passiert mir häufig bei Vorgesetzten, kalte Wut, und hinterher: mein Magen rebelliert, Gastritis schon im zweiten Arbeitsmonat, ein schlechtes Zeichen.
Meinen Arbeitsanteil erstmal durchsehen, die üblichen Sachen: Akkreditiv verfallen, Liefertermin überschritten, Sendung verschwunden, ein paar alte Aufträge, nie bearbeitet – doch hier ist was Interessantes, Ersatzteile für griechische U-Boot-Sender, die griechische Marine fährt deutsche U-Boote. Da muß ich was tun. Offene Weigerung hat keinen Zweck, aber irgendwas ist sicher zu machen. Da fehlt ein Schaltplan, bis die den schicken, ist das Akkreditiv verfallen, dann kann man weitersehen.
In einem anderen Fall hätte ich sicher versucht, den Plan schnell im Konzern aufzutreiben, aber so . . . Viel kann ich nicht tun, aber wenn mal das gleiche Teil für zwei Sender fehlt, bekommt es zuerst das »demokratischere« Land, und wenn das zweite Teil fertig ist, liegt hoffentlich ein neuer Auftrag aus, sagen wir, Dänemark vor, die Spanier müssen dann nochmals warten. Wenn ich sowas drehe, dann hab ich das große Gefühl von Untergrundkampf, bin der heimliche Held, Sand im Getriebe der Maschine, denen werde ich's zeigen.
Heute haben sie endlich eine Schreibkraft für mich eingestellt, die soll Englisch und Französisch können. Bei dem Interview war ich diesmal nicht dabei, sonst hieß es meistens: »ihr künftiger Vorgesetzter«. Die Frauen sollen alles können, für knappe 1100 brutto im Monat, bisher waren es meistens jüngere Hausfrauen, im Schnellkurs auf Maschineschreiben geschult. Jetzt also kommt Frau Verhof, ältliches Fräulein, nicht unsympathisch, Knoten, Wollstrümpfe, keine von den schnieken Miezen. Leider ist sie furchtbar unsicher, hat noch nie sowas gemacht, nur mal in der Bibliothek geholfen. Also ganz ruhig anfangen, bloß nicht einschüchtern, eins nach dem andern, nehmen Sie sich Zeit, ich will hier nicht den Boß spielen, fragen Sie mich ruhig.

Aber es wird trotzdem schlimm werden, sie kann nicht genug, hat auch zuviel Angst. Ich kann es nicht ertragen, wenn sie mir die volle Unterschriftenmappe zittrig reicht und haucht, ob es wohl richtig ist und mich ängstlich von der Seite anschaut, während ich blättre. Ihre Mundwinkel zittern, und ich weiß schon, ich werde die Hälfte zurückgeben müssen und dann geht sie raus und weint wohl auf dem Klo.
Ich bin wütend, weil ich mich verpflichtet fühle, Rücksicht zu nehmen, denn ich weiß, sie ist 50 und hat lange nach einer Arbeit gesucht. Jedenfalls unternehme ich nichts, um sie loszuwerden, aber nach einem Monat fragt mich der Alte nach ihren Leistungen, er hat wohl was gemerkt, ich hebe ihre Zuverlässigkeit und ihren Fleiß hervor – und bin doch froh, daß sie versetzt wird, nur versetzt, nicht rausgeworfen. Irgendeine Kartei, da ist es ruhiger, ist ja wohl besser für sie. Besser für mich!? Ich kann ihr nicht in die Augen sehen, also gut, daß sie weg ist.

4. Parolen gegen die Routine

Wie ist das, fünf Tage in der Woche, immer acht Stunden, 48 Wochen im Jahr, 44 Jahre lang, wenn man's erlebt. Schon das Aufstehen, der Wecker schlägt mich aus dem Schlaf, ich krieg die Augen kaum auf, gestern abend wohl wieder zuviel Bier und Zigaretten. Morgens um sechs ist die Welt gar nicht in Ordnung.
Mein gezielter Schlag auf den Wecker, jahrelange Übung, verhindert, daß Jutta aufwacht, ihr magerer Arm schaut unter der Decke hervor, ein paar Haarsträhnen verdecken ihr Gesicht. Sie sieht immer wie ein Kind aus, wenn sie schläft, ich empfinde eine Zärtlichkeit, wenn ich so von ihr weggehe. Also raus, Schnellwäsche, dann eine Tasse Tee, Frühstück erst um neun im Büro. Die Treppe runter, und es ist noch düster oder schon hell, der Zeitungsstand an der Ecke macht gerade auf, ich kaufe eine Zeitung und nach ganz langen Nächten eine Flasche Bier, die ich auf's Oberdeck vom 28er schmuggle, um mich erstmal aufzubauen. Nicht mehr weit vom Alkoholismus, denk ich und kau danach Pfefferminz.
Ich hab schon ein ganz graues Gefühl im Magen, die hundert Meter vom Bus bis zur Firma, ob der Alte wohl wieder vorm Büro steht und schaut, wer zu spät kommt . . . Kalender abreißen, Schreibtisch abwischen, ein paar Morgenbemerkungen zu meiner Schreibfrau und zurück, kurz rüber ins Nachbarbüro, wo die Franke, der Karst und Kaiser sitzen, die Franke lacht schon wieder so schrill über einen Sex-Witz, und dann ran an die Post. Acht Stunden hat der Tag.
Das Schlimme an der Arbeit ist die Routine. Ich weiß, was wie zu machen ist, wen anrufen, welches Formular ausfüllen, welchen Brief schreiben, aber

das geht trotzdem nicht von selbst. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, das muß alles berücksichtigt werden, ich muß Dinge durchdenken, gegen die ich mehr und mehr Widerwillen entwickle. Was interessiert mich schon, ob der Kunde x im Land y ein paar Millionen bezahlt oder nicht, das sind doch nicht meine Millionen. Das war mal anders, ich hatte zu meinen Kunden eine Art Vater-Kind-Verhältnis, es gab die Guten, die braven Zahler mit den großen Aufträgen, und die Bösen, die wegen fünfzig Mark den ganzen Laden durcheinanderbringen und dann auch noch groß die Klappe aufreißen.

Aber auch jetzt noch, wo ich die ersten Zweifel kriege, läßt mich Papier automatisch reagieren. Bestellungen und Anfragen lösen regelrechte Arbeitsreflexe aus, Akkreditive machen mich nervös, Mahnungen schuldbewußt. Die volle Postausgangsmappe befriedigt durchsehen, Bedrohungen, die hinter mir liegen. Statistiken sind eine Welt in Ordnung. Wenn Längs- und Quersummen aufgehen, ein gutformulierter Brief auf Französisch, mir selbst nochmals leise vorgelesen, macht mich stolz: *Ich bin ein guter Angestellter.* Dann ein paar Vorgänge, vollkommen durcheinander, kaum mehr in Ordnung zu bringen, uralt, Leichen im Keller, dran denken wie ans Erwischtwerden beim Doktorspielen: *Du solltest dich schämen!*

Der Frühstückswagen wird viertel vor neun durch den Flur geschoben, klingelt, jetzt Schlange stehen mit den anderen und die Wahl haben zwischen Leberwurst, Fleischwurst und Salami; immer diese Entscheidungen, Fabrikbrötchen und Milch. Das Frühstück paßt zu dem grauen Gefühl im Magen, wenn wenigstens was in der Zeitung stünde, was Befreiendes. Das ewig gleiche Gerede der Kollegen ist nicht mehr zu ertragen. Montags werden die Wochenenderlebnisse ausgepackt, doch die letzte Hülle bleibt, sonst nur Fernsehen von gestern abend, ich hab keins. Also mach ich meine Bemerkungen zu irgendeiner Zeitungsnachricht, die Kaiser Gelegenheit gibt nachzuweisen, daß es »drüben« auch nicht besser ist.

Durch diese Gespräche zwischen Tür und Angel dehnt sich die Pause bis zehn Uhr, falls nicht gerade der Alte kommt. Ich hab inzwischen so eine Wut auf Kaiser, daß ich ihm die blödeste Arbeit wünsche, und zweifle an mir als Agitator.

Der Tag ist wie Schleim. Dieses verdammte Papier, neben mir tippt Frau Schmid, meine neue Schreibfrau, ich hab mich wieder am Telefon mit dem Versandchef in den Haaren, dem reichen die Unterlagen nie aus, also gut, ich komm runter, wenigstens mal raus hier, ich werd ihm schon nachweisen, daß das nicht mein Fehler war. Im Hof scheint die Sonne, einer mäht den Rasen – das müßte schön sein –, durch die Werkstatt, wo die Leute Sender zusammenbasteln – das müßte schön sein –, warum bin ich bloß Kaufmann – im Versand geht's nochmal gut ab.

Zwölf Uhr, die Zeit vergeht nicht, ich krieg keine Luft mehr, dieses

verdammte Papier, jetzt kommt die zweite Post, Sisyphos. Immer, wenn der eine Papierberg weg ist, kommt der Neue nach – wenn doch bloß was passierte. Draußen geht die Kleine, die für den Stab schreibt, vorbei. Sie hat wieder den kurzen Rock an, sie läßt mich an Jutta denken und dann, wie's gestern war im Bett. Sie wollte wohl nicht mit mir schlafen, dann hat sie geweint und es doch getan. Irgend was stimmt da nicht, aber ich weiß nicht was.
Die Kollegen holen mich aus meinen Tagträumen, wir gehen immer zehn Minuten zu früh zum Essen, trotz mehrerer Ermahnungen, schleichen uns auf Umwegen am Büro des Alten vorbei, die Kantine ist auch nicht gerade gemütlich und wenn wir kommen, gehen die Arbeiter.
Hinterher der Gang durch den Firmenladen, wo man die Montagsproduktion kaufen kann, da kaufen die Leute Sachen, die sie gerade erst gebaut haben, die müßten doch wissen, daß das nichts taugt. Ein Ingenieur erzählt mir von seinem Auftrag, kurzlebigere Bildröhren zu entwickeln. Zurück ins Büro, noch drei Stunden, die schlimmsten, wenn nicht gerade gefeiert wird – und heute wird gefeiert. Wir haben schon morgens gesammelt für ein Geschenk – 20 Jahre Betriebszugehörigkeit –, ein Geschenk aus der Betriebsverkaufsstätte natürlich, dafür haben wir Anrecht auf Kuchen, Kaffee, dann Bier, Wein, Sekt und Schnaps.
Eigentlich hat man sich nichts zu sagen, wir reden so aneinander ran, es wird gelacht, Herrenwitze in Damenbegleitung, die müssen alle frustriert sein, den Sprüchen nach, ich langweile mich, aber immer noch besser als arbeiten. Über Politik wird nicht gesprochen, wohl über Chefs, frühere Kollegen: Stories aus dem Betrieb und Geschichten von der letzten Feier. Es wird unheimlich viel getrunken, bei Betriebsschluß sind alle angeheitert, manche richtig blau, rote Köpfe, Schweißflecken. Die Alten machen lüsterne Bemerkungen zu den schnellen Tipsen, mir geht das alles auf den Geist, hab auch schon was zuviel getrunken – gut, daß der Tag vorbei ist. Kürzlich ist einer auf der Heimfahrt nach einer Feier tödlich verunglückt, darum ist jetzt Alkoholverbot, doch keiner hält sich dran, die Geschäftsleitung drückt beide Augen zu, ein Ventil. Auf dem Flur hing ein Plakat, ein Mann in einer Flasche, mit dem Satz: Alkohol, wie kommst Du raus. Ich habe druntergeschrieben *Zerschlag das System.* Jetzt ist es wieder weg. Ich bin todmüde, im Bus nach Hause und erst mal schlafen, bis Jutta kommt.

5. »Guerillakrieg« im Büro

Heute bin ich zum Alten reingerufen worden, die Probezeit ist vorbei, er freut sich, mir »die Anerkennung der Firma ausdrücken zu können, verbunden mit 50 DM Gehaltserhöhung«. Ich bin empört, jetzt hab ich den

Riesenschlamassel in Ordnung gebracht, und dann magere 50 Mark, das soll wohl ein Witz sein. Als ich's dem Alten sage, ist er fassungslos.
Ich hab immer noch ne Wut im Bauch, als ich mittags im Aufzug die rote Rosi treffe. Sie ist eine Legende schon bei meinem Eintritt in die Firma, hübsch ist sie und rot, das Haar und das Bewußtsein. Einst Studentin, ist sie jetzt Betriebsfahrerin mit dem Elektrokarren. Sie fragt mich einfach, was ich so mache, und ich sage ihr, Angestellter da und da und frage, was sie so macht, höre »dem Volke dienen«. Sie ist vorsichtig, will aber mal mit mir reden. Nach ein paar Tagen kommt sie ins Büro, will wissen, ob ich was mit der Unterschriftenaktion gegen das schlechte Kantinenessen zu tun habe, und fordert mich auf, abends zum Treffen der Betriebsgruppe zu kommen.
Im Grunde geh ich nur ihretwegen hin, die Marxisten-Leninisten sind mir nicht sehr sympathisch. Außerdem gibts da zwei verschiedene Gruppen, die vor dem Tor Flugblätter verteilen, und wenn mich die Kollegen für einen von denen halten, bin ich unten durch.
Bei der Gruppe lerne ich Kalle kennen, Student, Funktionär, er erinnert mich an die Stabsleute, dann Fritzi, Lehrling, gescheit; weil er Rosi nicht kriegen kann, greift er sie politisch an. Mulle, Elektrotechniker, dick, gemütlich, nicht so verbohrt, dann Rosi und ich. Dahinter die große Organisation, die Vorhut der Arbeiterklasse, die Diskussion »dialektisch«, Kampf dem Sozialimperialismus, dem Kapitalismus. Und mitten drin *ich* mit meinem kleinbürgerlichen Bewußtsein. Können Angestellte Verbündete des Proletariats sein? Einschätzung der Stimmung im Betrieb: die Verankerung in »den Massen« ist schlecht, die Betriebsräte sind Knechte des Sozialfaschismus, das Zentralkomitee sieht klar, Mao Tse-tung über den Widerspruch, und die Susi trägt keinen BH. Wie es wohl wäre, sie zu streicheln? Die Gruppe tut, als hätte sie die Essensaktion angeleiert, will weiterreichende Forderungen stellen, den Kampf politisieren . . . Die Sitzung ist vorbei, ich würde gern mit Rosi reden, so über uns, aber das wird nichts, ein Typ holt sie ab, und zu Hause wartet ja auch Jutta auf mich.
Rosi hat mir heute eine Neuigkeit gebracht: die Geschäftsleitung will Betriebsurlaub einführen, drei Wochen im August. Ich will aber im September weg, mal sehen, was die andern davon halten. Wenn die auch so sauer sind, ist sicher was zu machen. Also erstmal vorsichtig umhorchen, am liebsten möcht ich ja sagen: Kollegen, wir müssen was tun, aber dann bin ich für die sofort der große Agitator. Wenn ich aber nicht erkläre, daß ich dafür bin, was zu machen, komm ich mir selber wie ein Kriecher vor. Jedenfalls kennen inzwischen alle das Gerücht und keiner weiß, wer es aufgebracht hat. Einer hat inzwischen mit seinem Vorgesetzten gesprochen, und der hat ihm ein Schreiben der Geschäftsleitung an den Betriebsrat mit dem Antrag auf Zustimmung zum Betriebsurlaub gezeigt. Mit etwas Mühe krieg ich das Ding von einer Sekretärin, es hängt noch eine Anweisung an

die Abteilungsleiter dran: »bitte machen Sie unsere Vorstellungen auch ihren Gruppenführern und Meistern klar« – dem Rest der Belegschaft also Schweigen. Ich kopiere den Brief.
Mittags läuft mir Pauls über den Weg, ein jüngerer Betriebsrat, der nicht unzufrieden zu sein scheint über den Druck von unten, er steht gegen die meisten im Betriebsrat, die schon seit Jahren da sitzen und in ihrem Alter auch nicht mehr an die Maschine zurück wollen; stramme rechte SPD-ler. Bei der Kantinenaktion haben sie erst abgewiegelt, dann verzögert und schließlich waren sie sauer, daß die Kollegen keine Ruhe gaben. Wenn es nur gegen die Geschäftsleitung ginge, wär's noch einfach, aber daß auch noch der Betriebsrat gegen einen ist, das macht's schwierig. Pauls tut jedenfalls erst mal so, als wüßte er nichts vom Betriebsurlaub, und als ich ihm den Brief unter die Nase halte – »wo haste denn den her« –, meint er schlicht, da wäre nichts zu machen, der Betriebrat würde wohl zustimmen, die Geschäftsleitung argumentiere mit Verlusten und mit der Alternative »Betriebsurlaub oder Betriebsstillegung«.
Es ist Freitag, bleibt also nichts mehr zu tun als den Kollegen von der neuen Situation zu berichten und mit Rosi Kontakt aufzunehmen, damit am Wochenende was geplant werden kann. Ich hab mich geweigert, den Brief zum Abdruck in die ML-Betriebszeitung rauszugeben, die Sekretärin könnte in Teufels Küche kommen. Auch Rosi meint, eine Unterschriftenaktion wäre das Beste, sie will mit den Vertrauensleuten sprechen.
Montags geht's also los, ich bin nervös, denn wenn mich jemand beim Fotokopieren erwischt ... aber die Franke und Karst helfen mir, wir machen Abzüge des Briefes, legen sie in Telefonzellen, Garderoben, Toiletten und hängen sie auch an die schwarzen Bretter. Für die Unterschriftenlisten kann ich die Werkspost benützen, Rosi versorgt die Werkstätten. Es ist ganz schön was los im Betrieb, die Kollegen unterschreiben fast alle – bis rauf zum Meister.
Mittags hetzt dann der Personalchef durch die Abteilungen, versucht, die Unterschriftenlisten in die Finger zu bekommen – einer hat ihm erzählt, daß mein Name auf einer Liste ganz oben steht. Ich werd zu ihm bestellt, hab natürlich Schiß, mein Abteilungsleiter sitzt auch da und noch ein Unbekannter, wahrscheinlich Werkschutz. Die wollen wissen, was ich von dem Schreiben weiß; ich will wissen, was die schon wissen, denn wenn ich sie anlüge und sie merken es, bin ich dran. Drum ganz cool stellen, unklare Antworten, ja ich bin schon gegen den Betriebsurlaub, die Liste, die lag eben auf meinem Schreibtisch, nein, ich weiß nicht, woher die kommt und das Schreiben, das liegt doch überall herum, und überhaupt, was eigentlich die Aufregung solle, denn der Betriebsrat sagt, Unterschriftensammlung sei legal. Dann kommen sie mir mit »aber sie als Angestellter, mehr Zurückhaltung angebracht, soviel Vertrauen in mich gesetzt, wirklich zufrieden mit

meiner Arbeit, Aufstiegsmöglichkeiten nicht verbauen«. Und einer Andeutung entnehme ich, daß ich in Westdeutschland einen höheren Posten haben könnte. Als ich nicht weich werde: »Verstoß gegen den Betriebsfrieden«, »Verdacht, bei der ML zu sein«. Erst habe ich Angst, dann wird mir alles egal, ich schau mir die drei an, sie sind echt empört, sowas von einem Angestellten. Der Alte brüllt, hat wohl Angst, weil er mich eingestellt hat, ich antworte nicht mehr, sitze da und spüre, wie meine Hand mit der Zigarette zittert. Schließlich sage ich leise, daß ich die Unterredung nicht weiterführen will und gehe einfach raus.
In der Abteilung zurück, mahne ich die Kollegen, die mitmachen, zur Vorsicht, aber die haben richtig Spaß an der Sache, endlich passiert mal was, es kann doch nicht schiefgehen, ist doch alles legal.
Nachts kann ich kaum schlafen, denk immer alle Möglichkeiten durch, und am nächsten Morgen kommt heraus, daß die Abteilungsleiter die Listen kassieren sollen, obwohl der Betriebsrat schon mehrere hundert Unterschriften hat. Mit Rosi reden, wir treffen uns nur noch im Lastenfahrstuhl, sie ist ganz aufgekratzt, in den Werkstätten gibt es Diskussionen über Streik. Wir machen ein neues Flugblatt und rufen zu weiteren Unterschriften auf.
Am nächsten Morgen geh ich in die Kantine, will vor dem Frühstück noch ein paar Flugblätter auslegen. Da sitzt Rosi, ganz grau im Gesicht, und sagt, sie sei entlassen, fristlos, sie müsse hier warten, bis der Werkschutz sie holt, darf sich nicht mal mehr von den Kollegen verabschieden, der Betriebsrat hat zugestimmt. Geh weg, sagt sie, die dürfen uns nicht zusammen sehen. Mir ist ganz schlecht, ich renne zu Mulle in die Werkstatt und erzähl es ihm, sollen wir zum Streik aufrufen? Mulle sagt, das geht nicht, die Basis ist nicht breit genug, nein, weitermachen wie vorher, ich spüre, wie er sich zusammennimmt, ich fange an, das ganze zu hassen. Dann gehe ich zum Betriebsrat, als ich reinkomme, höre ich meinen Namen, die haben Sitzung und ich bin so wütend, so hilflos wütend, daß ich ein Weinen in der Stimme habe, als ich rufe: ihr habt die Rosi verkauft, habt ihr denn kein schlechtes Gewissen, sie hat das doch für die Kollegen getan und wann sie mich wohl rausschmeißen lassen würden. Da sagt einer, nein, meine Entlassung hätten sie abgelehnt, ob ich das nicht wüßte.
Als ich ins Büro zurückkomme, ist Frau Schmid weg. Sie kommt ganz gedrückt zurück und flüstert mir zu: »ich soll's ihnen eigentlich nicht sagen, die haben mich ins Personalbüro geholt, sie wollten wissen, mit wem Sie sich treffen, wer zu Ihnen kommt, mit wem Sie telefonieren und ob ich bei Ihnen Flugblätter gesehen habe. Ich hab natürlich nichts gesagt, war ja auch nichts, Sie haben doch nichts Schlechtes getan«.
Im Lauf des Tages höre ich, daß noch zwei Kollegen ausgehorcht worden sind, erst die Fragen und dann die Warnung vor den Kommunisten. Ich bin

schon ganz schön fertig. Später flüstert mir die Sekretärin zu, sie hätte zugeben müssen, daß sie mir den Brief gegeben hat, sonst wollten die sie rauswerfen. Es täte ihr leid, sagt sie.
Tags drauf das Ergebnis: man geht mir aus dem Weg, und ich habe einen Schatten. Ein Techniker, der schon immer gegen mich war, rennt mir nach, bis auf's Klo. Ich habe das Gefühl, daß alle über mich flüstern, Gespräche hören auf, wenn ich dazukomme, Frau Schmid flüstert mit mir, als wäre ich schwer krank. Der Alte kommt, läßt mich Vorgänge zeigen, scheint Fehler zu suchen, findet aber nichts.
Zuhause häng ich nur rum, Jutta ist nicht ganz auf meiner Seite, Revolution spielen nennt sie das, du kokettierst doch mit dem Rausfliegen, machst den Märtyrer, willst ja schon lange nicht mehr diese Arbeit machen, hast du doch selber gesagt. Ich fühle mich getroffen, bin gekränkt. Was stimmt daran?
Am Morgen komm ich dann nicht aus dem Bett, hab eine große Abneigung, hinzugehen, das kann ja nur noch schlimmer werden, am besten ein paar Tage krank machen, bis sich alles beruhigt. Mittags klappert der Türschlitz, ich höre Stimmen auf der Treppe, aber niemand klingelt. An der Tür liegt ein Brief aus der Firma, durch Boten. Ich denke an nichts beim Aufmachen und lese: »Nicht mehr zuzumuten . . . Entlassung . . . Hochachtungsvoll.«

6. Alles in Ordnung?

Ein Angestellter bin ich heute schon seit drei Jahren nicht mehr. Wenn ich in den Spiegel schaue, sehe ich so aus, wie ich's von mir erwarte: runde Brille, Bart, Hose ohne Bügelfalte, schulterlanges Haar. Mit Angestellten habe ich kaum noch Kontakt. Ich sehe sie zwar hin und wieder in der U-Bahn, aber sie kommen mir fremd vor. Wenn ich den einen oder anderen von ihnen länger betrachte, entdecke ich hinter ihren artig gebundenen Krawatten meine eigene Vergangenheit und dann weiß ich nie so recht, was eigentlich meinen Blicken mehr zu schaffen macht: der steife Anzug oder der Kerl, der in ihm steckt. Aber dann steige ich aus und genieße: ich jedenfalls bin rausgeschlüpft. Nur, wo bin ich gelandet? Als ich noch der kleine Angestellte war, da habe ich ernsthaft gedacht, wenn du hier mal raus bist, dann hast du das Paradies auf Erden. Von diesem Kindertraum hat sich immerhin eines erfüllt. Mir bleibt mehr Zeit, darüber nachzudenken. Und das ist, finde ich, schon eine ganze Menge. Ansonsten aber ließe sich sagen, daß ich mich vom braven Angestellten zum aufgeweckten Kleinbürger emanzipiert habe. Der Unterschied zwischen den beiden ist der, daß der eine vom anderen ein Bewußtsein hat, nicht aber umgekehrt. Also gibt es keinen Weg zurück.

Anja Jović
Die »alte« Welt, die »neue« Welt

1.

Wir Kleinbürger – was löst dieser Ausdruck in mir aus? Jedenfalls Bekanntes, schon Gedachtes und Empfundenes. Es ist ein Wort aus dem Bereich Uni, marxistische Schulung, linke Gruppen. Ein verächtliches Wort. Unsicherheit, Identitätsverlust, Unzuverlässigkeit, Lächerlichkeit sind damit verbunden. »Du wildgewordener Kleinbürger!« wurden auf Teach-ins die Abweichler beschimpft. Und ich selber – war ich nicht so gut eine Kleinbürgerin wie diese? Spiegelten nicht meine Ideen meine soziale Lage? Was war meine Familie? Arbeiter? Nein. Kapitalisten? Nein. Also blieben Kleinbürger, das Lächerlichste, Überflüssigste von allem. Vor den Bourgeois hatte man wenigstens noch Respekt.

Wie hatte sich meine Familie vorher definiert? Wir sind Mittelstand, meinte meine Schwester, und dieser Begriff hatte einen durchaus positiven Klang, er bedeutete Ausgewogenheit, soziale Gerechtigkeit, eine vernünftige Lebensweise.

Die beiden Begriffe, Kleinbürger und Mittelstand, repräsentieren die »neue« und die »alte« Welt in meinem Bewußtsein. Es sind Schichten von Identität, die an bestimmte Zeiten, bestimmte Erfahrungen gebunden sind.

Inzwischen habe ich mich in einer Art trotziger Selbstüberwindung mit dem Begriff Kleinbürger versöhnt. Na und? Ich habe mir meine Eltern nicht ausgesucht. Im Übrigen wurde einem auch als Kleinbürger nichts geschenkt. Als Angestellte seinen Lebensunterhalt verdienen, ein Examen machen – beides erforderte harte Arbeit, Planung und Witz. Im Nachhinein entpuppt sich die Identitätslosigkeit zu einem guten Teil als schlechtes Gewissen, als Unsicherheit über die eigene Lebensfähigkeit im kapitalistisch-patriarchalischen Staat.

Also von mir aus nennt es Kleinbürger, was ich bin. Ich versuche eine Schriftstellerin zu sein, und als solche nehme ich – nach bestem Wissen – nicht die muffigen Seiten des Kleinbürgertums in Anspruch: Geiz, Rachsucht, Neid, engen Horizont, Lebensangst. Nein, ich beziehe mich auf die utopische, vorwärtsgewandte Seite, den »Geist des Vormärz«, die »große französische Revolution«, die bürgerliche Frauenbewegung, wenn ich den Begriff Kleinbürger für mich akzeptiere. Eine politische Einordnung ist das allerdings nicht. Das kann und will ich in diesem Text auch nicht leisten.

Stattdessen will ich mich mit den subjektiven Bewußtseinsinhalten meiner »neuen« und »alten« Welt auseinandersetzen. Die Perspektive dieser Auseinandersetzung sind Überlegungen dazu, wie mein Leben aussehen soll. Sie sind nicht vollständig. Es sind Schritte auf einem Weg.
Rein örtlich beginnt dieser Weg – auf dem dieser Artikel entstand – in der Eigentumswohnung meiner Eltern in einer süddeutschen Kleinstadt, in die ich mich unmittelbar nach dem Gymnasiallehrerexamen in Berlin zurückgezogen habe. Die Wohnung stand für ein viertel Jahr leer, da meine Eltern gerade eine Neckermann-Seereise machten. Der letzte Teil ist in Griechenland entstanden, wo ich seit Anfang April lebe, mit wenig Gepäck, geringeren Lebenshaltungskosten als in Deutschland und der Hoffnung, daß eine Änderung des Standorts auch eine Änderung und Erweiterung der Perspektive mit sich bringt.

2.
Ich schließe die Tür hinter mir, ziehe die hohen, festen Stiefel aus, mit denen ich lange über die gefrorenen, schneebedeckten Felder im Westen der Stadt gewandert bin, lasse mich in einen Sessel fallen: Es ist warm, still, ich habe jede Menge Zeit.
Das Alleinsein, das Zeithaben, die körperliche Geborgenheit in einer zentralbeheizten, warmwasserversorgten Wohnung – das sind Erfahrungen, die nach vier Jahren Leben in Berliner Wohngemeinschaften einen ganz neuen Geschmack haben. Was hat mich von Berlin fortgetrieben?
Die Erinnerungen vermischen sich. Das letzte Jahr war ein unglaublich hartes Jahr, das Examensjahr, in dem von vorne bis hinten Klartext geschrieben werden mußte, an dessen Ende ich mir, halbtot wie ich war, nicht einmal mehr erlauben konnte zu weinen. Keine Zeit haben, niemals eine Stunde vergeuden, selbst das »Vergnügen« noch auf seine Produktivität beurteilen, umgeben von Leuten, die mich allein ließen, ohne daß ich deshalb wirklich die Möglichkeit hatte, allein zu *sein*. Kälte, Vernachlässigung und immer wieder die knallharte Forderung: du mußt es schaffen. Kein Mensch, keine Beziehung ist so wichtig wie die Notwendigkeit, diese Prüfung, dieses Jahr zu überstehen. Ich bin verantwortlich für mich. Niemand zieht mich da raus, wenn nicht ich selbst.
Arbeit wichtiger als Leben. Arbeit wichtiger als Menschen . . . Was für eine haarsträubende Erfahrung! Gewalt gegen mich selbst, Gewalt gegen Andere: einziges Ziel: überleben!
Erinnerungsfetzen aus einer weiter zurückliegenden Zeit, vor dem Examen: *Zeit* hatte ich da auch nicht. Zwanzig Stunden pro Woche arbeiten gehen, mit dem Auto durch die Stadt rasen, viele Termine mit Frauen, die ebenfalls keine Zeit haben, ständig um Stunden zu spät kommen – ich selbst eingeschlossen –, Seminare an der Uni mit Studenten und Dozenten, die ich

nicht kannte, endlose Abende in Kneipen, zugebracht mit Warten auf Begegnungen, die alles verändern würden, Auseinandersetzungen in der Wohnung, die Wohnung mußte laufen, wir brauchten die Mitarbeit und das Geld von vier Leuten, sonst schafften wir es nicht.
Wenn ich frage, was mich von Berlin wegtrieb, und mich erinnere, dann vermischt sich Negatives mit Positivem, dann fallen mir die großen Essen am Wochenende ein, die Leute, die gerne zu uns gekommen sind, die Gespräche, in denen uns die »Schuppen« von den Augen gefallen sind, die Aufhebung der Fremdheit, die plötzlich zum Greifen nahe erschien, die Erfahrung, jemandem wichtig zu sein und etwas gelernt oder bekommen zu haben von anderen.
Alle Erinnerungen sind intensiv, stark, konzentriert: als sei es immer ein bißchen zu viel gewesen, immer gerade an der Grenze dessen, was ich aushalten kann.
Langeweile? Nein, darunter kann ich mir nichts mehr vorstellen. Aber auch der Zustand jetzt, freie Zeit zu haben, beim Aufstehen nicht zu wissen, was ich am Tag tun werde, ist ganz unbekannt. Stundenlang spazierengehen, tief in Gedanken, zum Haus raus und weg – das ist ganz neu. Zwischen meinen Schultern spüre ich immer weniger die harten verfilzten Drähte, die mich im vergangenen Jahr aufrechthalten mußten und die es mir manchmal vor Schmerzen unmöglich machten, weiterzuarbeiten. Beim Gehen spüre ich, wie mein Körper sich freimacht: ich bin also tatsächlich noch am Leben.
Die Zeit läuft langsamer, hier in Süddeutschland, ich kenne kaum jemanden, habe nicht das Bedürfnis, viele Leute zu treffen.
Ich will die vielen Gedanken, die ich im vergangenen Jahr gewaltsam aus meinem Kopf rausschmeißen mußte, zurückholen, herausfinden, was ich in der Zukunft machen will, und was die Vergangenheit aus mir und den Leuten, die ich mag, gemacht hat.
Ich, ich, ich . . . ich sehe keine andere Möglichkeit, als mich vor allem und zuerst mit mir selber auseinanderzusetzen. Auch in der Zukunft werde ich verantwortlich sein für mein Leben und damit auch für mein Verhalten gegenüber anderen. Ich sehe keine Möglichkeit mehr, mich in irgendein Kollektiv, das mir Entscheidungen abnimmt, zu flüchten.
Am Ende des Examens, als auch noch unsere Wohnung auseinanderfiel, ohne daß ich in der Lage war, mich zu engagieren, habe ich den Entschluß gefaßt, so gut und so lange ich kann gegen ein verplantes Leben zu kämpfen, gegen die unmenschliche Alternative Arbeit oder Privatleben. Und ich weiß, daß ich mich auf nichts anderes verlassen kann als auf meine eigenen Fähigkeiten.
Das ist ein Schlag ins Gesicht der Konzepte und Illusionen der letzten Jahre. Wir wollten gemeinsam stark sein. Die Frauen, die Studenten, die Linken. Manchmal – und es war zum Verrücktwerden schön – waren wir

gemeinsam stark. Wenn die Wohnung gut lief, wenn die Frauen eine Aktion machten, wenn wir – selten genug – zusammen fürs Examen arbeiten konnten, wenn die Linken eine spontane Demo auf die Beine brachten oder es in einer Liebesbeziehung für kurze Zeit gelang, die Konkurrenz auszuschalten.
Gemeinsame Stärke, so schien es, war vor allem ein Produkt des Sieges über das eigene Konkurrenzverhalten. Gleichheit: wichtigste Voraussetzung dieses Sieges. Gleichheit: stundenlange Gruppengespräche darüber, wie sie am besten zu erreichen sei. Durch unsere blöde kleinbürgerliche Sozialisation war sie uns abhanden gekommen. Wir verfluchten unsere Erzeuger und schwärmten vom proletarischen Kind. Was für eine Wohltat wäre es gewesen, von diesem störrischen, egoistischen Ich befreit zu sein, gemeinsame Gedanken zu haben! Auch Schreiben, meinen alten Traum, konnte ich mir nur noch als Kollektivleistung vorstellen.
Ich finde mich wieder in der leerstehenden Wohnung meiner Eltern in einer süddeutschen Kleinstadt, erschöpft und allein und trotzdem, wie ich meine, noch immer nicht resigniert.
Was ich in Berlin erlebt habe, ist nicht unter einen Hut zu bringen. Das vergangene Jahr, die totale Konzentration auf das Examen, auf mein persönliches Weiterkommen, ist das ein Aufgeben bereits gesichert geglaubter Einsichten, ein Rückzug in die alte Welt, eine Welt der »Mittelstandillusionen«? Die Unsicherheit, aber auch der Gedankenreichtum, vor denen ich jetzt stehe, sind das wieder einmal Produkte des Zusammenpralls der »beiden Welten«?
Ich will versuchen, die Bewußtseinssysteme alte und neue Welt näher zu beleuchten und mir damit auch selber wieder auf die Sprünge zu helfen. Im Augenblick sind die Inhalte der beiden Begriffe so: Die alte Welt bedeutet meine Kindheit, die unauflösliche Verbindlichkeit der Familie, die gelockert und verändert, aber niemals abgeschafft werden kann. Die neue Welt, auch »schöne neue Welt« genannt, das ist das Leben in Berlin, in dem keiner dem anderen etwas schenkt, wo jeder jeden jederzeit auf Nimmerwiedersehn verlieren kann, aus guten Gründen oder aus bloßer Dummheit. Aber ich weiß in meinem Kopf, daß die neue Welt auch bedeutet: gemeinsame Bewältigung unbekannter Situationen, neue Erfahrungen, Gewinn an persönlicher Stärke. Die alte Welt aber bedeutet auch: Abhängigkeit, Schwäche, Angst.
Wie sind die Zusammenhänge in meiner wirklichen Geschichte?
Die alte Welt – wieso hat sie mich freigegeben und nicht die, die viel mehr unter dem Druck des »Althergebrachten« leiden, unter materieller Ausbeutung, Mißachtung, Gewalt – Arbeiter, Arbeiterinnen, Putzfrauen, Bäuerinnen, trostlose »kleine Angestellte«?
Wenn es also nicht simple Not ist, die den Bruch mit alten Normen

hervorruft ... was ist es dann? Das Begreifenwollen? Will nicht jeder begreifen, verändern, fühlt sich nicht jeder ausgeliefert?
Warum geben alle so schnell auf und warum habe ich nicht aufgegeben, der Angst vor dem Fremden, Unpersönlichen, vor gesellschaftlicher Verachtung nicht nachgegeben?
Ich muß die alte Welt noch einmal aufsuchen, unter die Lupe nehmen, auffinden, was über sie – den simplen Ort Kindheit, Familie – hinausreicht.

3.
Ich bin hier, allein in der Wohnung meiner Eltern, kann mich in Ruhe in meinem, wenn auch durch Umzug und Modernisierung stark veränderten, »Haus der Kindheit« bewegen. Ich sehe genau hin, es ist wirklich »gemütlich«. Jede Menge Sitzgelegenheiten stehen herum, als kämen im nächsten Moment sämtliche Familienmitglieder herein, samt angeheirateten und dazugeborenen. Ein wenig Platzangst bekomme ich manchmal: alles steht so voll, man kann kaum treten. Dazu die gemusterten Tapeten, die bunten Bilder, die meine Mutter selbst malt, alle Flächen vollgestellt mit Erinnerungsstücken. Es ist warm hier, nach langer Zeit endlich einmal warm genug, es gibt Teppichböden, die Heizungsrohre sind unter dem Fußboden verlegt, aber es ist auch gewärmt von der Anwesenheit, der persönlichen Arbeit und Liebe meiner Eltern. Jedes Stück hat eine Geschichte, die jedes Familienmitglied kennt, und viel davon ist auch meine eigene Geschichte.
Ich trinke Tee aus einer Tasse, die unzählige Familien- und sonstige Feste erlebt hat, die meine Mutter hunderte von Malen gespült hat, ich bin im Arbeitszimmer meines Vaters.
Ich sitze an seiner Schreibmaschine, einem Jubiläumsgeschenk der »Firma«. In seinem Arbeitszimmer, zwischen seinem Schreibtisch und seinem Bücherschrank, beides Erbstücke von irgendwelchen männlichen Vorfahren der Familie. Wer hat die – zum Teil mitererbten – Bücher gekauft, wer hat sie gelesen, welche Generationen von Vätern haben an diesem Schreibtisch »die Steuer gemacht«? Es gab keine Wissenschaftler in meiner Familie, das Akademikertum, die Zugehörigkeit zum »gebildeten Mittelstand« ist erst eine Generation alt, aber der Schreibtisch, der Bücherbesitz ist schon ein wenig älter, so alt wie die Möglichkeit meiner bäuerlichen und Handwerker-Vorfahren, zu sparen, zu lesen, Aktien und Grundbesitz zu kaufen.
Die Sparsamkeit ist eine der prägenden Erfahrungen meiner Kindheit. Sie mußte herhalten als Erklärung dafür, daß ich auf die Oberschule gehen konnte, während meine Freundinnen mit 14 Geld verdienen mußten, als Erklärung für die Möglichkeit, nach Italien zu fahren, in den Sommerferien. Die Sparsamkeit war das Gemeinsame, in dem man sich hervortun konnte, um ein Lob zu ernten, oder deren Verletzung einem böse Blicke einbrachte – etwa wenn man irgendwo das Licht hatte brennen lassen. Sparsamkeit war

vor allem die Leistung meiner Mutter, einer Expertin in Sonderangeboten. Tatsächlich erbten meine Eltern eines Tages ein paar Aktien, und der Sinn des Sparens war aufs Neue und für die nächsten Jahrzehnte bewiesen.
Die Notwendigkeit des Sparens war eine Tatsache, die keiner Begründung bedurfte. Wir waren vier Kinder und der Krieg lag noch nicht weit zurück, und so war es für lange Zeit, fast bis heute, selbstverständlich, daß meine Mutter den Vater mit List und Kunst bitten und überreden mußte, wenn sie ein größeres Kleidungsstück oder eine Maschine für die Küche kaufen wollte.
Der Schreibtisch war ein Symbol der Macht meines Vaters. Manchmal war ich im Zimmer, wenn er eine seiner Türen oder Schubladen aufschloß – ebenso wie der Bücherschrank waren sie immer verschlossen –, dann hatte ich ein Gefühl von Verbotenem und Abenteuerlichem. Die Macht des Vaters war gerechtfertigt, schließlich ernährte er uns mit seiner Arbeit, schützte uns durch seine Wachsamkeit vor Armut und Verlust.
Tagsüber, und immer länger als die vorgeschriebene Arbeitszeit, war der Vater in der Firma. Wenn wir in der Stadt Einkaufen waren, holten wir ihn ab. Ich erinnere mich gut daran, wie meine Mutter und ich und manchmal noch meine Schwester oder mein Bruder über den Parkplatz zum Hauptgebäude gingen; das war ein Palast, wo mein Vater arbeitete. Wenn wir in der Eingangshalle waren, auf dem Marmorfußboden, mußten wir leise sprechen. Meine Mutter ging zum Pförtner, der gab ihr die Hand und telefonierte dann »nach oben«. Wir warteten in den Ledersesseln, von denen drei Stück mit Tisch so groß waren wie unser Wohnzimmer. Schließlich öffnete sich die Aufzugstür, mein Vater kam freudig lächelnd auf uns zu, küßte meine Mutter, gab mir die Hand: »Na, wie geht es euch?«. Wir erzählten, während mein Vater den Hut lüpfte, den Pförtner und manchmal noch ein paar andere »Herren« grüßte und wir uns auf den Weg zum Auto machten. Im Auto saß ich hinten, hörte mit Herzklopfen zu, wie meine Mutter erzählte, was wir alles eingekauft hatten. Natürlich hatten wir viel Geld ausgegeben, aber für das viele Geld hatten wir doch unglaublich viele und gute Sachen ergattert. Schließlich war alles um die Hälfte reduziert gewesen. Im allgemeinen erkannte der Vater unsere Leistungen an, aber trotzdem – wirklich eingesehen hatte er es doch nicht, warum ich schon wieder ein neues Kleid brauchte.
Aber wir wechselten das Thema, ein Kollege hatte der Mutter einen schönen Gruß bestellt, der Vater würde die elektrische Anlage eines Sägewerks zu überwachen haben, es hatte sich dieses und jenes in der Firma ereignet . . . Ich saß sicher und geborgen hinten im Auto, bald würden wir zu Hause sein, ich würde den Abendbrottisch decken, die Geschwister waren schon zu Hause, sie setzten sich an den runden Tisch und jeder erzählte, was er am Tage erlebt hatte. Lob und Tadel wurden gerecht

verteilt. So war der Tag eine Einheit, der Tisch, die Familie, das Haus. Ich war geborgen, mir konnte nichttts geschehen.
Mir konnte nichts geschehen . . . solange mich meine Mutter schützte, der Vater die Mutter schützte und die Firma den Vater schützte. Aber es gab Tage, da brüllte und fluchte mein Vater, da weinte meine Mutter und rannten meine Schwestern aus dem Haus. Ich glaube, es kam selten vor, aber ich vergaß es nicht. Ich fragte, warum, aber niemand wollte mir antworten. Auch die Antworten auf die Frage, warum meine Schwester weinte, und warum der nette Mann, der ihr immer Bonbons brachte, nicht mehr kam, konnte mir niemand zufriedenstellend beantworten.
Ich schwang mich aufs Fahrrad und fuhr durch die Dörfer. Was waren die Geheimnisse der Erwachsenen? Ich beobachtete die Menschen, fing an, Tagebuch zu schreiben. Bei den Geburtstagskaffees meiner älteren Geschwister saß ich wortlos dabei, ganz Auge und Ohr, immer auf der Suche nach Versatzstücken für meine Theorien über das Leben.
Ich hatte wenig Zeit zum Spielen in Anbetracht all dessen, was ich erforschen mußte. Es gab so gut wie niemanden, der mir dabei half. Die anderen Kinder begriffen gewöhnlich gar nicht, worum es ging, und die Erwachsenen fingen an herumzudrucksen, sobald es interessant wurde.
Die einzige, von der ich etwas erfahren konnte, war meine Mutter. Sie setzte sich stundenlang in den Sessel, rauchte viele Zigaretten und erzählte. Ihre Geschichte reichte bis zum Beginn des Jahrhunderts zurück, bis in die große, ferne Stadt Berlin, bis in Gebiete, die niemand mehr erreichen konnte. – Die Russen waren da »einmarschiert«, wo meine Mutter ihre Kindheit verbracht hatte. Der Krieg – das war das größte und schrecklichste Geheimnis meiner Kindheit. Die Männer nahmen sich Gewehre, warfen Bomben aus Flugzeugen, zündeten Häuser an und mißhandelten Frauen und Kinder. Warum? Ich holte mir stoßweise Bücher aus der Volksbücherei, Jugendbücher über den Krieg. Von tapferen Mädchen und Jungen, die ihre kleinen Geschwister durch halb Europa schleppten, von ausgebombten Städten . . .
Aber keines dieser Bücher sagte etwas über die Gründe der Kriege. Es ging immer nur darum, wie man in ihnen am besten überlebt. Aber ich würde nicht überleben, ich wußte es. Es gab keinen Grund, warum die Bombe nicht auf mein Haus fallen sollte. Wie sollte ich mich sicher fühlen, wenn jeden Tag das Chaos losbrechen konnte? Je älter ich wurde, desto klarer wurde mir die Unsicherheit. Und ich begriff nicht die Arglosigkeit meiner Mitmenschen.
Eine große Enttäuschung war auch die Schule. Dort lernte ich die Undurchschaubarkeit der Welt in allen Details kennen, Geheimnisse, von deren Existenz ich nicht einmal wußte, wurden mir vorgeführt. Und niemals eine Antwort auf meine Fragen!

Ich war kein besonders freundliches Kind, und zum Glück war niemand besonders daran interessiert, mir das Bitte- und Dankesagen beizubringen. Meine Besonderheiten wurden toleriert, teilweise sogar gelobt, z. B., als ich anfing, ein Heft mit Aufsätzen zu füllen, die nicht für die Schule bestimmt waren. Mein Papierverbrauch wuchs sprunghaft an: ich schrieb Geschichten auf, ich zeichnete Gesichter, Menschen, allein und in Gruppen, formte sie aus Ton und Stein, brachte Stunden zu auf der Suche nach einer Form, einem Ausdruck.

Meine Mutter ließ mich machen, sie schickte mich nicht zum Einkaufen, wenn ich beschäftigt war, verlangte nicht, daß ich mich mit »vernünftigen Dingen« beschäftigen sollte. Sie sah sich meine »Werke« aufmerksam an, sagte etwas dazu oder auch nicht, war stolz auf mich. Ich half ihr bei der Hausarbeit, wenn ich Lust hatte, und das war gar nicht so selten.

Meine älteste Schwester und wohl auch mein Vater waren mit der Art und Weise, wie ich aufwuchs, nicht so sehr einverstanden, ich hörte manchmal, meine Geschwister seien viel strenger erzogen worden. Es wurde damit erklärt, daß meine Eltern beide schon über 40 waren, als ich geboren wurde, und daß sie, je nach Interpretation, aus früheren Fehlern gelernt hätten oder schon resigniert und ein bißchen schwach geworden seien. Ich hörte zu, verstand nicht. Meine Mutter liebte mich und ich sie. Was weiter? Was war schlecht an mir? Warum durften Kinder nicht so erzogen werden wie ich? Ich hörte alles, auch was ich nicht hören sollte, eine Spionin in der Welt der Erwachsenen, deren Spielregeln ich nicht begriff, aber fieberhaft zu ergründen suchte. Ich wollte erwachsen werden, fragte meinen Vater jeden Sonntag, ob ich schon bald »groß« sein würde, aber wollte ich deshalb auch ihr Spiel spielen? Ja und Nein. Ich würde alle Spiele gleichzeitig spielen, eine Hausfrau sein wie meine Mutter, meinen Kindern Geschichten erzählen und mit dem Vater ins Theater und auf Bälle gehen, und ich würde eine Künstlerin sein, deren Werke das Leben der Menschen verändern, und ich würde in die Welt reisen . . .

Es gab niemand, der mir ernsthaft einen Dämpfer versetzt hätte. Meine Bäume wuchsen ungehindert in den Himmel. Und dann kam die Zeit, wo ich wie eine Besessene in Liebesfilme rannte und das »Happy-end« entdeckte. Es war Opium. Meine Geschwister verliebten sich, ließen mich allein, hatten Liebeskummer und konnten mit meinem Trost nichts anfangen, und ich ging ins Kino, erlebte immer wieder das große Ereignis, den Durchbruch des Glücks, das Ende aller Sorgen. Der Gedanke an einen »Zungenkuß« oder Hände an meinem gerade entstehenden Busen jagte mir Schreckens- und Angstschauer ein, aber ich erlebte dreimal in der Woche ein Happy-end, ein internationales, alters- und klassenloses Glück. Ich vereinte mich für immer mit Italienern, Amerikanern, Deutschen, vierzigjährigen Superhelden und zwanzigjährigen Millionärssöhnen, Schuhput-

zern, Angestellten, Gastarbeitern und kehrte dann zurück zu meinen Büchern, Lateinvokabeln, zu den Erzählungen meiner Geschwister, die abends fortgingen an Orte, wo die Happy-ends gleich massenweise entstanden, aber sie nahmen mich nicht mit. Warum weinten sie am anderen Tag? Meine Mutter sprach mit ihnen und ich störte.
Neue Geheimnisse. Wer würde mich lieben? Wo war der erste Mann? Ich wollte endlich zu den Erwachsenen gehören.
Die Männer waren in zwei Gruppen einzuteilen: es gab Männer, die ich kannte, die »für mich in Frage kamen«, Schüler und Studenten, die wußten, »was sich bei einer Dame schickt«, die aber, wenn sie nicht besoffen waren und es vergaßen, ziemlich langweilig waren, und Arbeiter, die mir auf der Straße nachpfiffen und geheimnisvoll abscheuliche Dinge sagten oder durch Gesten andeuteten. Mich verunsicherten Bauarbeiter, die nicht pfiffen und gröhlten, mehr als die, die es taten. Das war so eine Art kostenloser Bestätigung meiner noch unsicheren weiblichen Erwachsenen-Identität.
Ich wußte, daß es auf Seiten der Männer eine »doppelte Moral« gibt, und akzeptierte sie sogar, weil ich glaubte, sie würde mich schützen. Ich gehörte ja zu denjenigen Mädchen, die »man« heiratete, und nicht zu denen, mit denen »man« einfach ins Bett ging und die hier und überall die Dreckarbeit zu machen hatten.
So kam es, daß Gewalt und Macht weiterhin unfaßbare Größen für mich blieben, ja daß sie in dem Maße, wie ich selbst erwachsener wurde, selbst einen Freund hatte, abends wegbleiben konnte, an Abstraktheit zunahmen. Die Unfreiheit und Ausgeliefertheit der Kindheit, das waren Erfahrungen, die ich zurückdrängte, die meinem Kino-happy-end im Wege standen, die meinen Kurswert als Frau heruntersetzten. Für mich kam es jetzt darauf an, hübsch, freundlich und mäßig interessant zu sein.
Mein Wissen, meine Fragen und meine Unruhe wirkten sich allerdings in der Wahl meiner »großen Liebe« aus.
Alles, was ich einmal tun wollte, was sich nebelhaft abgezeichnet hatte, legte ich in ihn. Er grübelte, zweifelte, litt an der Gesellschaft, er las Bücher über ihre »Widersprüche«, er stritt sich mit jedem, der ihm über den Weg lief, er besetzte das Rektorat der Uni. Ich hing an seinen Lippen, machte ein fröhliches Gesicht. Er sollte kämpfen, ich würde ihm die Kraft dazu geben. »Bleib so, wie du bist«, schrieb er mir, »fröhlich, hübsch und unbeschwert.«
Ich legte mich ins Zeug. Strahlte, lachte, nähte mir Kleider. Wen interessierte das nachdenkliche, ängstliche kleine Mädchen, das ich einmal gewesen war? Ich strengte mich an, es zu vergessen, auszulöschen.
Es genügte für mich, einen nicht angepaßten Mann zu lieben, um selbst den Verlockungen zu entgehen, die die Gesellschaft für Kleinbürgertöchter mit Aussteuer incl. Tafelservice bereithält. Ich rieb mich vier Jahre an dieser

Geschichte auf, las mit Gänsehaut die Sprüche über seinem Bett: »Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment« und Che Guevaras »Wo immer der Tod uns überraschen mag, laß ihn willkommen sein . . .«
Auf der anderen Seite sah mein Freund nicht ein, warum Mädchen Abitur und Führerschein haben sollten.
Ich bezog mich nur auf einen Teil von ihm, den »revolutionären« Teil, und ignorierte den Rest, so sehr ich es zu dieser Zeit für mich selbst noch ablehnte, die Moral- und Eigentumsvorstellungen der alten Welt in Frage zu stellen. In unserer Beziehung bin ich deshalb auch beständig über die eigenen Füße gestolpert, liebte ihn, wenn er sich mir entzog, und entzog mich, wenn er auf mich zukam.
Das Ende der Geschichte war undramatisch. Es fiel, wohl nicht nur aus äußerlichen Gründen, mit meinem Schulabschluß und dem Verlassen des Elternhauses zusammen.
So sehr ein Teil von mir wie bisher nach der Happy-end-Beziehung suchte, die allen Wünschen und allen Fragen ein Ende setzen sollte, so sehr stürzte sich der andere Teil in die neue Welt, wollte Erfolge und Erfahrungen für mich selbst, wollte meinen eigenen Zugang zu den Anspielungen und dem Wissen meines ersten Freundes.

4.
Ich ergriff das Instrument des Marxismus wie einen Rettungsanker, wie einen Kompaß in der Wüste. Es mußte einen Sinn in allem geben, und ich würde ihn finden. Dieses Interpretationsmuster gab mir zum ersten Mal so etwas wie eine autonome Position gegenüber allen, die mir bisher gesagt hatten, wo's lang geht. Sie konnten reden, was sie wollten, mir ging es um etwas anderes.
Mit meinem neuen Patentrezept ging ich an die Erscheinungen der wirklichen Welt heran wie ein Lateinprofessor an eine Italienreise. Meinen eigenen Standort in der Gesellschaft konnte ich weniger denn je definieren. Die neue Welt war zunächst mehr ein Gedankengebäude als alles andere.
Die erste Zeit führte ich trotzdem heftige Debatten in der alten Welt. Mit meiner ältesten Schwester und ihrem Mann stritt ich mich über Erziehung. Irgendwann fiel es mir wie Schuppen von den Augen: sie hatten recht, wenn sie sagten, ihre Tochter muß gehorchen lernen, und, sie muß lernen, sich durchzusetzen. Der Kern unseres Streits lag außerhalb des Bereichs der Erziehung: was ich angriff, waren die Erfolgs- und Glücksversprechen eines kleinbürgerlich-engen, vorgezeichneten Lebens.
Meine Kritik blieb theoretisch und wurde nicht anders als theoretisch aufgefaßt: ich war Bewohnerin der Spielwiese Universität und meine Kampfthesen hatten keinerlei Realität im Rücken.

Ob solch eine Diskussion mit einem formalen Sieg oder einer Niederlage endete, ich ging immer niedergeschlagen daraus hervor, besonders, als ich anfing, meinem Vater gegenüber das letzte Wort zu behalten. Ich ahnte, daß er nicht aus Überzeugung, sondern aus Müdigkeit, nach einem Leben voller Arbeit, aufhörte zu widersprechen. Meine Mutter hat gesagt, ich soll nicht über das Rotbuch »Meine Siemenswelt« mit ihm sprechen, es würde ihn verletzen. »Er hat doch sein ganzes Leben für Siemens gearbeitet.« Er wurde alt an dem Tag, an dem er die Firma für immer verließ.

Der Vater redete früher oft am Abendbrottisch mit meiner Mutter über seine Arbeit. Da gab es niemals einen Zweifel an deren Nützlichkeit, und das Geld für die Familie war »sauer verdient«. Der unsichtbare Vater, der müde nach Hause kommt, der sich abschuftet »für uns«, und der als Preis dafür Gehorsam und Liebe fordert.

Gerade diese Erfahrung, den Verschleiß der Arbeits- und Lebenskraft meiner Eltern, mußte ich später mehr als alles andere abwehren. Mir graute vor Aufopferung. Halbherzig griff ich zu dem Argument: »mich hat niemand gefragt«.

Was waren die Geheimnisse der Eltern? Warum konnte nicht offen darüber geredet werden, wenn wir Kinder etwas zum Anziehen brauchten oder eine Haushaltsmaschine angeschafft werden sollte? Warum wartete die Mutter auf einen »günstigen Moment«, wann war der »günstige Moment«? Welche Tricks mußte meine Mutter anwenden, um zu bekommen, was sie wollte? Welche Macht steckte dahinter, wenn mein Vater plötzlich brüllte: »aber ich bin der Herr im Haus!«, wenn er mir etwas wegnahm, meine Mutter saß daneben, und ich wußte genau, daß sie es nicht richtig fand, aber sie schwieg trotzdem. Wo war die Macht meiner Mutter? In ihren Wutausbrüchen?

War es nicht sie, die jeden Tag von früh bis spät vor meinen Augen arbeitete? Führte nicht auch der Vater den Wohlstand der Familie auf ihre Sparsamkeit zurück?

Die sieben Siegel meiner Kindheit, verschlüsselte Erfahrung von Arbeit, Liebe, Macht . . .

Sollte ich die alte Welt ganz und gar verlassen? Alle meine Freunde haben sich »losgesagt« von der Familie, es bringt nur neue Verletzungen. Hilfloser Versuch der Eltern, mich festzuhalten: »Drei Semester weg von Zuhause zahlen wir dir, mehr nicht«. Ich habe mir eine Arbeit gesucht, Sachzwänge vorgeschoben . . . Aber ich fuhr regelmäßig nach Hause, tankte Liebe und Güte auf, vermied Streitigkeiten, weinte mich aus. Benutzte die Eltern wie ein »Macker« seine Frau. Und litt genauso unter ihren Ansprüchen.

Mit wem ich auch sprach, überall leidende, nicht mehr gebrauchte Mütter, hilflose, sprachlose Elternpaare, überall Schuldgefühle und trotzige Abwehr gegen die Borniertheit des Kleinbürgertums.

Rückgängig zu machen war nichts, ich konnte es nicht ertragen, wenn

meine Mutter nachts wach blieb, bis ich nach Hause kam, wenn sie darunter litt, daß ich den ganzen Tag in meinem Zimmer arbeitete, ohne mit ihr zu sprechen, und die obligatorischen Mahlzeiten als gewaltsamen Eingriff in meinen Tagesablauf begriff.
»Wir gehören zum alten Eisen«, sagte sie irgendwann traurig. »Du erzählst uns nichts mehr.« Ich hatte ihr einmal grausam erklärt, daß sie keine gesellschaftliche Rolle mehr spiele, auch der Vater nicht, jetzt wo er pensioniert sei.
Mit solchen kopflastigen Argumenten, mit denen wir vor allem unsere eigene Abhängigkeit bekämpften, riß ich mir zunehmend selbst den Boden unter den Füßen weg.
So blieb ich jahrelang orientierungslos der Auseinandersetzung mit meiner Idealmutter ausgeliefert, bei der mein Wissen, in einer Tauschgesellschaft zu leben, nichts nützte. »Ich habe doch alles, was ich brauche. Ich habe doch euch, etwas besseres gibt es nicht.« Und wenn sie krank wird, weil die Kinder alle aus dem Haus gehen, und sie bemerkt, daß der Vater ihr fremd geworden ist, in der jahrzehntelangen Büroarbeit, dann hält sie immer noch daran fest, daß ihr Leben das beste ist, für eine Frau.
Ich fühle mich unterlegen, kleinlich, aufrechnerisch. Bin ich es selbst, die dem Kapitalismus ganz und gar »verfallen« ist?
Ich quäle mich im kalten Berlin mit marxistischer Theorie herum. Ich studiere die einfache Warenproduktion, die Gesetze des Austauschs vergegenständlichter Arbeit. Die einfachsten Handlungen, ein Gang durch das Kaufhaus, ein Ferienjob, verändern ihren Sinn. Vor allem die Fragestellungen meines Lebens verändern sich. Sie gehen tiefer, fragen nach den Gründen, glauben an die Existenz von eindeutigen Gründen für jeden Sachverhalt. Aus diesen Gründen müssen Verhaltensregeln für jede Lebenslage abzuleiten sein.
»Wie hat sich der klassenbewußte Lehrer zu verhalten?« »Wie funktioniert das Kapital?« »Wie denke ich politisch?«
Aber: »Wie funktioniert die Eifersucht?« Die Kardinalfrage der alten Welt, war sie »politisch« zu lösen?
Kleine Schritte in einem neuen Chaos, eigene, verbotene Fragestellungen an »objektive Sachverhalte«.
Die Eifersucht meiner Mutter: »Was wollen alle diese Leute von dir?« Daß ich es selbst bin, die unentwegt auf der Suche ist, das will sie nicht wahrhaben, fällt ihr schwer zu glauben: sie selbst hat doch ihr ganzes Leben für andere, für die Familie gelebt.
Aber es stimmt auch, daß »diese Leute« etwas von mir wollen, daß es Differenzen gibt zu dem, was ich will, daß ich zerrieben werde zwischen den Fronten. »Du arbeitest zu wenig, du verstehst nichts von Marxismus, du denkst immer bloß an dich.«

Der Egoismusvorwurf. Der Zwang, die kleinste Handlung an abstrakten Maßstäben politischer Notwendigkeit zu messen. Gleichzeitig der Verdacht, daß »Altruismus« sich nach kurzer Zeit erschöpft und als ständige Selbstverleugnung politische Unzuverlässigkeit mit sich bringt. Diese Unzuverlässigkeit »aufgrund der Klassenlage«, die Marx dem Kleinbürgertum für die Zeit vor 1848 sehr polemisch attestiert, warfen wir untereinander uns ständig vor.
Am unangreifbarsten erschienen mir damals noch diejenigen Genossen, die unermüdlich »arbeiteten«. Bei etwaigen Diskussionen über diese Problematik – die sie ohnehin meist als unfruchtbar ablehnten – führten sie je nach Naturell persönlichen Wissensdurst, geschichtliche Notwendigkeit oder Sentimentalitäten ins Feld.
Die Ratlosigkeit der kleinbürgerlichen Linken dauert an.

5.
Für mich persönlich hat sich der Legitimierungsdruck insofern gewandelt, als sich durch meine Mitarbeit in der Frauenbewegung die Bedeutung der Begriffe Ausbeutung, Herrschaft, Gewalt wesentlich geändert haben.
Die Tatsache jedoch, daß es mir materiell und wahrscheinlich auch psychisch besser geht als den meisten Frauen und Männern, bleibt bestehen und belastet mich je nach Situation in unterschiedlicher Intensität.
Ich versuche dabei, mich soweit wie möglich von moralischem Rechtfertigungszwang freizumachen, weil mir in meinem Kopf klar ist, daß der niemandem weiterhilft. Aber es zeigt sich, daß ich mit meinen Problemen wie auch mit den Strategien, sie zu bewältigen, immer stärker allein bin, je mehr ich mich zu meinen Möglichkeiten bekenne.
Inzwischen lebe ich seit zwei Monaten in Griechenland. Ich habe mich, anschließend an das Examen, dazu entschlossen, ein Buch zu schreiben, in dem ich die Erfahrungen vermitteln will, die ich in den letzten Jahren gemacht habe. Daß ich hierher gekommen bin, hat viele Gründe. Aber am wesentlichsten erscheint mir jetzt der Wunsch, stark zu werden, die Ängste und Abhängigkeiten, die die neue Welt kaum berührt hat, zu besiegen.
Was ich suche, nenne ich Autonomie.
In der neuen und in der alten Welt bin ich zu oft mit Menschen zusammengewesen, weil ich mußte, weil ich allein nicht hätte existieren können. Dabei mischen sich die Erfahrungen von materieller und psychischer Abhängigkeit. Das Bewußtsein der Hilflosigkeit und Abhängigkeit ist so alt wie ich selbst. Meine Arbeit in der Schule, im Haushalt, an der Universität, sie hatten laut gesellschaftlich vorgegebener Definition niemals etwas zu tun mit meinem Lebensunterhalt. In einer Welt, wo »keinem etwas geschenkt wird«, bin ich fast 25 Jahre »aus Liebe« durchgefüttert worden. Einen Gegenwert konnte ich niemals aufbringen.

Das Resultat dieser ökonomischen Beziehung ist das Gefühl des eigenen Unwerts. In meiner Geschichte hat es dabei immer eine starke Gegenkraft gegeben, die Bestätigung, Ermutigung durch meine Mutter, schulische Erfolge, die relativ großen materiellen Möglichkeiten meiner Eltern. Nur dadurch ist in meinem Kopf und in meinen Gefühlen der Spielraum entstanden, in dem ich fragen, arbeiten, neue Möglichkeiten suchen konnte und kann.

In einer waffenstarrenden Welt, die durch einen Knopfdruck in die Luft gejagt werden kann, läßt die Idee der Weltrevolution mein Herz nicht mehr höher schlagen.

So deprimierend es klingen mag, ich plädiere wieder einmal für Aufklärungsarbeit, für das Proben und Propagieren von alternativen Lebensformen, die möglichst stark durch den Augenschein überzeugen.

Bei dem täglichen Streß, dem Arbeiter und Angestellte unterliegen, bleiben für solche Experimente hauptsächlich solche freischwebenden Individuen wie Studenten, Universitätsangestellte, freaks, Künstler, Freiberufler. Die soziale Herkunft dieser Leute mag unterschiedlich sein, die »selbständige« Existenzweise ist kleinbürgerlich. Die Frage ist, stehen sie zu ihren – stehe ich zu meinen Erfahrungen, oder verberge ich sie, schäme ich mich meiner »Privilegien«? Rede ich weiter abstrakt über Befreiung und meinetwegen auch »Triebunterdrückung«, oder sage ich, in den letzten Jahren, in der Wohngemeinschaft, habe ich die und die Erfahrung gemacht? In meiner Familie, mit meinen »angepaßten« Geschwistern, kann ich beispielsweise viel besser reden und auch einmal hart diskutieren, seitdem ich Erfahrungen statt Theorie zu bieten habe. Auf dieser Basis sind sie auch eher bereit, eigene Unsicherheiten, Unzufriedenheiten, Wünsche zuzugeben. Natürlich sind sie nicht bereit, ihren Job oder ihre Familie hinzuschmeißen, aber sie sind aufnahmebereit für Teileinsichten; aus meinen Erfahrungen berücksichtigen sie, was für sie brauchbar ist.

Je mehr ich zu meinen Erfahrungen stehe, desto mehr gelingt es mir, auch emotional Zugang zu Leuten aus anderen sozialen Umfeldern zu finden. Ich merke, wie sehr mir mein soziales »schlechtes Gewissen«, mein Bewußtsein, anders zu sein, im Weg gestanden hat, und der Begriff Kleinbürger ist ein Knotenpunkt solcher Gefühle.

Soweit ich sehe, führt kein Weg daran vorbei, Strategien und Modelle zur persönlichen Stärkung der Einzelnen zu entwickeln. Solange wir uns hinter einer gemeinsamen Pseudostärke verstecken, sind wir jederzeit auseinanderzutreiben.

Alte Parolen wie »allein machen sie dich ein« und »einen Finger kann man brechen, fünf Finger geben eine Faust« scheinen ihre Überzeugungskraft verloren zu haben. Wir haben in den letzten Jahren erfahren, daß sie dich eben nicht nur allein einmachen. Angst, Orientierungslosigkeit, Resigna-

tion haben sich breitgemacht und den Nachwuchs zumindest der »kleinbürgerlichen Studentenbewegung« stark reduziert.
Es bedarf mehr als einer geballten Faust, um die Gesellschaft zu verändern, um das Überleben zu sichern. Zumindest von vielen von uns, die wir – noch – weniger um die materielle Seite unserer Existenz zu kämpfen haben, ist Witz und Phantasie, aber auch Härte und Selbstbewußtsein gefordert, um die Bedingungen dieser Arbeit aufrecht und erträglich zu halten.
Härte und Selbstbewußtsein kann ich selber, glaube ich, nur so erreichen, daß ich mich meiner Angst stelle, daß ich Erfahrungen mit Alleine-Leben mache, daß ich nach drei Nächten Angst in der vierten Nacht gut schlafe. Weder in der alten noch in der neuen Welt habe ich diese Erfahrung bisher gemacht.
In der alten Welt hoben mich mein Vater oder mein Bruder auf die Schultern, wenn ich vor einem Dackel Angst hatte. In der neuen Welt haben wir uns in stundenlangen Gesprächen über die Angst eingelullt, uns klargemacht, daß die anderen auch Angst haben, und sind so oft eher schwächer als stärker geworden. Wer stark war, war ein Fremdkörper im Kollektiv.
Hier, in diesem fremden Neu-Aufguß meiner alten Welt, in dem die Familie wieder das Maß aller Dinge ist, höre ich oft Schauergeschichten über Skorpione und böse Menschen. »Angst macht abhängig«, denke ich, »aber mit mir irrt ihr euch. Aus Angst nehme ich keinen von euch in mein Haus. Ich lasse mich auch nicht von meiner Arbeit abhalten, denn sie ist der einzige Garant meiner Unabhängigkeit.«
Ich habe hier gelernt, daß ich mich in einer wirklichen Gefahrensituation auf mich verlassen kann. Ich bin viele Stunden lang eine unbekannte, völlig einsame Küste entlanggewandert und -geklettert, an der ich tatsächlich gefährlichen Schlangen und Skorpionen begegnet bin. Und ich habe dabei auch gelernt, daß es dumm ist, sich nutzlosen Gefahren auszusetzen. Aber da, wo es notwendig ist, der Angst entgegenzustehen, werde ich es tun und als Übung begreifen. Denn solange es mir nicht gelingt, irrationale Angst und Schwäche zurückzudrängen, bin ich immer gezwungen, Kompromisse einzugehen, Menschen zu mißbrauchen, mich selbst mißbrauchen zu lassen und den entsprechenden Haß zu entwickeln.

Herbstprogramm '76

Eva Maria Stark

Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft

Eine brisante Auseinandersetzung über die kulturellen Bedingungen der Mutterschaft - Kritik an den Geburtspraktiken in unseren Krankenhäusern.
240 S. DM 12.50

Anne Kent Rush / Anica Vesel Mander

Frauentherapie •

Frauenbewegung als heilendes Moment - Auseinandersetzung mit Freud, Jung, Reich, Pearls - therapeutische Techniken im Zusammenhang von Geschlechtsrolle, Körper, Bewegung und Haltung.
150 S. DM 10.--

Barbara Ehrenreich / Deidre English

Zur Krankheit gezwungen

Eine Untersuchung der Krankheitsideologie als Instrument zur Unterdrückung der Frau im 19. u. 20. Jhdt. Dieser Text ist die konsequente Fortsetzung des Buches „Hexen, Hebammen und Krankenschwestern" der beiden Autorinnen.
108 S. DM 7.50

Agnes Smedley

Tochter der Erde

Autobiografischer Roman - wiederaufgelegt! Es ist das mitreißende Zeugnis eines kämpferischen Frauenlebens um die Jahrhundertwende in den USA.
438 S. DM 14.--

–Frauenjahrbuch '76——

- No. 2 erscheint in unserem Verlag -
Ein Kaleidoskop der neuen Frauenbewegung. 240 S. DM 10.--

Journalreihe neu

je Heft 64 S. DM 4.50

JOURNAL No. 4
CHINA u.a. - Bericht einer französischen Studentin aus China - Bericht aus dem Frauengefängnis Aichach von Margit Czenki - Politische Veränderung: zwei Begriffe der Macht von Nancy Hartsock u.v.a.

JOURNAL No. 5
FRAUENKULTUR: Ein Kaleidoskop von Möglichem, Widersprüchlichem, Richtungsweisendem, Kritischem, Splitter, aus denen sich das Leben von Frauen zusammensetzt. - Bericht vom Treffen schreibender Frauen - Texte von Kathrin Mosler, Ute Asmusen, Barbara Hasecke, Christa Reinig, Monika Sperr, Verena Stefan, Luisa Thomele, Gisela v. Wysocki. - Interviews: Irmtraud Morgnes/Ursula Krechel - Karin Struck/Regina Heidecke u.v.a.

EXTRAJOURNAL
Gewalt gegen Frauen:
Referate, die anläßl. der Veranstaltung ‚Gewalt gegen Frauen' des Frauenzentrums München in der Olympia-Mensa am 25.6.76 gehalten wurden. 40 S. DM 4.00

Bibliografie Bd.1- 76

von unveröffentlichten Arbeiten zu frauenspezifischen Themen: Diplom-, Magister-, Seminar- und Zulassungsarbeiten, Dissertationen und Referate.
108 S. DM 5.--

Neu im Fremdvertrieb:

Berliner Frauenzeitung **COURAGE**

Aktuelle Information aus der Sicht der Frau. Themenbereiche: Arbeit, Weiterbildung, Kultur, Justiz, Gesellschaft und Politik, alte Frauen, Geschichte der Frauen, Sexualität, Frauen in anderen Ländern, Frauenbewegung, Medizin.
erscheint monatlich DM 3.--

Frauenoffensive Josephsburgstr. 16 8 München 80 Tel.)089) 439360

Neu im Herbst'76

Daniel Bell
Die Zukunft der westlichen Welt
Kultur und Technologie im Widerstreit.
Aus dem Amerikanischen von Inge Presser. Ca. 304 Seiten, Brosch. DM22,–
Brillant geschriebene und begründete Analyse der bedrohlichen Widersprüche zwischen technologischer Rationalität und kultureller Emotionalität in den westlichen Gesellschaften. Ein weiterer gesellschafts- und kulturkritischer Beitrag des bekannten Harvard Professors und zur Zeit am meisten diskutierten Kritikers liberaler Prägung.

Thomas Kiernan
Psychotherapie
Kritischer Führer durch Theorien und Praktiken.
Aus dem Amerikanischen von Margaret Carroux.
Ca. 352 Seiten, Engl. Broschur DM 26,–
Kritische Übersicht über alle bekannten Formen psychotherapeutischer Behandlung, angefangen von Freud bis zu Encounter Groups, verbunden mit Beurteilungen der einzelnen Theorien und Praktiken sowie zahlreichen praktischen Hinweisen für den Laien und Informations- und Behandlungsmöglichkeiten.

Peter Fuller
Die Champions
Psychoanalyse des Spitzensportlers
Aus dem Englischen von Joachim A. Frank.
Ca. 408 Seiten, Brosch. DM 28,–
Origineller und spannend geschriebener Beitrag zur psychoanalytischen Erforschung der Motivationen des Leistungssports anhand so berühmter Beispiele wie Muhammad Ali, Jacky Stewart und Bobby Fischer.

Henrich v. Nussbaum (Hrsg.)
Die verordnete Krankheit
Ca. 288 Seiten, Brosch. DM 19,80
Auslieferung: Oktober
Krankt unsere Gesellschaft an ihrer Medizin? Ist Krankheit das unvermeidliche Schicksal eines perfekt verarzteten Staatsbürgers? Erleben wir die Diktatur des Arzneiwesens? Antworten auf diese Fragen u. a. von Hermann Bosse, Karl Buchleitner, Paul Lüth, Bodo Manstein, Ulrich Sonnemann, Thure von Uexküll.

S. Fischer

Oskar Sahlberg
Kleinbürger, Jahrgang 1933, von innen

Anita taucht auf, meine große Liebe. Ihre blonden Haare, sie ist die Schönste. Irre Liebeswünsche. Sie liegt nackt da, sie hat einen Penis, erigiert steht er hoch. Sie zeigt mit dem Finger darauf und lacht. Ich soll ihn in den Mund nehmen. Ich schrecke zurück, aber will es auch. Ich gehe hin, sauge daran. Ich habe den Gedanken, es bis zum Orgasmus zu tun. Anita steht auf, ich soll vor ihr niederknien und an ihrem Penis saugen. Dann hat sie ein Baby im Arm, hat sie einen Penis an der Brust? Steckt sie ihn dem Baby in den Mund? Das Baby bin ich. Dann passiert etwas Wichtiges: Ich gestehe mir ein, daß ich wirklich den Wunsch habe, an ihrem Penis zu saugen. Ja, das will ich, irgendwie ist die ganze herrliche Anita in diesem Wunsch. Dann geht der Penis ab, ein Clown mit Narrenkappe und Glöckchen kommt, nimmt Anita wie eine Puppe unter den Arm und trägt sie weg. Ich habe im Körper ein sonderbares Gefühl, wie nach sehr langem Schlaf, ein Räkeln und Strecken, das ungeheuer lustvoll ist. Ich spüre plötzlich, daß ich Arme und Beine, Hände und Finger habe, ich kann sie bewegen, sie fühlen sich. Ich finde einen ganz neuen Menschen in mir. Riesige Lustgefühle. Ich spüre, ich kann fliegen, meine Arme sind so kräftig, so mächtig, sie entfalten sich, ich gleite in die Höhe, tiefdunkelblauer Himmel, über dem blauen Meer, es ist fabelhaft, ich schwebe in die Höhe. Dann schaue ich zurück, auf die Ludwigstraße, beim Siegestor, viele nackte Frauen sind dort, ein Kinderwagen mit einem Baby, das sich in einen Affen verwandelt. Dann sehe ich plötzlich einen gewaltigen Gorilla vom Odeonsplatz her kommen. Ich erschrecke: Jetzt wird es gefährlich. Eine Horde schwarzer Tiere zieht heran, Affen, Bären, Bisons, Wisente, vorn der große Gorilla. Mir wird mulmig. Der Gorilla kommt zum Siegestor, das ihm bis zur Brust reicht, er boxt es brockenweise weg, geht durch und an mir vorbei. Wird er mich packen? Aber er setzt sich hin, wird ein Schimpanse, der Steckerleis lutscht. Daneben ein Nilpferd, etwa fünfzig Meter lang, mit vielen Beinen, es kotzt eine rotbraune Masse aus, fällt auf den Rücken, ist tot. Ringsherum die Trümmer vom Siegestor, ein wüstes Schlachtfeld. Dann wieder die große Euphorie, ich fühle meinen Körper, ich bin nicht häßlich, nicht minderwertig. Nein, ich lasse mir meine Hände nicht abhacken, ich will sie behalten. Es gibt mich, ich bin kein nichtendes Nichts, die Hände sind gut zum

Gebrauchen, zum Anfassen. Ich nehme mich selbst in Besitz, unter Schauern von Freude und Tränen, ich lache und weine, wälze mich umher, strecke mich. Befreiung. Das nicht mehr Erwartete ist eingetreten, ich bin aus dem Gefängnis heraus. (Aus der 9. Sitzung)

Eine meterlange Schere, Bauarbeiter nehmen sie, wollen mir den Fuß abschneiden. Angst. Ich schreie wie wahnsinnig. Plötzlich sehe ich ein Buch: Struwwelpeter. Mutter liest vor. Alles wird abgeschnitten, vorne, hinten. Ich stöhne: »Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr, ich will sterben.« Ich merke: Das ist das Gefühl in den Depressionen. Warum macht Mutter das? Was hatte ich getan? Ich höre eine Kinderstimme: »Ich habe mit dem Wiwi gespielt.« Ich entdecke: Irgendwo, in einer früheren Welt, da hatte es Lust gegeben. Dann höre ich eine andere Stimme: »Wir sind die kleenen Leete von Gellitz, ganz kleene, wir kriechen irgendwo unter.« Ein alter Mann sagt das, ganz dünn, er wird immer dünner, besteht nur noch aus Knochen und Drahtstückchen, er zerfällt, in einem Keller. Dann sehe ich das Meer, eine Steilküste in der Ferne, ein Hut, hellgrün, rötlich, gold, ein Jägerhut? Plötzlich ist alles voller Hakenkreuze, auch Kreuze wie auf Panzern. Angst, Entsetzen packt mich. Ich höre eine Stimme schreien, schnell, drohend: »Nazi, Nazi, Nazi.« Es ist, als würden Jagdhunde hetzen, rasende Angst, die Hunde kommen, sind da. Und da bin ich plötzlich selbst der Nazi, ein wilder Ausbruch von Wut und Haß. Ich weiß: »Ja, ich bin der Nazi, ich will es sein.« Dann bin ich Hitler, rede voller Haß an mein Volk: »Ich will morden, ich werde alles umbringen, alles.« Ich habe die riesige Pranke, die Adlerklaue. Ich bin Göring. Bombergeschwader ziehen übers Meer. Dann klappe ich zusammen, versacke in einem Meer von Scheiße, von Ruinen, abgeschlagenen Vogelkrallen, Trümmern, Elend. (Aus der 17. Sitzung)

Der Analytiker verwandelt sich, wird ein Dämon, ein Manitu, mit Widderkopf und riesiger roter Nase, er hat Blut im Gesicht. Ich habe irre Angst, knie nieder, bete ihn an, er besteht nur aus Muskeln. Dann geht es in die Tiefe, Chaos. Hakenkreuze, Flugzeuge, ich werde verfolgt. Ich rede: »Ich bin eine Ratte, ja Ratte, aber ich hasse, hasse und wir sind viele, Millionen. Ich bin ein Jude, schmutzig. Du Riesenarier kannst uns zertreten, aber wir sind viele, die Genossen werden dich zerreißen, vernichten.« Bin ich Jude? Ist Vater Jude? Hatten die Nachbarn das gesagt? Dann Farben, grün, gelb, rot, ein Hammer und Ähren. Chaos. Ich will versinken, auf den Meeresgrund, will auseinanderlaufen, aber im Innern, im Bauch ist ein Krampf: Dort sind die Hakenkreuze, sie steigen aus mir auf, aber sie halten mich wie ein Krampf zusammen, qualvoll. Dann ist Marietta aus Rom da, ah, sie war herrlich, sie saugte, sie saugt, ich fließe in sie hinein, sie ist göttlich, ich

werde ein großes Hakenkreuz, mein Penis in ihrem Mund wird ein großes Hakenkreuz, totale Lust. Nein, ich bin schmutzig, ekelhaft, widerlich, ich bin ein Schwein. Ich bin der totale Orgasmus, ich bin ein Hakenkreuz. Dann Anita, die Blonde, sie ist ein Hakenkreuz, ich küsse sie, ich küsse ihre Scheide, sauge an ihrem großen Hakenkreuz, völlige Euphorie. Anita ist eine goldene Statue, die ich küsse. Ich werde ganz dick, ich bin eine große weiße Raupe aus Marzipan. Gelb und rot, Parteiabzeichen, Hakenkreuze, Honigkuchen um mich herum, alles ist Honigkuchen, ich liege in herrlicher Scheiße, ich spüre sie an den Beinen, habe eine braune SA-Uniform an den Beinen, prall voller Scheiße, Honigkuchen, ah, herrlich. Nach einiger Zeit muß ich lachen. Irres Gelächter: Ich bin ja eine Frau! Seit Jahrzehnten spiele ich die Rolle des Mannes gegenüber den Frauen und sie haben es nie gemerkt, daß ich eine Frau bin. Irrsinnig komisch. Ich drapiere mich mit einem Tuch über Schulter und Brust, gehe herum, kokettiere, wackele in den Hüften. Musik, Schumanns Klavierkonzert: »Ach ja, das ist mein altes Stück, im Berliner Westen bei den feinen Leuten, am Anfang des Krieges, da hatte ich meine großen Erfolge als Superblondine.« (Aus der 31. Sitzung)

Eine blaue Bauerntruhe, ich schaue hinein: etwas Scheiße ist drin. Dann ist sie wie ein Sarg, innen mit weißer Seide, wie die Särge reicher Leute in den USA. Ein Skelett liegt drin, steigt heraus. Dann sind wir in meinem Zimmer, das Skelett setzt sich in den Sessel, ich kniee nieder, sauge am Penis, wunderbar. Dann verwandelt sich das Skelett in einen Menschen, ich selbst bin es, es gibt mich zweimal. Ich sauge am Penis, riesige Lustgefühle, ich spüre genau, was er fühlt, mache es langsam, mit ungeheurer Lust. Wir liegen im Bett, machen es gegenseitig. Nach dem Orgasmus liegen wir nebeneinander. Endlich habe ich den idealen Partner gefunden. Dann verwandelt er sich und ist mein Vater. Er sagt etwas Herabsetzendes, ich jage ihn aus dem Bett und aus dem Zimmer. Dann ist wieder das Skelett da, wir stehen in Luxor, vor dem Hatschepsut-Tempel. Würgt er mich? Dann geht er Arm in Arm mit mir, stolzierend, in Richtung des Tempels, er erhebt die Hand zum Hitlergruß. Wir gehen zu den Königsgräbern, steigen ins Grab von Tutanchamun hinunter. Dort ist die Glasvitrine, mit der Goldbüste des Königs und einem großen goldenen Penis. Das Skelett nimmt ihn, gibt ihn mir und sagt: »Jetzt brauchst du mich nicht mehr, ich kann jetzt verschwinden.« Er geht zur Wand, löst sich darin auf. Ich weine: Er hat mir geholfen, es war das erste Mal, daß mir einer hilft. Ich bin sehr gerührt. Dann habe ich eine HJ-Uniform an, marschiere mit den Hitlerjungen, im Gleichschritt, großes Glücksgefühl. Da kommt Vater mit dem Klopfer, wütend. Die Hitlerjungen sind meine Freunde, sie nehmen mich in die Mitte, packen den Vater, werfen ihn zu Boden, trampeln auf ihm herum, hauen seinen Schädel aufs Pflaster, bis er tot ist. Dann eine Parade, Hitler

stehend im Auto, ich sitze neben ihm, stehe dann auf dem Sitz, mit Hitlergruß. Hitler ist jetzt Vater, er ist stark, er ist gut zu mir, er ist für die Jugend. Er sagt: »Das ist mein Sohn. Ich habe meinen Nachfolger gefunden.« (Aus der 32. Sitzung)

Ich liege in einem Sarg, bete, bin ganz brav. Vater schaut herein, lächelt. Es ist gemütlich und sicher im Sarg. Dann reiße ich Vater plötzlich den Zeigefinger ab. Der Sarg wird zugemacht, vorher wird noch ein Hakenkreuzfähnchen hineingeworfen. Dann bin ich im Park bei unserer Kirche. Christus kommt, ein starker junger Mann, Bodybuilder, Rabauke. Er hat eine Dornenkrone und ein Riesenschwert. Will er mir helfen? Da sehe ich Vater kommen, hinter ihm bewaffnete Leute, mit Schilden, Schwertern, Stierhelmen. Ich habe Angst. Wo bleibt Christus? Der Pfarrer hatte gesagt, Christus hilft den Schwachen. Ich hoffte sehr auf ihn, er war mitleidig. Aber man mußte brav sein. Ich stöhne: »Unkeuschheit. Unkeusch, ich tu's nicht wieder, ich will brav sein, nicht in die Hölle kommen.« Die Sakristei, die qualvollen Stunden des Unterrichts bei der Vorbereitung zur Ersten Heiligen Kommunion. Der Pfarrer redete über Unkeuschheit, ich verstand das nicht. Ich fragte ihn. Er sagte: »Das ist, wenn man sich anfaßt. Das ist die größte Sünde.« Meinte er das Pinkelngehen? Bei der Kommunion mußte man die Gnade fühlen. Napoleon hätte gesagt, es sei der glücklichste Tag seines Lebens gewesen. Wer nichts empfindet, ist verdammt. Ich hatte verzweifelt in mir gesucht, ich fand es nicht, ich fühlte nichts, furchtbar. »Ich tue es nicht mehr, ich fasse nicht mehr an.« Der rechte Arm war wie leblos. Ich merkte: Ich hatte ihn hergegeben. Entsetzlich. Es ist doch meine Hand, eine gute Hand, sie ist gut für mich, ich habe doch nur zwei Hände. Ich weinte sehr. Ich möchte meine Hand behalten, ich fasse auch nicht mehr an und will ganz brav sein. (Aus der 38. Sitzung)

Vage Gedanken: »Liebe und Haß. Ich liebe die Mutter, ich hasse die Mutter.« Dann der große Taumel in die Tiefe, es war, als sei eine Sperre weg. Ich höre eine Stimme: »Geh weg mit deinem Stinker.« Es ist Mutters Stimme, sie sagt es zu mir. Entsetzlich: Ich bin Stinker, mein Wiwi ist Stinker. Ja, hier ist die Wurzel von allem: Wiwi ist Stinker. Das Gute ist nicht gut. Lust haben, gut sein wird sofort zu schlecht sein, zu abgründigem Ekel. Die Lust richtet sich auf Mutter und wird von ihr zu Schmutz und Ekel gemacht. Vater ist da, er hat auch Wiwi. »Vater, hilf mir. Du hast doch auch Wiwi, wir sind doch gut, sag, daß wir gut sind, ich bin doch wie du.« Durst, irrer Durst. Ich merke: Wenn ich etwas tun will, sagen will, schreiben will, muß ich Ich sagen und dann kommt Hunger und Durst, Elendfühlen. Ich denke: »Ich ist Wiwi.« Sofort der gräßliche Durst, ich reiße den Mund auf, keuche, sauge die Luft ein. Qualvoller Zwiespalt,

Zerrissenwerden. Wiwi haben heißt verdursten. Ich will brav sein. »Mammi, Mammi.« Eine riesige Brust, ich umfasse sie mit den Armen, flehe um Milch. Der Analytiker bringt eine Milchflasche, ich trinke, ah, herrlich, berauschend. Dann wieder das Elend, ich bin ja Jude, KZ-Häftling, ich bin ja im KZ geblieben, die ganzen 37 Jahre. (Aus der 41. Sitzung)

Die Frau des Nachbarn, mit denen die Eltern viel verkehrten. Ihr Sohn fällt mir ein, Bübchen hieß er, er hatte immer geweint. Ich erschrecke, er war noch nie aufgetaucht, dabei war er jahrelang mein Freund gewesen. Da versteckt sich was. Wilde Angst. Bübchen lacht irr. Hatten wir etwas Unanständiges getan? Es schüttelt mich vor Angst. Der Nachbar kommt herein, brüllt: »Geiles Kommunistenschwein.« Dann eine Stimme: »Wir müssen Ihnen etwas über Ihren Sohn berichten.« Ich erschrecke maßlos, werde eiskalt. Etwas Grauenhaftes wird kommen. Sie sitzen vor mir, die Eltern und die Nachbarn. Was hatte ich getan? Den Wiwi gezeigt? angefaßt? Ich vergehe vor Angst, werde miese, elend. Dann sehe ich den Vater, er sitzt lächelnd da, Hand und Zeigefinger an der Backe, und sagt: »Nach den Erkenntnissen der modernen Psychologie tun das alle Kinder.« Es blüht in mir auf, ein grenzenloses Gefühl des Glücks: »Vater hält zu mir, verteidigt mich.« »Vater, mein Vater«, sage ich immer wieder. Ich weine vor Glück. »Vater, mein Vater, ich bin so froh, daß ich so lange ausgehalten habe und das noch erlebe.« Mein Vater hält zu mir, alles ist gut. Ungeheure Euphorie. Aber dann wieder Unruhe, es kommt wieder Angst. Was hatte ich getan? Ich bin im Haus der Nachbarn. Die Nachbarin mit einer Schere, sie sagt: »Erzähle es mir, sonst schneide ich es dir ab.« Grauenhaft: Ich muß den Vater verraten oder der Wiwi ist weg. Dann wieder bei uns, die vier sitzen da, ich versinke, werde elend, Dreck. Ich höre Vaters Stimme: »Da muß er wohl eine Tracht Prügel bekommen.« Er hat mich nicht verteidigt, es war nur mein Wunsch gewesen. Sie waren alle gegen mich. Ich schreie, werde fast wahnsinnig. Angst, wilde Bilder: Der Fleischer gegenüber der Schule, da hingen die Schweine am Haken. Ich bin ein Schwein. Habe ich Vater verraten? Die Leute vom 20. Juli wurden so aufgehängt. Wird das mit Vater geschehen? Ich schreie: »Nein, nein, ich will nicht.« Werden sie es mit mir machen, mich da am Kinn aufhängen? Ich brülle: »Es soll aufhören, es soll aufhören.« Dann verlor ich die Besinnung. (Aus der 44. Sitzung)

Sibelius, es ist wie eine Stimme. Er ist die Natur, die spricht. Plötzlich weiß ich: Da spricht ja Vater. Er spricht, er hat mich nicht vergessen. Er spricht hier in dieser Musik, die hat er mir vermacht, da kann ich ihn wieder finden. Ich weine sehr, großes Glück. Ich bin nicht ganz verlassen. Dann fällt mir ein, wie ich einmal auf einen Baum geklettert bin, eine hohe Kiefer, es war sehr schwierig und gefährlich, aber ich kam hinauf. Oben hörte ich auf

einmal den Gesang des Windes in den Zweigen. Es war die Stimme Gottes, ich verstand das. »Und ewig singen die Wälder« fiel mir ein. Aber das ist doch Kitsch. Da kommt Adorno herein, winzig, 20 cm hoch, er läuft herein, schimpfend, mit erhobenem Zeigefinger, dann mit einem Stock in der Hand: »Sibelius, das ist verboten, das gibt es nicht.« Ich lache ihn aus. Da kommt die Stimme Gottes wieder, wie ein Riesensturm. (Aus der 72. Sitzung)

Irgendwas mit Penis. Dann ein großer Durchbruch: Vater hatte gelebt! Ich merke, daß ich ihn nur als Toten gekannt hatte. Aber er hatte gelebt, es hat ihn gegeben, als lebendigen Menschen. Er hat auch Wiwi. Mutter sagt: »Nicht anfassen, pfui.« Darf Vater auch nicht anfassen? Aber er ist doch groß. Ja, er war lustig gewesen, vor dem Krieg. Das gab es: Eine Zeit, als noch kein Krieg war. Da war er gesund gewesen. Aber dann kam der Krieg und dann bauten sie das KZ, Vater erzählte dauernd davon. Die KZler mußten Röhren tragen, sie brachen zusammen vor Hunger, wer umfiel, wurde mit dem Gewehrkolben erschlagen. Einmal war es ein ganz junger Bursche, man zertrümmerte ihm den Schädel. Vater wurde fast wahnsinnig, als er das erzählte. Sein Vater hatte ihn immer geprügelt. Vater besorgte für die Russen Rüben und Kartoffeln, sie sollten noch gekocht werden, die Russen waren verrückt vor Hunger, sie stürzten sich auf die rohen Sachen. Der SS-Mann sagte: »Sie sind wie die Tiere.« (Aus der 82. Sitzung)

Es wurde kalt, langer Schüttelfrost wie noch nie, es geht nach Hause. Ich höre eine Stimme: »Drücks raus.« Ich sitze auf dem Topf. Mutter sagt immer wieder: »Drücks raus.« Ich probiere, aber es kommt nichts. Ich spüre meine Urerfahrung: Die Mutter packt mich, drückt mich, zerquetscht mich. Ich bin leer, drücke und drücke, es kommt nichts raus. Schreckliches Gefühl, Ersticken, Ohnmacht, Kaputtgehen. Ich bin ja einfach kaputtgegangen. Mutter ist riesig, ich kann mich nicht wehren. Ich bin irgendwie schwach, elend, beißen ist verboten. Nicht beißen, aber drücken, idiotisch, es macht einen ja völlig kaputt. Und Vater ist auch so, er ist elend, krank, er muß soviel arbeiten, soviel leisten und ist immer traurig. Mutter drückt ihn genau so wie mich. Das Leben ist eine Qual. – Dann ging ich aufs Klo. Wunderbare Erfahrung: Ich produzierte mit Vergnügen und Eleganz ein hübsches Würstchen, es ging leicht, es war ein richtiger Spaß. Mir gehörte plötzlich mein Hintern, meine Beine. Herrlich! Das war etwas ganz Neues in meinem Leben. Es wird noch prima, dies Leben! – Dann wieder Angst. Eine Stimme: »Du mußt in den Kindergarten.« Angst: Da muß man was tun, da sind andere Leute. Es war immer die gleiche Situation: Ich gehe mit Mutter, wir treffen jemanden und es wird furchtbar, ich fühle mich elend, muß irgendetwas sagen oder tun, werde schlecht gemacht. Warum macht

Mutter das? Bin ich schlecht? Warum schämt sie sich wegen mir? Dann der Kindergarten, ein dunkler Gang, eine Tür geht auf, innen Tische mit Kindern, sie essen Schokoladenpudding. Dann ein Name: Petschel. Wer ist das? Ja, das war ja mein erster Freund gewesen, vor Bübchen, der immer weinte. Wunderbar. Was haben wir zusammen gemacht? Mit Wiwi gespielt? Irgendwie war es gut gewesen mit Petschel. Ja, er war von den Arbeitern, die Fabrik, die Kantine, dort war sein Vater, dort war es gut. Ganz neue Gefühle tauchen in mir auf. Freiheit! Freiheit! Es hat mich ja gegeben, noch ganz, noch lebendig, voller Wünsche und Leben, ich wollte damals noch etwas, ich. Ich sah Mutter, steif, vornehm, aber das ist doch scheußlich. Ein ganz tiefes Gefühl steigt auf: Kritik, Kritik an den Eltern, das hatte ich gemacht, ich war gegen ihr blödes Getue. Aber da kam die Angst: Verhungern. Sich wehren macht Angst. Ich spürte: Ich bin ein anderer, ich will was anderes als diese Eltern. Ein Eisenbahnwagen, Güterwagen, oben auf dem Dach liegen wir, Petschel und ich, wir fahren weg. Ich bin vielleicht vertauscht worden, das sind gar nicht meine Eltern, herrlich, ich bin ein Arbeiter, darf lustig sein. Bei uns zuhause ist es traurig, nicht laut reden, nicht lachen, scheußlich. Warum ist es so? Wir sind etwas Besseres, scheußlich. Wieder Petschel, Horst hieß er, wir haben Pläne gemacht, wir wollten zusammen abhauen, nach Amerika. Der Lebensquell, weg von Zuhause, Freiheit, keine Trauer mehr. Dann sah ich mich auf der Wiese beim Bahnhof, eine blühende Wiese, die Sonne schien, Löwenzahn und Butterblumen, der reife Samen vom Löwenzahn, ich blase hinein. Es ist Leben, es ist Sommer. Es war vor dem Krieg, es war alles noch gut. Aber was geschah dann? Wo blieb Petschel? Ich sah ihn gar nicht mehr. Wieso? Hatte Mutter es verboten? Weil er von Arbeitern war? Es war gräßlich, ich durfte nicht mehr zu ihm, nur zu Bübchen, der immer weinte. Ich schrie vor Verzweiflung: Ich hatte gehorcht. Ich habe Horst Petschel, meinen Freund verraten. Warum gehorchte ich? Irgendwas in mir war kaputt, ich war brav, lehnte mich nicht auf, fiel um, immer. Wir waren etwas Besseres. Darauf fiel ich rein: Weil ich schon kaputt war, weil ich dauernd etwas reparieren mußte, da setzte das an. Was Besseres, ja, wer kaputt ist, will was Besseres sein. (Aus der 89. Sitzung)

Große Quälerei, im Magen, im Mund. Will ich saugen? Es wird mir schlecht, kotzübel. Das ist es! Da ist die Barriere, das Kotzgefühl im Magen. Große Angst, Chaos, Wirbel. Ich werde ganz klein, fremd. Liege ich im Arm der Mutter? Ich sehe ihre großen Augen über mir, riesig. Ich ahne: Entspannt sein, saugen, das hatte es einmal gegeben. Aber dann kam etwas dazwischen: Beißen, Haß, Neinsagen. Es war zum Ersticken, ich bin eingewickelt, ganz eng. Mutter hält mich an sich gedrückt, ich werde erdrückt, ich schreie, strampele, will mich bewegen. Wieder der Versuch zu

saugen. Ein Zurückfallen, ganz tief. Es ist, als hätte es einen guten, entspannten Zustand gegeben, eine uralte Erinnerung. War es in Mutter? Es war ganz dunkel, wie im Meer, aber dann eine Explosion, eine Katastrophe. – Wieder quälende Drückerei, es will etwas raus, kann nicht. Dann wird etwas zerschnitten, ich stehe allein, voller Angst, niemand hält mich. Da wollte ich zurück zur Mutter, bei ihr war es gut, wie kriege ich das wieder? Wie kann ich der Mutter wieder gefallen? Ich war wie sie. Ich bin meine Mutter. Ich lag da, schwer, langsam, zäh, schwerfällig, unentschlossen. Ich, das Tiefe, Urschleimige, Walroßartige, Uhumpf. Es lähmt, macht langsam, mehrend. (Aus der 96. Sitzung)

Ich schreie nach Mutter, aber will sie auch nicht, weil sie alles wegnimmt, was ich so schön in die Windeln gemacht habe, ich will es behalten. Ich schreie wieder, es kommt nicht richtig raus, alles ist verquer, verzerrt, verkrampft. Ich versuche, mich zu entspannen, tief zu atmen. Einen Moment gelingt mir die Entspannung, das Fließen. Da schiebt sich Mutters Hand von hinten zwischen meine Beine und setzt mir den Wiwi wieder an. Sie hatte ihn gehabt, ich hatte ihn ihr abgetreten! Jetzt, wie ich den Blasenmuskel entspanne, kommt der Penis wieder, als meiner. Mein lustiger kleiner Wiwi ist wieder da, sehr gut. – Schwarze Tümpel, das sind die Gefühle zur Mutter hin, da werde ich drin ertrinken, wenn ich nicht aufpasse. Es ist das Schwarze des Irrsinns. Ich merke, ich habe 38 Jahre lang versucht, dem Irrsinn zu entgehen. Ich versuche, mich da hineinfallen zu lassen. Auf einmal muß ich lachen. Ich merke, die Angst, die Depression, das heißt in der Scheiße sein, und ich liebe das so sehr, aber nur unten, oben war alles elend. Was ich mache, ist ja völlig blödsinnig: Es kommt ein Wunsch, ich setze ein Verbot drauf und mache so einen KZler aus mir. Die Scheiße, das bin ich, das sind meine Gefühle, meine Wünsche. Ich lasse sie zu, ich setze mich direkt in die Scheiße und bin lustig dabei. Ja, ich bin lustig! (Aus der 101. Sitzung)

Es wird kalt, eisig. Ich liege im Schnee, Stalingrad, Panzer kommen, walzen mich nieder, ich röchele nach Luft, ich ersticke. Dann löst sich etwas und nun bin ich eine Frau. ich bin lüstern, jemand soll kommen und mich von hinten vögeln, ich giere danach. Ich merke, ich will vergewaltigt werden. Anita kommt und macht es, herrlich. Aber ich bin es selbst, ich vögele mich als Frau von hinten. Dann verschwindet die Lust, wieder das Ersticken und Röcheln und plötzlich bricht es heraus, ich kotze, qualvoll, den ganzen Haß gegen die Mutter kotze ich ihr hin, ich zerbreche richtig. (Aus der 130. Sitzung)

Dies Phantasie- und Erinnerungsmaterial wurde im Verlaufe einer mit halluzinogenen Drogen arbeitenden Psychoanalyse produziert. Bei dieser Variante der Psychoanalyse, die ein konzentriertes Angehen der Probleme erlaubt, werden die Träume und freien Assoziationen durch die Halluzinationen ersetzt. Es geht in den Sitzungen darum, sich zu entspannen, um die verdrängten Wünsche und Erinnerungen aufsteigen zu lassen. Deuten und Durcharbeiten erfolgt (in getrennten Sitzungen) in der üblichen Weise. Die verdrängten Schichten erscheinen anfangs in symbolischen Verkleidungen, erst allmählich tauchen die tatsächlichen Begebenheiten und Phantasien der Kindheit auf. Ich gelangte an dies Material durch einen Freund, der 1967 in der Münchner TU einen Vortrag über diese neue Methode gehört hatte und sich etwas später zur Analyse entschloß, da er an periodisch wiederkehrenden Depressionen und zeitweise auch an extremer Arbeitsunlust litt. Ich war oft in der Phase des Abklingens der Sitzung anwesend; die eigentliche Wirkung der Droge dauert drei bis vier Stunden, danach ist die Anwesenheit des Analytikers nicht mehr nötig, doch erscheinen auch dann noch Halluzinationswellen, oft mit Angstzuständen, so daß eine andere Person zugegen sein muß.

Das Material zeigt Konflikte der kindlichen Entwicklungsphasen: Aus einer zu rigiden Reinlichkeitsdressur ergab sich eine Fixierung, d. h. eine Besetzung der alten Lustgefühle mit Angst sowie die Suche nach Erfüllung in der ursprünglichen Form, wodurch auch spätere Erfahrungen von dieser Schicht überlagert wurden. Das Sexualtabu führte zu Schwierigkeiten beim Aufbau der Identität, die durch Störungen des Narzißmus, des frühen Selbstgefühls, vorbereitet waren. Resultat war eine starke Regression zum Oralen und eine allgemeine Rückwendung zur gefürchteten und geliebten Mutter, Wünsche nach Symbiose und Verschmelzung mit ihr. Mit dem Wunsch, Frau zu sein, verbanden sich intensivste Lustgefühle. Die Kehrseite dieser Tendenzen wurde von Haß und Allmachtswünschen gebildet.

Diese Charakterstruktur war Produkt der Verhaltensweise der Eltern, der von ihnen verinnerlichten Normen wie auch ihrer aktuellen gesellschaftlichen Lage. In der isolierten Kleinfamilie gab es wenig Kommunikation, statt ihrer wurde ein bestimmtes Konkurrenzverhalten eingeübt. Das Kind wurde einerseits auf Anpassung und Unterwerfung, andererseits auf Leistung gedrillt. Die Familienstruktur, mit einem schwachen Vater und einer starken, dominierenden Mutter, zeigt Züge eines »neuen Matriarchats«, wie es sich aus der ökonomischen Situation des Kleinbürgertums entwickelte. Die Konflikte des Kindes wurden dann in der damaligen Umwelt ausagiert. Die Arbeiter mit ihrer andersartigen Sozialisation erschienen als ein Wunschbild der Freiheit, des Auslebens unterdrückter Impulse, das aber bald durch die Verbote der nach »oben« strebenden Mutter wieder verschüttet wurde. Dann kam der Krieg, er wurde für das Kind zum allgemei-

nen Erklärungsschema für seine Erfahrungen in der Familie, für sein Leben schlechthin. Juden und Russen wurden zu Symbolen des Negativen, Abgewerteten, Verbotenen, mit dem sich aber eben der unterdrückte Teil der Wünsche identifizierte. Von zentraler Bedeutung wurde Hitler, ein Kleinbürger par excellence; in ihm fand sich das Kind wieder, er war der Unterdrückte, der nur noch aus Haß bestand – der diesen Haß aber in Form von Macht- und Mordgelüsten ausagierte (im Dienste der »Oberen«, des Kapitals, was das Kind aber nicht wußte). Das Kind blieb freilich im Zwiespalt, da es auch die Liebe des Vaters, der gegen Hitler eingestellt war, gewinnen wollte und zudem dazu tendierte, sich mit Christus zu identifizieren; der Pfarrer war grob repressiv gewesen, doch predigte er mutig gegen den Krieg. Letztlich behielt die durch die Mutter bewirkte passive Tendenz die Oberhand.

Das Phantasie- und Erinnerungsmaterial läßt sich aber nicht nur als Darstellung der Vergangenheit, in seiner damaligen Faktizität betrachten; in dieser Sicht erscheint der Produzent des Materials verdinglicht, als Objekt. Man kann ihn auch als Subjekt sehen, von der Gegenwart her, in der sich dieses Individuum mit seiner Vergangenheit konfrontiert, vom Prozeß der Analyse her, in der eine versteinerte Gewordenheit aufgebrochen wird. Man wird nach den Gründen fragen, warum überhaupt die weitverbreitete Angst vor der Analyse überwunden wurde. Der äußere Anlaß war der Aufbruch von 1968 gewesen, der Analysand hatte den Willen zur gesellschaftlichen Veränderung auch auf seine persönlichen Probleme bezogen. Damals verlor er plötzlich das Gefühl der Absurdität, das Kafkasyndrom löste sich auf, das Zeitalter der Angst war beendet. Einen Ansatz für seine Motivierung wird man schon in der Kindheit, in gewissen aufklärerischen Zügen des Vaters entdecken können. Die Analyse bringt zuerst Unsicherheit mit sich: Man muß ja nicht nur die Umwelt, sondern auch sich selbst in Frage stellen; notwendig ist die Fähigkeit zum Zweifel, Eigenschaften wie Skepsis und Gelassenheit müssen geübt werden. Der Analysand hatte die Konflikte seiner Kindheit fast völlig vergessen; er verstand sich als Sohn eines antifaschistischen Vaters und war ein höflich-steifer Bildungsbürger mit etwas linken Ansichten geworden. Zu Beginn der Analyse hatte er folgenden Traum: Er saß im Keller des Rationaltheaters (eines linken Münchner Kabaretts). Da kam Hitler herein, finster blickend, bucklig; er trug einen hellgrünen Mantel. Die Deutung war einfach: Oben, im Bewußtsein, machte die linke Ratio ihr Theater; unten, im Unbewußten, aber war Hitler, das Böse schlechthin, der Tod. Doch was er trug, war der Mantel des Lebens; Hitler war die Verkörperung des Positiven. Diese Deutung war ein Schock für den Analysanden: Seine wahren Wünsche traten ihm als das absolut Feindliche entgegen. Für ihn, der sich als Aufklärer begriff, war es notwendig, den Fanatiker in sich zuzulassen; in diesem waren die Gefühle

enthalten, bzw. blockiert. Diese Gefühle waren auch in den Depressionen verborgen; es galt sie aufzugeben, was eine große Verunsicherung erzeugte, denn auch Depressionen und Ängste, als bekannte und vertraute, geben Sicherheit. Mit sehr großer Mühe wurde ihm dann allmählich klar, daß die Erinnerungen und Bilder (vor allem die politischen Inhalts), die aus seinem Gedächtnis aufstiegen, gar nicht mehr das bedeuteten, was sie zu sein schienen bzw. was sie einst gewesen waren, sondern großenteils als Abwehr gegen seine gegenwärtigen Wünsche funktionierten. Im Laufe der Analyse (die als solche hier nicht dargestellt ist) lernte er, mit seinen Ängsten und Konflikten, also mit seinen Wünschen, umzugehen, er lernte, sich selbst zu akzeptieren. Er lernte auch, daß der innere Krieg ein Reflex des äußeren war, des Klassenkampfes. Von dort kam die Angst her, aber auch die Möglichkeit, sich von ihr zu befreien.

Als ich ihn kürzlich besuchte (wegen des Materials für diesen Aufsatz), erzählte er von seinen Problemen: »Man will uns wieder Angst machen. Sie wollen wieder eine absurde Welt herstellen. Aber Kafka ist vorbei, Kleff ist nicht Gregor Samsa. Wir haben seit 68 einen Aufklärungsprozeß durchgemacht und wir werden ihn weitertreiben.«

Paul Parin
Die hoffnungsvolle Kindheit und das gefährliche Leben des Kleinbürgers

Eine ethnologisch-psychoanalytische Betrachtung

> (Bei einer Analyse auf Grundlage des dialektischen und historischen Materialismus) »werden alle Klassen... nicht in ihrer Statik, sondern in ihrer Dynamik betrachtet, d. h. nicht im starren Zustand, sondern in der Bewegung (deren Gesetze den ökonomischen Existenzbedingungen jeder Klasse entspringen). Die Bewegung wiederum wird nicht nur vom Standpunkt der Vergangenheit betrachtet, sondern auch vom Standpunkt der Zukunft, nicht nach der platten Auffassung der ›Evolutionisten‹, die nur langsame Veränderungen sehen...« – sondern dialektisch. (Lenin, GW *21*, 647)

In jedem beliebigen Gesellschaftsgefüge wird mit der Sozialisation, mit einer ganz besonderen frühkindlichen Erziehung, ein Ergebnis erzielt, das dem Betrachter bald selbstverständlich, dann wieder sonderbar, geradezu unerklärlich vorkommt: Es entstehen Individuen, die in ihrem Verhalten, in ihrer Ausstattung mit Charakterzügen und Fertigkeiten genau für dieses Volk, für dieses Dorf oder jenen Stamm passen. Zu was sonst sollte man Kinder erziehen? kann man fragen. Und bei näherer Betrachtung wird man das Staunen nicht mehr los. Wie wissen die Mütter, daß sie mit dieser Form der Abstillung eine Weiche dafür stellen, daß sich ihr Kind in viel späteren Jahren in enger Gemeinschaft bewähren wird, oder wie weiß eine andere Mutter aus einem anderen Volk, daß sie mit einer etwas früheren und ein wenig rücksichtsloseren Abstillung das Ergebnis erzielt, daß ihr Kind sich zwanzig Jahre später an keiner Gruppenaktivität beteiligen will noch kann?
Obwohl den Ethnologen noch lange nicht alle Zusammenhänge dieser Art klar sind, hat sich ihnen eine Anschauungsweise ergeben, mit der sie an neue Gebiete herangehen können. (Bisher hatten sie ihre Fähigkeiten zumeist am Studium vorkapitalistisch produzierender und entsprechend organisierter Völkerschaften erprobt.) Man kann sagen: Die Sozialisation in der Kindheit, vermittelt durch die Mutter, die Familie und ihr entsprechende Gruppen und Institutionen tendiert dahin, daß die so erzogenen und aufgewachsenen Menschen das Gesellschaftsgefüge genau so fortsetzen, wie sie es vorfinden, wenn sie einmal in den Produktions- und Reproduktionsprozeß eintreten, und daß sie ihre Kinder wieder genauso sozialisieren, wie es ihnen ergangen ist. In sich selber wäre ein solches System absolut stabil, ein konservativ-bewahrendes Wechselspiel, das jede geschichtliche Entwicklung, jeden Wandel in der Zeit ausschlösse. Und in der Tat scheinen Völker und Stämme, die mit bescheidenen materiellen Mitteln in einer

kärglichen Umwelt leben, so stabil in ihren Lebensformen, Traditionen und Institutionen zu sein, daß ihre Geschichte gleichsam stillsteht. Es hat sich als praktisch erwiesen – und kann mit der dialektisch-materialistischen Auffassung theoretisch begründet werden –, eine andere Gruppe von Faktoren anzunehmen, welche die gegenteilige Wirkung haben, d. h. auf Veränderung drängen. Diese Kräfte wirken zum Teil auf die sozialisierenden Personen, Institutionen und Medien ein, zum anderen Teil auf die bereits im Produktionsprozeß stehenden oder im Alter wieder an den Rand desselben rückenden Individuen. Vom ersten System aus gesehen, kommen sie von außen. Neue Erfindungen oder Klimaveränderungen verändern die Produktion, quantitativ und qualitativ; Wanderungen und Eroberungen, »Kultureinflüsse« und politisch-kriegerische Ereignisse – dies alles und vieles mehr verändert das zur Unveränderlichkeit errichtete Gefüge, bringt zwar nicht unbedingt Fortschritt im Sinne besseren oder menschenwürdigeren Lebens, begründet aber in seiner Gesamtheit die Evolution, einen Prozeß, der trotz aller Rückschritte, trotz Entartungen oder Zufall irreversibel fortschreitet.

Im Schnittpunkt dieser Systeme spielt sich (im Untersuchungsfeld des Ethnologen) das aktuelle Leben jeder historisch gewordenen Gruppe ab, ob es sich um ein Volk, einen Stamm, eine Klasse oder Schicht handelt. Die Kräfte, die ein gemeinsames Schicksal bestimmen, enthüllen sich im Jetzt und Hier. Beharrung und Stagnation, Veränderung, Revolution oder Zerfall einer Gesellschaft können eine Aufklärung finden. Wenn jedes gesellschaftliche Bewußtsein auf die materiellen Verhältnisse zurückwirkt, kann man erkennen, wie und mit welchen Mitteln das geschieht; wenn sich die materiellen Grundlagen, die Macht- und Produktionsverhältnisse ändern, kann man sehen, wie sich das »Bewußtsein« verändert, und auch erkennen, daß und warum es sich, wie so häufig, nicht verändert, oder nicht so, wie man es erwarten würde. Kurz, »die objektive Berücksichtigung der Wechselbeziehung aller Klassen« (die Lenin empfohlen hat) hätte ein gutes Arbeitsinstrument, wenn Ethnologen sich bequemen würden, nun einmal eine Klasse oder Schicht der eigenen Gesellschaft zu studieren, statt immer nur Exotisches.

Zumal das Kleinbürgertum muß sich eine Untersuchung dieser Art gefallen lassen. Denn für keine andere Klasse oder Schicht in der kapitalistischen Welt scheint soviel Schichtspezifisch-Soziologisches, soviel historisch Ungereimtes, ökonomisch Widersprüchliches zu gelten wie für das Kleinbürgertum. Mag sein, daß dies der Grund ist, warum es im marxistisch-leninistischen Wörterbuch der Philosophie (VEB Bibliographisches Institut, Leipzig, 1964; 7. Ausgabe) als Stichwort nicht vorkommt und nirgends definiert wird, so daß es dem Nachschlagenden überlassen bleibt, ob er es als »Nebenklasse« oder als »soziale Schicht« (die es außer den Grund- und

Nebenklassen noch gibt (loc. cit., S. 569)) ansehen will. Da aber das Kleinbürgertum bei uns so zahlreich geworden ist, daß es nicht zu übersehen ist, eine manchmal schweigende, oft sehr laute Mehrheit, oder eine unheimlich ausdehnungsfähige Minderheit, muß man ihm wohl mit Definitionen und Untersuchungen zu Leibe rücken.

Die kleinbürgerliche Sozialisation ist durch ein Spannungsfeld bestimmt, durch einen dynamisch wirksamen Widerspruch gekennzeichnet. Weder bei den Angehörigen der herrschenden Klasse noch im Proletariat ist der innere Widerspruch zwischen dem beharrenden Faktor der frühen (und späteren) Sozialisation und dem verändernden der »äußeren« Einwirkungen gleich groß, gleich wirkungsschwer. Bei der Aufzucht der Kinder wird das Bestmögliche angestrebt, um psychische Strukturen zu erzeugen, die geeignet sind, konservativ-bewahrend das zu perpetuieren, was den Eltern an Traditionen und Ideologien, an Lebensformen und Arbeitsweisen zukommt. Zumindest die emotionelle Weichenstellung in der Frühkindheit ist vorerst einmal darauf angelegt, daß dieses Ziel erreicht werde. Gleichzeitig aber – und dies unterscheidet die kleinbürgerliche Erziehung von jener der kapitalverwertenden Klasse, der sie sonst wohl ähnlich sieht – im gleichen Prozeß psychischer Entwicklung ist der größte Einfluß zur Veränderung wirksam, der dann, später noch verstärkt, den »konservativen« Kräften entgegenwirkt. Wenn die ersten Grundformen des Charakters gelegt, die ersten (und zweiten) Verhaltensnormen, Verhaltensweisen, Wertmaßstäbe, Wünsche und Ängste einmal organisiert sind, haben sie beim Kleinbürger und der Kleinbürgerin nicht nur jenen Widerspruch in sich (der sich bald als psychische Spannung, bald als Widerspruch zwischen ökonomischem Sein und politischem Bewußtsein kundgibt); die Personen, Grüppchen, Untergruppen und Gruppen sind auch weiterhin jenen transformierenden Kräften ausgesetzt. Der Widerstreit hört für sie nicht auf, weder an der inneren noch an der äußeren Front. – Und daraus, aus diesem starken, dynamisch wirksamen Gefälle zwischen schichtspezifischer Sozialisation und besonderen gesellschaftlichen Verhältnissen versucht die Ethnologie, in mühseliger Kleinarbeit, doch mit zahlreichen Erfolgserlebnissen, auf dem langen Marsch durch Einzeluntersuchungen und vergleichende Studien das widersprüchliche Verhalten »des Kleinbürgers« abzuleiten. Wenigstens vorläufig. Vielleicht, daß eine spätere Epoche im Rückblick einen klareren Blick auf die Verhältnisse des Kleinbürgertums gestatten wird, daß uns größere Zusammenhänge entgehen, weil wir historisch (und durch unsere eigene Zugehörigkeit zu dieser Schicht) zu sehr mitten drin stehen.
Die Einflüsse zur Veränderung kommen von der objektiven ökonomischen Situation des Kleinbürgers. Das Kapital hat ihn »in seine Dienste« genommen. Wenn ich einem Kleinbürger seine Lage erklären will, sage ich am

besten, daß er lebt wie der Vorarbeiter in einer Fabrik. Er ist lohnabhängig, verkauft seine Arbeitskraft als Ware. Aber er vertritt die Interessen des Kapitals am Profit, und muß sie vertreten. Tut er das, wird er mit einem Anteil an Privilegien belohnt, die sonst der herrschenden Klasse vorbehalten sind, mit Ausschluß des Monopols, nach eigenem Gutdünken über die Verwertung des Kapitals zu bestimmen. Vertritt er die Interessen des Fabrikbesitzers nicht, oder nicht mehr, verliert er die Privilegien, wird er objektiv zum Proletarier. Leistet er seine Dienste, wie sie verlangt werden, sichert er sich vor dem Abstieg und hat eine Aussicht, weitere Privilegien zu erhalten.

Bei der vergleichenden Untersuchung von Gruppen und Grüppchen dieser Schicht entdeckt man bald, daß einzelne Voraussetzungen dieser einfachen ökonomischen Analyse häufig nicht oder nicht mehr zutreffen. Hier findet man Beamte eines Großstaates, die vor dem Absinken ins Proletariat nicht durch ihren individuellen Konformismus mit dem kapitalerhaltenden Staat, sondern durch die Zugehörigkeit zu einer Beamtenhierarchie geschützt sind, die gleich einem Kartenhaus auf die Lage und nicht auf die besondere Aktivität der unteren Ränge angewiesen ist und sie darum institutionell sichert. Dort trifft man Kleinbürger, die für ihre Dienste vom Kapital seit vielen Jahren weniger Lohn beziehen, als sich die Arbeiter inzwischen erkämpft haben. Dann wieder solche, die ihre lohnabhängige Stellung verlassen haben, selbständige Handwerker, Kleingewerbetreibende oder ähnliches geworden sind.

Die Ethnologie gerät nur kurz in Verlegenheit. Kein Zweifel, daß alle diese und noch viele andere Kleinbürger sind, daß sie keiner der beiden antagonistischen Klassen angehören. Es ist die ökonomische Analyse, die nicht stimmt. Sie bezog sich auf eine soziale Situation, betrachtete Kleinbürgertum »in starrem Zustand« und nicht »in der Bewegung« (siehe Motto). Was wir bei allen diesen Gruppen, den typischen und denen in einer scheinbar abweichenden Situation, finden, ist ein enormes Streben nach Sicherung und Aufstieg, das Bedürfnis, ja nicht mehr der ausgebeuteten Klasse zuzufallen, sondern aufzusteigen, d. h. mehr von den Privilegien zu erlangen. Das Streben kann nie aufhören, da der Sprung in die herrschende Klasse doch nicht gelingen kann. (Von einem anderen »Klassensprung« werden wir später reden.) Die seltenen Ausnahmen, »vom Tellerwäscher zum Millionär«, mögen manchmal psychologisch als illusionärer Stachel wirken, Sicherheit verheißen sie jedenfalls nicht. So wie die Zuwachsrate allein den Profit garantiert, bringt Stillstand für den Kleinbürger, auch für den, der seinen Arbeitsplatz gar nicht mehr verlieren kann, Rückschritt, nähert ihn dem unterdrückten und ausgebeuteten Arbeiter an. Sicherung und Streben nach Aufstieg fallen damit zusammen. Da dieser Kampf ohne den Rückhalt eines großen gemeinsamen Klasseninteresses geführt werden

muß, ist man auf sich selber gestellt, bestenfalls auf ständische und sonstwie konforme Gruppierungen angewiesen, muß besonders darauf achten, nicht selber abzufallen, die Kinder auf Sicherung und Aufstieg vorzubereiten. (Den Kapitalisten sichert der Besitz, für den Proletarier ist Aufstieg aussichtslos; es sei denn, er verlasse seine Klasse und werde zum Kleinbürger.)

Für die Entwicklung jedes Kindes ist eines der ausschlaggebenden Momente, wie seine Eltern zur Schule stehen. Die Schule, in jedem Fall ein Agent der Machtverhältnisse im Staat, greift nicht nur nach ihrer Eigengesetzlichkeit in die Sozialisation ein. Viel wichtiger ist es, ob Eltern ihre Kinder der Schule ausliefern, sie einfach hingehen lassen, ein Gegengewicht zu den Einflüssen der Schule bilden, u. ä. m.
Italienische Kleinbürger in der Lombardei und in Ligurien versuchen, mit der Lehrerin oder dem Lehrer in ein Verhältnis gegenseitigen Austausches von Bezeugungen der Achtung, von kleineren Zuwendungen und Bevorzugungen zu gelangen, bis sich eine Art Patronatsverhältnis herstellt, wobei es nicht wichtig ist, ob Eltern oder Lehrer den Part übernehmen, der mehr hergibt, oder jenen, der abhängig ist. Wichtig ist die Bindung, die beide eingehen.
Viele schweizer Eltern der gleichen Schicht pflegen das Kind ganz der Autorität des Lehrpersonals zu überantworten. Der Herr Lehrer hat jedenfalls recht. Seinen Eingriffen und Entscheidungen gegenüber treten sie im vorhinein in Ausstand: Du mußt dir in der Schule einfach Mühe geben, so gut zu sein, wie es geht; wir können nichts weiter dazu tun.
Viele kleinbürgerliche Eltern in Süddeutschland werden scheinbar den gegenteiligen Standpunkt einnehmen: Wie man dich unterrichtet, ist nicht gut, nicht richtig, nicht zeitgemäß. Die Mutter lehrt das Kind lesen, bevor es zur Schule geht, der Vater gibt Rechenaufgaben, die der Lehrer ja doch nicht richtig oder zu früh oder zu spät stellen würde.
So verschieden die Einstellung, die traditionelle Mentalität, das sogenannte Verhaltensstereotyp in den drei benachbarten Regionen ist, der Effekt ist der gleiche. Im Eltern-Kind-Verhältnis wird jedesmal ein makrosozietärer Einfluß eingebaut. Die Wirkung ist, als ob die Eltern dem Kind den zu Beginn des Schulalters unausweichlichen Befehl gegeben hätten: Tu nicht, wie wir dich erzogen haben, was immer wir von dir verlangt oder für dich gewünscht haben, werde so, wie die Schule, die außenstehende Agentin des Klassenstaates, es will.
Wenn Proletarier, deren Klassenlage im Widerspruch zu den Zielen der Schule und ihrer Ethik steht, sich nicht – oder »zu wenig« oder »zu streng« – um die Schulleistungen ihrer Kinder kümmern, muß der Prozeß der psychischen Verarbeitung dieses wichtigen Sozialisationsfaktors jedenfalls anders vor sich gehen, als wenn kleinbürgerliche Eltern keine Alternative

zur Schule bieten und dem Kind keine Möglichkeit zu Trotz oder Rebellion gegen Schulzwänge geben. Wenn Eltern ihre Kinder einer Schule überantworten, die etwas vertritt, was den Interessen der Eltern ohnehin entspricht, wird es den Konflikt zwischen dem traditionellen Erziehungsmuster und der Schule nicht geben. Warum auch? Das bürgerliche Kind muß den Aufstieg, die Sicherung durch Konformität mit den Mächtigeren gar nicht leisten, das alles ist durch den Besitz an Kapital ganz anders gesichert.

Bei der Analyse diverser Kleinbürgergruppen oder Schichten in verschiedenen Ländern sieht man, daß ihre aktuelle ökonomische Lage recht unterschiedlich sein kann, daß aber ihre gesellschaftlichen Verhältnisse die gleiche Dynamik entwickeln. Wenn man den spannungsreichen Widersprüchen nachgeht, versteht man, wieso im Verhalten des Kleinbürgers kleine oder kleinste Verschiebungen scheinbar gegensätzliche Folgen für das Verhalten haben. Die extrem konservative Tendenz der Erziehung, nicht nur der überlieferten Werte, sondern der Aufzuchts-Prozeduren selbst, korrespondiert mit der Neigung zum Ausbruch und Durchbruch: kulturell, sexuell, politisch. Ebenso nahe zu faschistischem Terror wie zu beharrlichem Altvätertum, zur völligen Identifikation mit den Werten der Herrschenden bereit, erzeugt sie immer wieder Geister, die diese Werte mit ihrem Leben und Wirken negieren. Die Sozialisation macht keine ökonomischen Gesetze. Sie bewirkt aber, *wie* das Individuum, wie Schichten und Gruppierungen am geschichtlichen Prozeß teilnehmen. Nicht das Bewußtsein, zumindest nicht dieses allein, leitet den Kleinbürger. Sein Verhalten artikuliert sich aus seinen Interessen mittels irrationaler Mechanismen, aus dem illusionären Anteil seiner Ideologie, aus seiner Psychologie. Sicherung und »Aufstieg« und Aufstieg als Sicherung hinterlassen im System Erziehung/Lebensbewältigung ihre Spuren.
Also doch, wird man sagen. Die anale Erziehung. Zu Ordnung, Sauberkeit, Fleiß und Gehorsam. Das garantiert ja Sicherheit, im Sinne der Ideologie. Repression der Sexualität, der Aggression, die nach unten weitergegeben wird. Die autoritäre Familie schafft die autoritäre Persönlichkeit, mittels analer Fixierungen, genauer: mittels der Verinnerlichung der Zwänge, sich die obgenannten Werte früh und fest anzueignen, sie zu verinnerlichen.
Leider ist dieses Schema zu einfach, zu allgemein. In allen Industriestaaten, den kapitalistischen und den nicht-kapitalistischen, im ganzen »abendländischen Kulturkreis« sozusagen, werden diese Werte vermittelt. Das Kind wird mit einem Jahr etwa abgestillt, die weitere Ausbildung und Ausformung oral kommunizierender, sozial höchlichst verbindender Eigenschaften wird unterbrochen. Es erfolgt Dressur, Erziehung zu Leistung, Ordnung und Sauberkeit. Die frühkindliche Sexualität wird unterdrückt, die

Aggression kanalisiert, und so weiter. Das aber gilt für alle Klassen. So gültig diese Psychologie sein mag, sie erklärt den Kleinbürger nicht, höchstens die »Sitzkultur«, die Etablierung der Fähigkeit, seinen Körper festzustellen, mit den Händen frühzeitig Differenziertes zu tun, mit dem Kopf früh Kompliziertes zu denken, ohne hinzurennen, sich hineinzubewegen; allein und in starrem Eigensinn zu leisten, statt in Gemeinschaft und Kommunikation.
Beim Kleinbürger kommt etwas anderes hinzu. Für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit, die ein Mensch in seinem Denken und Fühlen erreichen kann, ist es wichtig, wie er seine erste Unabhängigkeit, die von der pflegenden Mutter, etabliert. Geht das in einem entspannten Hin und Her vor sich, macht die Mutter je nach dem Reifegrad des Kindes mit, gibt sie es wieder mehr frei, wenn es seine Eigenständigkeit ausprobiert, pflegt es wieder mehr, wenn es diese Anlehnung braucht, so nennt man die Mutter empathisch und meint damit, sie fördere das Kind, ein unabhängiger und sozialer Mensch zu werden. Hat eine proletarische Mutter keine Zeit, sich um ihr Kind zu kümmern, wird dieser Entwicklungsschritt gestört. Er wird kein optimales Ergebnis haben. Wenn aber die Mutter darauf sieht, daß ihr Kind Nützliches ausprobiert, wenn es spielen möchte, wenn sie es überfordert, damit es rascher lernt, wenn sie sein Bedürfnis, sich wieder anzulehnen und wie ein Säugling gepflegt zu werden, zu erzieherischen Zwecken gebraucht oder mißbraucht, dann nennt man sie unempathisch und meint damit eine Mutter, die sich nicht auf die altersadäquaten Bedürfnisse einstellen kann, das Kind dadurch behindert, schädigt oder zumindest einseitig erzieht. Fügt man hinzu, daß diese Mutter einem konstanten Druck, sich anders zu verhalten, als es ihr die Einfühlung vorschreibt, folgt, so beschreibt man die kleinbürgerliche Mutter. Sie wollte ja, aber sie darf nicht.

Wir haben beobachtet, daß gewisse süddeutsche Mütter aus dem gebildeten Kleinbürgertum die Anlehnungswünsche ihres Kleinkindes im dritten Lebensjahr dazu einspannen, es gut reden zu lehren. Sag was du tust, sag was du getan hast, sag vor allem in einem vollständigen und höflich formulierten Satz, was du willst. Damit wird ein wirksamer Impuls gegeben, die Beherrschung der Sprache zu erlernen, der sich später in sprachlicher Gewandtheit zu erkennen gibt. Entsprechende Mütter der deutschsprachigen Schweiz reden in dieser Zeit zwar zum Kind, geben ihm Informationen, Befehle, reden aber nicht mit ihrem Kind. Was es selber zu sagen hat, wird kaum angehört, nie rezipiert, korrigiert. Die unentbehrliche Zuwendung der Mutter hängt nicht von der Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks ab. Das Ergebnis ist dementsprechend. Diese Kinder bleiben gehemmt und unbeholfen im Umgang mit der Sprache.

Das unterschiedliche Verhalten der Mütter und der gegensätzliche Erfolg für das spätere sprachliche Verhalten ihrer Kinder entspricht einem grundlegenden Unterschied der sozialen Situation dieser Schicht in den beiden benachbarten, einander so ähnlichen Ländern. In Süddeutschland gibt es seit vielen Jahrzehnten das Heer von Beamten eines Großstaates, Lehrer, Ärzte und andere *white collar officials.* Sprachliche Gewandtheit und Bildung garantieren den Zutritt zu diesem »pool«, der relative Sicherung mit beinahe erblichen Privilegien verbindet, *sofern* Ordnungsliebe, Sauberkeit, Verläßlichkeit und Subordination gegenüber den herrschenden Werten, den Werten der Herrschenden vorhanden sind. Diese Werte werden auch in der Schweiz verlangt und geboten. Ein Beamtenheer gibt es jedoch nicht. Lehrer, Ärzte und Schreiber werden noch heute von kleinen und kleinsten Gemeinden und Interessengruppen in ihre Dienste genommen. Bildung und sprachliche Gewandtheit bieten dem Kind des Kleinbürgers keine Sicherheit, denn sie lassen es nicht automatisch in jenes Reservoir gebildeter Kleinbürger eintreten, das es nicht gibt. Vielmehr macht sprachliche und intellektuelle Gewandtheit ihn jenen Gruppen verdächtig, die den gebildeten Kleinbürger einzeln und auf Zeit, nicht auf Generationen hinaus, in ihre Dienste nehmen. Verdächtig ist er nicht nur, weil er dem bäuerlich-puritanischen Ideal der Bescheidenheit und Zurückhaltung ins Gesicht schlägt. Er wäre für einen auf Prestige und Macht gerichteten Rivalitätskampf gerüstet. Da er sich nicht wie in Deutschland im Wettbewerb mit seinesgleichen (nicht frei, sondern um den Platz in der kleinbürgerlichen Beamtenhierarchie) bewähren kann, würde er seine Fertigkeiten gegen die Angehörigen jener Gruppe richten, die ihn in ihre Dienste nimmt. Darum haben die Mütter recht, wenn sie die Bedürftigkeit ihrer dreijährigen Kinder zwar dazu verwenden, ihnen Verhaltensweisen zu vermitteln, die denen ihrer deutschen Schichtgenossen gl chen, ihr sprachliches Verhalten jedoch so steuern, daß sie sich nicht in einen Dialog mit dem Kind einlassen, es in Unsicherheit halten, ob und was es sagen kann, soll und darf. Es lernt, sich so zu verhalten, wie es soll, ohne sich zu artikulieren, und es wird das Defizit an sprachlicher Gewandtheit später nie mehr ausgleichen können. Damit trägt es zur Sicherung seiner Dienststellung bei; den Aufstieg muß es anderen Fertigkeiten verdanken, die eben hier Anklang finden und Erfolg bringen, in dem bescheidenen Rahmen, der ihm gewährt ist.

Es wäre uns möglich, den hier skizzierten Entwicklungsschritt als Rekonstruktion frühkindlicher Entwicklungsschritte genauer zu belegen und die Situation süddeutscher und schweizerischer gebildeter Kleinbürger soziologisch weiter zu klären. Das Ergebnis wäre: die Erziehung in der Frühkindheit ist mit den Erfordernissen und Zwängen der Verhältnisse, in denen die betreffenden Eltern leben, noch vollkommener abgestimmt, als man vermuten könnte.

Der Einwand liegt nahe, daß einzelne solcher Entwicklungsreihen nichts beweisen, daß man die gleichen rekonstruktiven Versuche mit irgendwelchen Kindern aus Familien in irgendwelchen sozialen Verhältnissen machen kann. Seit Jahrzehnten haben ganze Schulen von Forschern, vor allem die sogenannten Kulturanthropologen, eine ihrer Hauptaufgaben darin gesehen, nachzuweisen, daß die Kinder von Jägern zu Jägern erzogen werden, die von Ackerbauern zu Ackerbauern, daß die Kinder einer herrschenden Adelsschicht nicht nur die Werte und Vorurteile, sondern auch die Denk- und Verhaltensweisen ihrer Familien mit auf den Weg bekommen, und daß sich diese mit der Sozialisation (bei exotischen Völkern nannte man es Enkulturation) erworbenen Eigenheiten zum Unglück der Betroffenen nicht ändern, wenn veränderte Lebensverhältnisse es verlangen würden. Auswanderung, Wandel der ökonomischen und politischen Situation können gegen den durch die Generationen fortgesetzten Zwang, die Kinder wieder so zu erziehen, wie es für die ehemalige Situation der Eltern und Vorfahren richtig war, nichts ausrichten. Was beim Kleinbürger anders ist, ihn auszeichnet, und was wegen des konservativ-bewahrenden Inhalts der Ideale und Werte, die er seinen Kindern zumeist eingibt, leicht übersehen wird, ist nicht die Tatsache, daß er seine Kinder enkulturiert, dem Ergebnis der eigenen Sozialisation anpaßt. Das Besondere ist bei ihm, daß der Erfahrungsschatz der eigenen Familie geformt, überlagert und gesteuert wird von gesellschaftlichen Kräften, die wir, weiter oben, mit dem Stichwort »Sicherung und Aufstieg« bezeichnet haben. M. a. W.: Kleinbürger sozialisieren die nächste Generation nach dem eigenen Bild; sie tun dies aber nicht als eigenständige, unabhängige Personen, sondern mehr als Angehörige anderer Klassen unter dem Einfluß der Makrosozietät, sie sind als Berufsleute und Erzieher Spielball von Verhältnissen, während sie meinen, daß die Verhältnisse ihnen und ihren Kindern dienen.
Leicht scheint es, dem Kleinbürger auch diese Besonderheit abzusprechen. Ist nicht der Proletarier noch viel mehr ein Spielball der Verhältnisse? Ist er sich etwa bewußt, daß er seine Kinder für diese seine soziale Lage erzieht, daß er ihnen – von Ausnahmen abgesehen – eine Entwicklung aufdrängt, die eher dazu angetan ist, diese Lage zu perpetuieren, als sie zu verändern? Der Einwand stimmt. Das Besondere des Kleinbürgers ist nicht, daß er Spielball von Verhältnissen ist, sondern daß diese sich zu Kräften artikulieren, die sein Innenleben, seine Denk-, Handlungs- und Erziehungsgewohnheiten stärker verändern, als dies bei Angehörigen anderer Klassen die Regel ist. Vielleicht ist »stärker« nicht richtig. Der Unterschied ist eher qualitativ als quantitativ zu fassen. Um das zu zeigen, zeichnen wir aus der »psychologischen Geburt des Kindes« eine Entwicklungslinie nach.

Einer der am besten studierten Schritte psychischer Strukturierung ist das,

was Freud die »Aufrichtung des Überich« genannt hat. Das Kind verinnerlicht Gebote, Verbote und Ideale, die allesamt aus der sozialen Umwelt stammen. Freud gebrauchte die Formel, daß der Knabe die Autorität des Vaters in sich aufrichtet; später sprach man vom Vorbild beider Eltern und anderer Erzieher, die als Überich dem Ich gegenübergestellt werden. Sobald die Aufrichtung des Überich stattgefunden hat, handelt der Mensch nicht mehr nur nach seinen Bedürfnissen. Soziale Forderungen und Ziele stehen seinen individuellen Bedürfnissen gegenüber, verändern, steuern oder hemmen sie. Das denkende und handelnde Ich ist hinfort gezwungen, sich zwei sozialen Realitäten anzupassen: einer inneren, dem Abbild sozialer Regulationen im Überich, und einer äußeren. Zuerst nahm man an, daß eine besonders strenge Erziehung die Aufrichtung eines besonders strengen, unerbittlichen Überich zur Folge habe. Diese Auffassung mußte man bald korrigieren. Gerade eine wenig strenge, permissive Erziehung vermag ein unerbittliches Überich zu erzielen: Schuldgefühle, Angst oder ein lähmendes Gefühl kläglichen Versagens treten auf, sobald die Person die Gebote ihres Überich nicht mehr befolgt, ihren Idealen nicht nachlebt.

Diese Vorgänge begleiten in tausend kultur- und schichtspezifischen Varianten und in unzähligen individuellen Ausformungen die psychische Entwicklung in allen bekannten Völkern und Schichten. Was für Kleinbürger typisch ist, wäre nicht einmal die genaue Übereinstimmung der von ihnen bewußt oder unbewußt übermittelten Forderungen und Ideale, die sie aus der nächsthöheren Schicht oder Klasse übernommen haben. Es ist die Absolutheit, das Unbestreitbar-Unwiderrufliche, das dem kleinbürgerlichen Überich anhaftet, die Kluft, die sich zwischen dem der äußeren Realität zugewandten und sich anpassenden Ich und dem verinnerlichten Überich auftut und die nicht leicht überbrückt werden kann.

Die Verinnerlichung des Überich ist kein einmaliger Prozeß, der zu einem statischen Zustand – hie Ich, hie Überich – führt. Widersprüche zwischen individuellen Bedürfnissen und in die Erziehungsschritte eingebauten Einschränkungen und Forderungen werden zu Konflikten. Der Gang der Auseinandersetzung zwischen den sich entfaltenden Eigeninteressen und denen der Erzieher (im weitesten Sinn dieses Ausdrucks, auch Vorbilder, abschreckende, negative Beispiele) bestimmt das Ergebnis. Je eher Protest und Nachgeben, Abweichen, aktives Verändern und Anpassen oder Unterwerfung in einem Wechselspiel, das jedenfalls zu krisenhaften Zuspitzungen neigt, miteinander abwechseln, desto größer ist die Aussicht, daß das Überich der nächsten Generationen ihrem neuen Ich und der alten Tradition, ihrer eigenen sozialen Umwelt und der ihrer Herkunft entspricht. Die kleinbürgerliche Sozialisation verhindert einen vollständigen Ablauf dieser Prozesse, die sich bis weit ins Leben des Erwachsenen hinziehen. Kleinbürgerliche Eltern sind wirklich »Außengeleitete«, nach einem Ausdruck des

amerikanischen Soziologen Riesman. Dieser meinte, die amerikanische Gesellschaft habe sich in den fünfziger Jahren verändert: Jedermann schiele nach dem, was der Nachbar tut, statt sich nach überkommenen Werten zu richten. In der Tat tun das alle Menschen in der kleinbürgerlichen Situation; denn die Werte und Regeln, die sie vertreten, sind nicht die der eigenen sozialen Situation, sie sind »obligat entfremdet«. Die Folgen für die Heranwachsenden sind einseitig. Sie können ihr Überich nicht im lebendigen Austausch mit einer menschlichen Umwelt konstituieren. Zuerst sind wohl übermächtige und zum Teil auch bewundernswerte Vorbilder da, die Anlaß genug zu einer Auseinandersetzung geben. Kaum wendet sich aber die nächste Generation im Protest gegen die Altvorderen, treten diese in Ausstand: Nicht wir selber sind es, sondern Sachzwänge, objektive Gegebenheiten, allgemeingültige unbestreitbare Werte, welche man dir vorgegeben, eingegeben hat. Wir sind bloß Mittler. Wir können nichts dafür. Wenn du nicht damit leben willst, wie wir es dir gezeigt haben, hast du selber die Konsequenzen zu tragen. Kurz: eine Modifikation und Anpassung des Überich findet in der Sozialisation nicht statt. Wenn das Gefühl kläglichen Versagens, das aus der wirklichen sozialen Situation stammt, zu groß wird, bleibt noch der Ausweg, sich nochmals mit den verinnerlichten Forderungen zu identifizieren: nach dem Genuß einer autoritären Erziehung ein autoritärer Mensch zu werden.

Das Leben des Kleinbürgers wird schwierig, weil er bei seiner Sozialisation statt eines vollständigen feed–back im Kraftfeld einseitiger Einwirkungen gestanden ist, weil er die widersprüchliche Situation, in der er aufgewachsen ist, nicht rechtzeitig austragen konnte. Er trägt sie mit sich herum. Das macht sein Leben schwierig.

Natürlich hat er verschiedene Möglichkeiten. Die eine ist, daß er sich dem fügt, was er als Auftrag in sich trägt, ordentlich, brav und verläßlich das angespannt ruhige Leben forsetzt, für das seine Erzieher ihn ausgestattet haben. Das geht, solange seine äußere Situation es zuläßt, solange keine wirtschaftlichen Krisen und Umwälzungen drohen. Doch es ist mühsam. Man wäre den inneren Druck gerne los. Da sucht man nach äußeren mächtigen Instanzen, die loben, lohnen oder strafen, denen man seine inneren Forderungen überantwortet, um sie damit vorerst loszuwerden. Unterwerfung unter solche Instanzen, Mächte, Führer entlastet den inneren Konflikt. Freilich muß und kann man den inneren Kampf dann gegen außen fortsetzen; darf die Macht, der man sich unterworfen hat, nicht mehr in Frage stellen; muß die Aggression, die man gegen oben unterdrückt, gegen unten weitergeben. Es entsteht der »Radfahrer«–Typus und derjenige, der im ewigen Neid und Konkurrenzkampf gegen Seinesgleichen eine Art innerer Entlastung findet. In vielen Varianten, als Typus zum Schimpfwort geronnen, ist der kleinkarierte Kleinbürger entstanden, konservativ und

ängstlich, aggressiv gegen Schwächere, unterwürfig gegen Stärkere, ein Bewahrer von Idealen, denen er nie nacheifern wird, ein untergründiger Gegner von Seinesgleichen, ein Mensch, der seine Bedürfnisse so lange unterdrückt und verändert hat, bis sie mit dem zusammenfließen, was seine unerfreulichen sozialen Verhältnisse ihm bieten.

Eine andere, gleichsam gegensätzliche Möglichkeit, den Konflikt loszuwerden, der zwischen Überich und Ich besteht, tritt seltener in Erscheinung, doch oft genug, um auch hier einen zum Schimpfwort hypostasierten Typus herzugeben: den kleinbürgerlichen Anarchisten. Das unbequeme Überich ist nicht zufriedenzustellen. Eine Revolte gegen äußere Forderungen ist nicht gelungen, der Stachel sitzt jetzt tief im Fleisch der Seele: Machen wir ernst mit den Forderungen, folgen wir den Idealen; gehen wir über unser Ich mit all seinen Ansprüchen auf Vernunft, auf Sicherheit, auf besseres Leben hinweg. Das Ich identifiziert sich z. B. mit gegensätzlichen Idealen, es macht den Klassensprung, vertritt gerade diejenigen Interessen, die gegen die eigene Klassenlage gerichtet sind, oder wären: Denn gerade der Sprung in die Utopie, die Hoffnung, die gesamte Gesellschaft zu verändern, ist eine Lösung, welche dazu angetan ist, die innere Kluft zwischen Forderung und Wirklichkeit zu überwinden, den inneren Konflikt zum Schweigen zu bringen.

Zwischen den beiden Typen gibt es unendlich viele Möglichkeiten, vielleicht so viele, wie es Kleinbürger in immer wieder etwas anders und im Grunde immer wieder gleich auf sie einwirkenden sozialen Spannungsfeldern gibt. Dort wo der Bereich der freien künstlerischen Phantasie, wo bigotte und nationale Sektiererei und Extremismus, wo Askese oder hemmungsloser Hedonismus, wo immer irrationale Verhaltensmuster eine Schicht von Bürgern auszeichnen, empfiehlt es sich zu vermuten, daß sie, die zu Extremen neigen, sich aus jener »unmöglichen« Klassenlage heraus zu dem entwickelt haben, was und wie sie sind. Die Abolitionisten aus Neuengland, an der nordamerikanischen Ostküste, machten die Befreiung der Negersklaven in den Südstaaten zu ihrem Anliegen; kein Einsatz von Engagement einschließlich Blut und Leben für diese »gute Sache« war ihnen zu groß. Predigend und kämpfend haben sie den Südstaaten ihre »fortschrittlichen« Ideen aufgezwungen, die sie keineswegs auf die ausgebeuteten Arbeiter ihrer eigenen Heimat anwandten. Dabei folgten sie psychosozialen Gesetzen einer existenzbedrohten Kleinbürgerschicht; sie nahmen die Identifikation mit einer Idee (die übrigens an ihre religiöse Überlieferung anknüpfte) zum Leitbild, um Widersprüche zum Schweigen zu bringen. Was sonst alles diese unglückliche Schicht zum Leitbild nehmen kann, um verinnerlichte Widersprüche zu entlasten, muß hier nicht weiter ausgeführt werden.

Wenn sich Kleinbürger vollständig vom Hauptanliegen ihrer Schicht distanzieren und sich selber, ihre Ideen, ihr Engagement, ihre Familie und ihr Leben dem Kampf für die Unterdrückten, Ausgebeuteten, Diskriminierten widmen, ist das nur scheinbar ein Auseinanderklaffen von Ideologie und Klassenlage. Für den Statistiker mögen das zahlenmäßig zu vernachlässigende Einzelfälle, Ausnahmen sein. Für den Fortschritt, für alle revolutionären Bewegungen, alle Entwicklungsimpulse in Kunst und Literatur sind diese Ausnahmen von großer Bedeutung. Von den Werten einer humanistischen Weltanschauung, einer geläuterten christlichen Nächstenliebe und eines dem Gedankengut der Aufklärung entstammenden Fortschrittsglaubens wird in den Schulen und Bildungsinstituten jedem, der unter dem Druck einer strebensorientierten Erziehung teilnimmt, genügend vermittelt. Wie kommt es, daß bei Einzelnen diese Ideale lebensbestimmende Kraft bekommen, während sie bei der Mehrzahl entfremdeter Überbau, wirkungsloser Überbau eines auf Aufstieg und Sicherung hin orientierten Lebensverhaltens bleiben? Selbsterlebte Diskriminierung und Zurücksetzung haben zur Folge, daß man Wut, Machtlosigkeit und eine Erschütterung des Selbstwertgefühls verspürt. In einer Schicht, die keine Klasse ist, die zwischen den Klassen aufgehängt in zahlreiche einander feindliche, über- und untergeordnete Gruppierungen zerfällt, können solche Erlebnisse in der Kindheit und Adoleszenz nicht ausbleiben. In der Biographie und gar erst in der Psychoanalyse von Personen, die den »Klassensprung« mitgemacht haben, stellen sie entscheidende Wendungen dar. Der Kleinbürger ist sich seiner Diskriminierung, d. h. der Unterprivilegierung im Verhältnis zu den Aspirationen, die ihm einerzogen worden sind, eher bewußt als der Proletarier, der nach seiner Sozialisation auf keine andere soziale Situation (bloß auf eine Verbesserung der eigenen) Anspruch hat. Im Tiefpunkt solcher Erschütterungen ist es eine Erleichterung, sich mit Idealen zu identifizieren, die den Selbstwert erhöhen. Wenn gar das Engagement für die Ideale der Brüderlichkeit und Gleichheit in einen aktiven Kampf umgewandelt werden kann, ist, vorerst einmal, der Widerspruch zwischen der konkreten sozialen Lage und den verinnerlichten Idealen aufgehoben, das Ich aus seinem Zweifrontenkrieg entlassen, das Selbstgefühl durch eine Aktivität wiederhergestellt, die konform mit inneren Forderungen und der identifikatorischen Teilnahme am Schicksal der Entrechteten vor sich geht. Mit dieser Dynamik wäre gut zu erklären, daß die dritte Generation von Einwanderern in den USA ein besonders hohes Kontingent an liberalen und radikalen politischen Kämpfern gestellt hat. Ihre Eltern hatten die vollständige kleinbürgerliche Situation erreicht. Sie selber, in der oben geschilderten Dichotomie erzogen, waren besonders empfindlich für die Erniedrigungen und Zurücksetzungen, die noch ihre Eltern, sie selber nicht mehr in massiver Art, dafür aber andere diskriminierte ethnische

Gruppen zu erleiden hatten. Wenn allerdings der Kampf um die hochgehaltenen und mit der Heftigkeit einer inneren Notwendigkeit verfochtenen Ideale eine Pause hat, erzwungen durch Krankheit, Mißerfolg oder eine Änderung der politischen Situation, kann es leicht geschehen, daß der Klassensprung plötzlich zurückschnappt. Die aufopfernden Ideen und Taten werden wieder zum entfremdeten Überbau. Das äußerlich ruhige, innerlich zu unüberwindbaren Konflikten angespannte Leben des anpassungsbereiten Kleinbürgers tritt wieder in seine Rechte.
Es ist nicht zwangsläufig so, daß ein verinnerlichtes Überich unverändert während des ganzen Lebens festgehalten wird. Doch können kaum wesentliche Änderungen seines Inhalts, noch weniger solche seiner Wirkungsweise, ohne intensive menschliche Kontakte vor sich gehen. In den meisten Sozietäten stehen den vertikal-hierarchisch organisierten Gruppen horizontale gleichwertiger, gleichberechtigter, oft auch gleich alter Teilnehmer gegenüber. Werten und Regeln, die in der Familie, die zwangsläufig altershierarchisch organisiert ist, übernommen und verinnerlicht werden, pflegt die horizontale Gruppe zu widersprechen, Gegenwerte und gegensätzliche Ideale zur Verinnerlichung anzubieten. Es ist eine Besonderheit, die dem bürgerlichen Staat und in höchstem Maß der Industriegesellschaft zukommt, daß sie dauerhafte horizontale Gruppierungen entbehren, die es in zahlreichen vorkapitalistischen Sozietäten gegeben hat und noch gibt. Denn Schule, Militär und Arbeitswelt sind hier ebenso hierarchisch strukturiert wie die Familie.

Wir haben vieles Charakteristische für den Kleinbürger von der frühkindlichen Sozialisation abgeleitet. Dabei vergessen wir nicht, daß für Marx das soziale Leben erst beginnt, wenn der Mensch in den Produktionsprozeß eintritt, wenn er seine erste Lohntüte in Empfang nimmt. Ist er jetzt hoffnungslos unveränderlich sozialisiert? Vermag seine wirkliche ökonomische Lage, oder wenigstens seine Erkenntnis dieser Lage, nichts mehr in ihm zu ändern? Wir glauben das nicht. Aber die Welt, in die er eintritt, müßte, für den übersozial sozialisierten Kleinbürger, eine andere sein als die »der deutschen Fabrik«, eine solche, in der brüderliche Identifikationen ohne hierarchisches Machtgefälle herrschen. Man mag einwenden, daß es solche Gruppen doch gebe; vielleicht nicht in der Arbeitswelt, aber an den Universitäten, in Jugendbünden und politischen Bewegungen. Wir zweifeln sehr daran. Ausnahmen für kurze Zeit lassen wir gelten. Die 68er Jahre, so kurz sie waren, wirken noch nach. Doch wenn man diese Gruppen auf ihre vertikale oder horizontale Struktur untersuchen will, muß man nur darauf achten, ob in ihnen die Probleme, welche das größte emotionelle Interesse beanspruchen, anders gestellt, anders gelöst werden, als es in der kleinbürgerlichen Familie der Fall ist. Wenn das Verhältnis zwischen Frauen und

Männern ebenso gestört ist, wenn die Abspaltung der Sexualität gleich häufig vorkommt wie in der kleinbürgerlichen Familie, ist dies zwar nicht die Ursache, aber ein sicheres Anzeichen dafür, daß diese »Brüdergemeinde« nicht geeignet sein wird, die innere Kluft, welche die Sozialisation ihren Teilnehmern mitgegeben hat, zu überbrücken, ihrem inneren Zwiespalt entgegenzuwirken.

Nicht die Technisierung, die Industrialisierung und auch nicht die Akzeleration ökonomischer und technischer Verhältnisse können wir für das Phänomen des Kleinbürgertums verantwortlich machen. Immer wenn eine soziale Schicht unter einer ökonomischen Bedrohung lebt, bei der Sicherung und Aufstieg als Sicherung nötig sind, erfolgen typische und tiefgreifende Eingriffe in den Sozialisationsprozeß. Diese wirken sich im scheinbar widersprüchlichen, obligat irrationalen Verhalten des Kleinbürgers aus, der stets das vertritt, was gegen seine »objektiven Interessen« gerichtet ist. Die Widersprüche, welche seine objektiven Interessen enthalten, sind so groß, daß sie nicht überwunden werden können. Statt dessen werden sie verinnerlicht und müssen fortdauern.

Paradoxerweise breitet sich das Kleinbürgertum gerade dort aus, wo es scheinbar (»objektiv-ökonomisch«) seine Existenzberechtigung verloren hat (DDR) oder noch nicht hat, wo es an Herrschaftsmonopolen noch nicht partizipiert (Portugal, Entwicklungsländer). Die gesellschaftlich gebrochene Situation, Ideologie versus objektive Basis, ergibt den Zwang zur Verinnerlichung der äußeren Widersprüche. Die Sozialisation in der Familie, welche mit den Widersprüchen selber nicht fertig geworden ist, sie nicht zum Austrag bringen konnte, ergibt das haltbarere Ergebnis. Überflüssig zu sagen, daß es für das Gemeinwesen nicht das bessere sein kann.

neu bei TRIKONT

MÄNNERBILDER

GESCHICHTEN UND PROTOKOLLE VON MÄNNERN UND MÄNNERGRUPPEN

„Wir schreiben von den Erfahrungen, die unser Selbstbild als Männer ins Wanken bringen, von unseren Wünschen und Sehnsüchten. Wir haben uns zu Männern dressieren lassen, die sich gegenseitig bekämpfen oder in falscher Kumpanei verbrüdern. Wir wollen unsere eigentlichen Gefühle nicht rauslassen, denn damit könnten wir uns schwach, liebesbedürftig, gewalttätig und böse zeigen..." 160 Seiten 10 Mark

Sharon R. Curtin

Niemand stirbt, weil er alt ist

Die exzentrische Lebensweise, die alle Alten auszeichnet, ist für die Autorin eine eigenständige, originäre Kraft, der der Zugang zur Gesellschaft versperrt ist. Aus dieser Kraft kann ein zorniger Aufstand der Alten möglich werden, eine Revolte gegen Einsamkeit, Isolation, Verunsicherung, Krankheit aber auch Mitleid. Ca. 160 S. ca. 15 Mark

Vine Deloria

Nur Stämme werden überleben

Indianische Vorschläge für eine Radikalkur des wildgewordenen Westens

ca. 120 Seiten ca. 12 Mark

174 Seiten 12 Mark

Operation Menschenfresser

Wie und warum wir Carrero Blanco hingerichtet haben.
Ein authentischer Bericht der baskischen Befreiungsfront E.T.A.
ca. 200 Seiten ca. 20 Mark

In Kooperation mit dem Karin Kramer Verlag Berlin.

Victor Serge:. GEBURT UNSERER MACHT
Übersetzt von Peter Paul Zahl.
ca. 250 Seiten ca. 18 Mark

Gerard Hof: HUNDE WOLLT IHR EWIG STERBEN
Reflexionen eines französischen Psychiaters
ca. 200 Seiten ca. 20 Mark

Büttel, Schutzmann, Prügelknabe

Staatsgewalt als Motiv deutscher Lyrik von 1816-1976. Gedichte, Lieder, Balladen. Hrsg. von E.U. Pinkert. Mit einem Vorwort von W. Abendroth.
136 Seiten 10 Mark

Michael , Bommi' Baumann
„WIE ALLES ANFING"
EINE DISKUSSION

Texte von: *Daniel Cohn-Bendit, Erich Fried, der Bewegung 2. Juni, Heinrich Böll, Brigitta Wolf...* *ca. 60 S. ca. 5 Mark*

Gisela Bock: DIE „ANDERE" ARBEITERBEWEGUNG IN DEN USA VON 1905-22
(I.W.W. The Industrial Workers of the World) *ca. 180 S. ca. 14 Mark*

TRIKONT-VERLAG Josephsburgstr. 16 8 München 80

Peter Härtling
HÖLDERLIN

Ein Roman

604 Seiten. Leinen. DM 32,–

»... so ist es auch nicht gut, wenn die Menschen sich vor allem fürchten, was nicht schon bekannt und ausgemacht ist, und deswegen jedes Streben nach einem Vollkommneren, als schon vorhanden ist, für schlimm und schädlich halten. Eben dieses scheint mir jetzt die allgemeinere Stimmung zu sein, und sie liegt mir deswegen so auf dem Herzen, weil sie im Kleinen wie im Grossen wirkt, und weil sich kein Mensch lossagen kann von dem schädlichen oder günstigen Einflusse der andern.«

(Hölderlin an seine Mutter, 16. November 1799)

Luchterhand

Brigitte Wormbs
Wem Gott will rechte Gunst erweisen . . .

Kürzlich fand ich in einem Reisemagazin unter den Tips für herbstliche Wanderungen das Foto einer Gegend aus der Rheinpfalz, »wo Wälder locken und grüne Wiesentäler«; die Täler sind deutlich sichtbar bis zum Rand vollgebaut mit einem Sammelsurium von Einfamilienhäusern, Hotels und Sanatorien, Gewerbe- und Verkehrsanlagen; die Wälder auf den Höhen haben riesige viereckige Löcher, von Land- und Forstwirtschaft geschlagen. Bildüberschrift: Du und die Natur. Dabei fiel mir ein populärwissenschaftliches Buch mit dem gleichen Titel ein, das früher als beliebtes Konfirmationsgeschenk den Grundstein für den Aufbau eines soliden Naturverständnisses legen sollte und außerdem die Liebe zur Natur wecken helfen wollte. Aber zurück zum Foto. Natur – wo ist sie hier zu sehen? Als Wort jedenfalls steht sie groß und grün über dem Horizont der gezeigten Landschaft, durchaus nicht ironisch gemeint oder gar polemisch, sondern eher beschwörend wie ein magisches Zeichen für das, was den Wanderer hier in der Rheinpfalz angeblich erwartet – und was er vor allem selber von einem »idyllischen Ausflugsziel« erwartet, wie man weiß.

Denn seine Wunschvorstellungen sind getestet. Wenn es nämlich stimmt, daß die Werbung nicht so sehr neue Wünsche weckt als vielmehr ein glaubwürdiges Verzeichnis vorhandener Bedürfnisse liefert, die sie zum Verkauf von Waren listig ausnutzt, dann muß ein Hauptziel vieler menschlicher Wünsche etwas sein, das auch auf den Reklameseiten der Zeitungen in Werbespots und wunderschönen Landschaftsbildern neuerdings wieder häufig unter dem Namen »Natur« auftritt.

Blättern wir im *Stern*, im *Spiegel* oder im *Zeit-Magazin*. Da garantiert Wollsiegelqualität »die Vorteile der Natur«, denn »die Natur garantiert die Vorteile der Schurwolle«. Da steht geschrieben, »der Mann braucht Socken, die wie unverfälschte Natur sind, so wie Gras, Wasser und Sand . . . Bei Falke hören sie auf den Namen ›naturrein‹.« »Sir irish moos, die grüne Pflegeserie für den Mann« hat »Abenteuer und Frische« irischer Moor- und Seenlandschaften auf ihrer Seite. Der Frau empfiehlt sich »Pid sanft, so frisch und sanft wie die Natur nach einem milden Regen«. Es heißt auch, »die grüne Natur«, die »keine störenden Gerüche« kennt, sei in Airfresh-Luftfrische-Konzentrat wirksam. Zigaretten, beispielsweise Marke 8, verkörpern »die reine Natur«, liest man. Reval präsentiert sich »naturrein im

Tabak«. »Sonnige leichte Ernte 23« läßt Blumen auf lichtflimmernder Waldwiese für sich sprechen. Für Camel Filter geht der Naturbursche meilenweit durch jene Wildnis, wo sie zu wachsen scheint. Und »wer die Natur bewußt erlebt«, der kann am nächtlichen Lagerfeuer in freier Landschaft auch Richmond Tabak »echt genießen«.
Ins Grüne, »zurück zur Natur« lockt auch Neckermann mit dem abgebildeten »Komforthaus Avenue«, raus aus dem – ebenfalls drastisch dargestellten – Smog, »an den sauberen Stadtrand«, wo schließlich die vielen Komforthausherren in immer weiterem Umkreis sich und einander den Blick ins Grüne verbauen, den Weg »ins Freie« abschneiden. Und was dann? Die Tourismuswerbung gibt teuren Rat: »Freisein ist alles. Ist Air Canada« – dafür verbürgt sich die »unberührte kanadische Landschaft« im Bild. »Frei sein« kann man auch für ein paar Sommerwochen in Irland, »Irland – kein Urlaubsland für jeden, aber für Menschen, die ihr eigenes Ich wiederentdecken wollen« in der Einsamkeit der irischen Landschaft. Die Bergen Line wirbt um Entdecker ihres »ursprünglichen Norwegen«: »Entdecker lieben die Natur . . . Norwegen lebt, wie es Urlauber lieben. In der Natur. Mit der Natur. Von der Natur. Norweger müßte man sein. Zumindest für die Zeit eines Urlaubs.«

Aber wer ist »man«? Wer sind die Adressaten der »besonderen Geheimtips« für den möglichst individuellen »Naturlaub«, zu dem sich alle Genüsse einer Nordlandreise verdichten? Wer folgt »abseits vom Massentourismus« der neuen romantischen Strömung, nordwärts ziehend wie einst, im Geist das mythische Thule und die Verse Ossians? Wer hält's mit der Natur?
Antwort gibt in den gleichen Zeitungen die Seite, auf der sich Leser als Privatpersonen selbst darzustellen suchen, die Heiratsanzeigen-Seite. In der *Zeit* zum Beispiel meldet sich da die wanderfreudige, musikbegeisterte, naturliebende Wahlbadenerin mit interessantem akademischen Beruf. Die natürliche, warmherzige Akademikerwitwe mit Abiturwissensresten. Die leicht introvertierte Sozialpädagogin mit Vorliebe für Musik, Natur, großzügiges Wohnen. Die jugendliche Fachärztin, Anfang 30, die sich einen intelligenten Mann wünscht, der Freude an Kunst und das Bedürfnis nach Natur vereint. Die blonde, attraktive Mädchenfrau aus Hamburg, trotz abgeschlossenem Studium natürlich und unverbildet. Der sinnenfreudige extrovertierte Typ, sehr naturverbunden, politisch links. Der naturfreundliche leitende Angestellte, Akademiker. Der sportliche Naturfreund, 31. Der Einstein-Epigone auf Brautschau, der die Natur liebt, die unberührte Landschaft, der Herzensgüte und Natürlichkeit von seiner Partnerin erwartet. Das hochschulgebildete männliche Individuum, 27, das wichtige Voraussetzungen erfüllt sieht, wenn »ihr« die Natur sympathischer ist als die

Stadt. Der naturliebende, musikalische Studienrat von etwas romantischer Art, 36. Der Langzeit-Einzelgänger, 38, sehr naturverbunden, musisch angehaucht. Der erfolgreiche Jurist, Anf. 30, der glattes Parkett ebenso mag wie die freie, ursprüngliche Natur. Der naturliebende männliche Individualist, empfänglich für gute Gespräche und Landschaftseindrücke.

Der Anteil der Anzeigen, in denen das Wort »Natur« vorkam, war in der *Zeit* wesentlich höher als am gleichen Wochenende in einer Regionalzeitung wie der *Südwest Presse*, wo es sich allerdings wieder in den Annoncen fand, die Akademiker aufgegeben hatten (in beiden Blättern trat es bei Männern noch häufiger auf als bei Frauen). Naturliebe, Natürlichkeit als Bestandteil eines guten Charakters, als Wunsch oder Bedingung für das angestrebte Eheleben hängen offensichtlich mit einer gewissen Bildung zusammen, was ja im einzelnen auch die gängige Kombination von Natur mit Kunst, hauptsächlich mit Musik, erkennen läßt.

Wer ist also »man«, Subjekt und Objekt in einer Privat- und Konsumsphäre, in der so viel von Natur die Rede ist? (Bei den Stellenanzeigen ist »Naturliebe« als Charakteristikum oder Bedingung nirgends zu finden.)

Wir Kleinbürger sind's in erster Linie; genauer: wir einer kleinbürgerlich-bildungsbürgerlichen Schicht angehörenden oder entstammenden »Kopfarbeiter«. Wobei das Wort »wir« eigentlich kaum zu gebrauchen ist für diese Addition von Individuen, die noch ihre kollektiven Bilder wie die von der Natur dazu benutzen, sich sorgsam gegeneinander abzugrenzen. »Irland – kein Urlaubsland für jeden. Aber für Menschen, die ihr eigenes Ich wiederentdecken wollen.« Menschen, die stolz sind auf ihren Individualismus und zugleich unbefriedigt von ihren mangelhaften zwischenmenschlichen Beziehungen, weshalb Natur immer wieder Ersatzfunktionen übernehmen soll. Menschen wie du und ich, die ihre Identität im »Ferienhospital Natur« suchen und in ihrer Berufstätigkeit, in der meisten Zeit ihrer Lebensgeschichte also, mehr oder weniger zwangsläufig verdrängen.

Aber wie hat das angefangen in unseren einzelnen Leben, in all der »Trivialität« des Erlebten, das sich so unauffällig zur Geschichte summiert?

Als Kinder sangen wir beim Sonntagsausflug mit den Eltern: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen in Berg und Tal und Strom und Feld«. Und mit Eichendorff, der uns damals noch kaum als historische Person bekannt, aber in gemütbewegenden Liedern gegenwärtig war, erhoben wir uns über »die Trägen, die zu Hause liegen« und nur vom Kinderwiegen wissen, von »Sorgen, Last und Not um Brot«; über den Alltag also, den anderer Leute vor allem, aber auch über den eigenen, dem wir, so oft es ging, mit Butterbrot, Kartoffelsalat und einer Rolle Drops in Gottes »freie Natur« davonliefen. Nach den Richtlinien unserer education sentimentale war das Wandern unsere Lust, immer noch, obwohl es seit der Blütezeit der

Jugendbewegung schon wieder einen Krieg gab, der unsere Väter und Lehrer nach der Melodie des »schönen Westerwald« und des »Blümelein, das heißt Erika« marschieren ließ. Trotzdem wuchs so mancher von uns Angehörigen einer vielleicht verspäteten Generation noch auf, wie es Tomi Ungerer, geboren 1931, kürzlich in einem Nachwort zu seinen »Skizzen zu einem deutschen Volksliederbuch« beschrieben hat:

»Meine Kindheit gehört noch zu einer Zeit, die zur Jahrhundertwende passen könnte. Meine Mutter war eine wunderbare Geschichtenerzählerin, und wir nahmen an ihrer Vergangenheit so lebhaft teil, als wäre es unsere eigene gewesen . . . Wir hatten ein Klavier und es wurde viel gesungen. Weder Literatur noch die Zeichnungen allein noch irgendeine andere Musik können Empfindungen so in mir wachrufen wie ein einfaches deutsches Lied.«

Das geht wohl vielen von uns so, sonst hätte ja auch *Das große Liederbuch* von Tomi Ungerer nicht zum Bestseller werden können. Es rührt tatsächlich an eine sehr empfindliche Stelle in unseren kleinbürgerlich-mittelständischen Seelen. Eine ganze Welt hebt da an zu singen, trifft es doch immer wieder auf irgendeine Weise das Zauberwort. Und das heißt eben Natur; süße, heilige Natur, laß uns geh'n auf deiner Spur. »Und so zieh' ich in die Welt, andres denk' ich nicht dabei, als daß sie mir gefällt und immer noch voll Wunder sei.« Aber so vögleinfrei und wanderselig wie in Tomi Ungerers diesmal ziemlich heiler Welt von Bildern aus der guten alten Zeit will mir das nostalgische Fest des Gemüts nicht glücken. Die empfindliche Stelle ist, so scheint mir, doch auch ein wirklich wunder Punkt in unserem Leben.

Was ist das für ein Verhältnis zu Natur und Landschaft, das da drinnen in unserem deutschen Gemüt rumort und sich in all den wehmütigen, sehnsüchtigen oder auch munteren und zuversichtlichen Liedern Luft gemacht hat? Höhenluft über den alltäglichen Niederungen. »Den lieben Gott laß ich nur walten; der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld und Erd und Himmel will erhalten, hat auch mein Sach aufs best bestellt!« Jedenfalls scheint es auf einem so unerschütterlichen Vertrauen zu fußen, nicht nur in den Schöpfer, sondern auch in dessen Schöpfung »Natur«, daß sogar die Werbung heute noch für einen Zweck davon profitieren kann, der gar nicht unsere Sache ist.
Wahrscheinlich ist der Keim zu diesem ungeklärten Verhältnis in unseren individuellen Innenwelten schon sehr früh gelegt worden unter dem Einfluß von Bildern und Mythen, womit Erwachsene die Kinderstuben und -köpfe kolonisieren. Aber »Natur« ist, wenn ich mich recht erinnere, eigentlich kein Kinderwort gewesen; zumindest hatte es nichts zu tun mit dem, was wir uns als kleine Kinder draußen im Garten, auf Bauer Stangiers Wiese, im Eichenwäldchen oder am Siegufer spielend zugänglich machten. Da klaubten wir goldglitzernde Steine aus der frischen Kiesschüttung im

Hof, stopften probeweise rundgeformte schwarze Dreckklumpen in den Mund, rupften Sauerampfer und traten dabei mit bloßen Füßen auf Disteln, schrammten uns beim Klettern die Innenseiten unserer nackten Oberschenkel an rissiger Baumrinde auf und fühlten den glitschigen Ufermatsch zwischen den Zehen hochblubbern. Machten also mit unserem ganzen Körper sinnliche Erfahrungen an ganz bestimmten Orten und mit lauter konkreten Dingen, für die wir keinen Sammelnamen »Natur« hatten oder brauchten.

Damals unterschieden wir übrigens auch noch kaum zwischen Alltag und Sonntag. Und wenn uns doch einmal Bleylekleid und weiße Strümpfe vom gewöhnlichen Umgang mit den Dingen trennen sollten, dann machten wir nach Möglichkeit dem Sonntag einen schwarzen Strich durch die gutbürgerliche Rechnung und gingen wieder zur Ordnung unseres Tages über, der noch All-Tag ohne die übliche abwertende Bedeutung dieses Wortes war.

Erst als mit der Schule der Alltag auch für uns Kinder immer mehr Zwangscharakter annahm, muß sich unter der Obhut der gleichzeitig zugeführten Bildung die traditionelle Feier der Natur in unserem Gemüt breitgemacht haben. Von da griff sie dann mit wachsendem Abstand zwischen uns und den Gegenständen unserer ersten Tastversuche auch auf unser Verhältnis zur Außenwelt, zur Landschaft über.

Von der Hochebene der Abstraktion, die wir auf dem Bildungsweg erreichten, nimmt sich vieles auf der Erde nur noch undeutlich en bloc als »Natur« aus. Unser frühes Interesse an den handfesten Dingen, unser Dabei-Sein dicht am Boden nämlich, wurde mehr und mehr ersetzt durch ein Interesse an Bildern und Ideen. Man muß sich schon eine Menge Romantik angelesen haben, um vom greiflustigen Kind zum schwärmerischen Waldgänger zu werden, der seine Identität mit Hilfe all der entlehnten Gefühle an seiner »Lust und Wehen andächtgem Aufenthalt« zu finden hofft, aber über des »Wipfelmeers gewaltigem Rauschen« seelisch taumelnd außer sich gerät – wie faß ich dich, unendliche Natur! Der »ewige Brunnen« stehender Reden und Gedanken der großen Meister und ihrer Epigonen, worin sich jeweils zeitgemäßes Naturgefühl scheinbar zeitlos verewigt hat, speist noch die aktuelle sinnliche Wahrnehmung.

Viele Stunden im »stillen Garten« der blauen Bücher über der Malerei des 19. Jahrhunderts und die Allgegenwärtigkeit der Kunstreproduktionen und -imitationen an Wänden, auf Postkarten, in Filmen und Prospekten ließen die »Natur«, die Landschaft, mit dem gebannten Blick der begnadeten Augen anderer sehen: Hans Thomas scheinbar so innige Naturverbundenheit, Schwindts Märchenwald, Ludwig Richters Hausbuch besonnter Ländlichkeit, Caspar David Friedrichs Landschaftsvisionen mischten sich aus der Vergangenheit in unsere Innerlichkeit ein, und eine Welt von Bildern

baute sich da auf so still, die eingefleischter Inbegriff von »Natur« blieb, auch als draußen auf dem Land allmählich kommerziell verwilderte, was ihrer alten Schönheit einmal Modell gestanden haben mochte.
Wir schluckten in unserer Jugend viel Neo-Romantik aus zweiter Hand, aufbereitet von einer Generation von Erziehern, die ihre eigenen Ansichten von der Natur noch aus jener »alt-neuen, revolutionär rückschlägigen Welt« der Zwanziger Jahre bezog, in der die einst so leidenschaftlich propagierte Freiheit des Individuums nicht selten zur Libertinage am Busen der Natur verkommen war, während sich bodenständige deutsche Seele zum Widersacher des Geistes aufgeschwungen hatte. Aber was waren, mit Brechts Worten gefragt, »die realen äußeren Motive für die seelischen Bewegungen«? Sie sind in der spezifischen historischen und gesellschaftlichen Situation der vereinzelten Kleinbürger aufzuspüren, die es mangels Geld, Einfluß und Ansehen schwer hatten, in ihrem Alltagsleben und im Bereich des Materiellen Befriedigung zu finden, so daß sie ihr Heil in der sentimentalen Flucht in eingebildete oder noch konservierte Freiräume suchten.

Politische Machtlosigkeit und ökonomische Schwäche hatten schon im wilhelminischen Deutschland um die Jahrhundertwende in den Kreisen des gebildeten Kleinbürgertums eine neo-romantische Kehrtwendung zur Natur ausgelöst. Während das mit dem Adel liierte Großbürgertum auf der einen Seite immer mehr Macht und Kapital an sich brachte und das zunehmende großstädtische Proletariat auf der anderen Seite immer nachdrücklicher seine Forderungen stellte, bauten sich die bedrängten Schichten zwischen den Extremen die ehemaligen Bastionen des bürgerlichen Freiheitskampfes, dessen vorwärts weisende Leitidee Natur gewesen war, zur Fluchtburg eines Mythos aus, worin Natur eine euphorische Sicherheit vor Kommerzialismus und Sozialismus zu gewähren schien. Hier trafen sich, weit entfernt von politisch entschiedener Solidarisierung, Naturschwärmer verschiedener Herkunft zu gemeinsamer Beschwörung der Freiheit, die schon rund fünfzig Jahre früher Wilhelm Heinrich Riehl, einer der Väter des jetzt aktuell werdenden Naturschutzgedankens, gemeint hatte, als er in seiner *Naturgeschichte des deutschen Volkes* schrieb: »Der Wald allein läßt uns Kulturmenschen noch den Traum einer von Polizeiaufsicht unberührten persönlichen Freiheit genießen.« Er hatte auch gefordert: »Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch, damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiterschlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.« Mit dem deutschen Naturgefühl verband sich also der Mythos der Nation in tautologischer Rechtfertigung durch sich selbst. Was schon in Riehls Augen deutsches Wesen vorteilhaft von »welschem Unwesen« unterschieden hatte, wurde

nach dem Ersten Weltkrieg von völkischer Reaktion zielstrebig eingesetzt: das geschlagene deutsche Volk sollte am deutschen Wald, dieser »Verjüngungskraft unserer Nation« genesen, vor allem auch von den »Entartungs-« und »Zersetzungserscheinungen« in der Stadt, die jetzt im Zusammenhang mit Warnungen vor »proletarischen Umtrieben« zur Sprache kamen.
Die Stadt war auf verschiedenen Seiten in Mißkredit geraten. Auch die Jugendbewegung wußte ein Lied davon zu singen. Aus grauer Städte Mauern zog sie hinaus, um – bei aller Opposition zur Gesellschaft der Väter – an Lagerfeuern in »freier Natur« die Ressentiments der Vorfahren gegen die Zivilisation im allgemeinen und die Stadt im besonderen wieder aufzuwärmen. Mit den Wandervögeln zog »Die neue Zeit«, worin der Verfasser eines »Aufrufs an die Jugend« 1922 seinen Lesern »klar bewußt« zu machen suchte, »daß unser Ruf und unsere Tat: Vorwärts mit der Natur! gegen alles Unnatürliche! uns am besten schützt vor den Folgen der uns aufgebürdeten, lawinenartig anwachsenden, himmelschreienden Not, hervorgerufen durch die abscheulichen Maßnahmen des Weltkapitalsystems.«
Im Verwendungszusammenhang erst offenbart der scheinbar eindeutig neutrale Begriff Natur seine politische Ambivalenz: während völkische Reaktionäre auf dem Weg zurück zur Natur ihre restaurativen Absichten verfolgten, strebten Naturfreunde aus der Arbeiter- wie der Jugendbewegung auf der anderen Seite vorwärts mit der Natur aus den versteinerten sozialen Verhältnissen hinaus zur Sonne, zur Freiheit. Aber mit rückwärts gerichtetem Blick war schlecht voranzukommen: Mystifikationen entschärften auch die antikapitalistische Subversion, die in den Riten der Jugendbewegung verzerrt zum Ausdruck kam.
Der Traum von der persönlichen Freiheit in der Natur war ausgeträumt, als sich schließlich der »Mythus des 20. Jahrhunderts« dieses Reservats kleinbürgerlicher Sekurität und Innerlichkeit bemächtigte. Alfred Rosenberg wies 1938 die »Wege deutscher Kunstpolitik« unmißverständlich zurück zur Natur:

»Das deutsche Naturgefühl, wie es sich in der Liebe zu Tier und Landschaft immer wieder gezeigt hat, ist in den letzten Jahren wieder stark hervorgebrochen; eine nationalsozialistische Kunstpflege wird diese Entwicklung mit allen Mitteln fördern, ist sie doch nur ein Ausdruck des allgemeinen deutschen Wesens, das sich in weltanschaulichen Bekenntnissen durch alle Zeiten ebenso deutlich ausgesprochen hat wie in der biologisch-rassenkundlichen Gesetzgebung des Dritten Reichs.«

Grund genug für die intellektuelle und künstlerische Avantgarde in der Bundesrepublik, sich nach 1945 entschieden vom traditionellen Tummelplatz deutscher Naturgefühle abzuwenden, die – an sich legitimen Bedürfnissen entstammend – bisher von rechts mißbraucht und irregeführt, von links vernachlässigt worden waren. Zugleich ließ sie allerdings weiterhin das gesamte Thema Natur und Landschaft überhaupt rechts liegen. Jetzt

fand offene Ohren, was Brecht in den »finsteren Zeiten«, denen wir entronnen waren, »an die Nachgeborenen« geschrieben hatte: »Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt?«

Aber als dem ideologischen Mißbrauch der Natur- und Heimatidylle mit Wiederaufbau und Wirtschaftswunder die handgreifliche Zerstörung unserer Umwelt folgte, wurden antikapitalistische Kräfte im gesellschaftlichen Verhältnis zur Natur wieder mobilisiert.

Seit Anfang der siebziger Jahre wird wieder sehr viel über Bäume gesprochen im – meist ungeklärten – Zusammenhang mit den Untaten, für die sie uns entschädigen sollen. Natur wird wieder groß geschrieben – auf Plakatwänden, in Reiseprospekten und neuerdings auch in einer Literatur und Malerei, die gegen Ausbeutung und Unterdrückung durch die herrschenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Partei ergreift.

Aber ist das nicht doch ein recht hilfloser Antikapitalismus, dessen propagandistisches Potential zugleich von der Warenproduktion für ihren Profit ausgeschlachtet werden kann? Wir selbst liefern ihr das autoritäre Argument »Natur«, hinter dem sie sich mit ihren Verwertungsinteressen verschanzt. Mit der Werbung, an der Kleinbürger nicht nur als Verbraucher, sondern auch als bezahlte Erzeuger des Mythos beteiligt sind, schneiden wir uns ins eigene Fleisch: alle die erstarrten Muster kleinbürgerlicher Vorstellungen von Freiheit, Reinheit, Echtheit und Gesundheit, die sich mit dem Begriff Natur verbinden, dienen hier tendenziell dazu, daß auch der Rest von Realität, der den schönen Landschaftsbildern noch entspricht, zu schlimmerletzt kassiert ist. Nicht immer wird das so pointiert vor Augen geführt wie im neuen Möbelprospekt von COOP, der dem fotografierenden Kunden für das beste Bild der schönsten Eiche Deutschlands Möbelstücke aus »Echt Eiche natur« als Preis in Aussicht stellt.

Wo das ganze Prestige der Natur für die Ausbeutung materieller und menschlicher Reserven eingesetzt wird, werden Bedeutungen illusionistisch in Bausch und Bogen assoziiert, nicht Sachverhalte und Zusammenhänge genau genommen. Als ob die Natur nur Vorteile garantierte! (Daß sie auch negative Seiten hat, wird hierzulande meist nur im Hinblick auf die sogenannte »Dritte Welt« bemerkt, wo man oft die »harte Natur des Landes«, die »Grausamkeit der Natur« für elende Lebensbedingungen Einheimischer verantwortlich macht.) In unserer zivilisierten westlichen Welt aber sind uns technische und industrielle Errungenschaften allmählich so unheimlich und widerwärtig geworden, daß gerade wir Bildungsbürger uns schutz- und haltsuchend an das Markenetikett »Natur« klammern, wenn wir verläßliche und geschmackvolle Gebrauchsgegenstände (Möbel aus Naturholz) oder gesunde Nahrungsmittel (Reform-Margarine auf rein pflanzlicher Basis) haben wollen. Als ob nicht auch Kaffee, Wein, Schnaps,

Tabak, Meskalin, Marihuana, Opium und Morphium diese pflanzliche Basis hätten, die Gesundheit zu verbürgen scheint.
Was sagt also das Gütezeichen »Natur« auf den Dingen, die wir seinetwegen kaufen? Doch wohl zunächst einmal nichts anderes, als daß sich in unseren Köpfen ein Wertsystem damit verbindet, das alles andere als natürlich ist, nämlich das Produkt einer Bildung innerhalb kleinbürgerlicher Tradition. Unser Erziehungsbewußtsein von der Natur läßt uns summarisch verfahren, wo es um die genaue Kenntnis von bestimmten Eigenschaften und Wirkungszusammenhängen ginge.

Hinter dem abstrakt pauschalen »Bedürfnis nach Natur« steckt eine Menge noch schlecht begriffener konkreter Einzelbedürfnisse, die sich aber auf einen unausgesprochenen gemeinsamen Nenner bringen lassen. Er bezeichnet innerhalb der ungeheuren Warensammlung und gegen sie das, was noch nicht verraten und verkauft ist. »Befragt über sein Verhältnis zur Natur, sagte Herr K.: ›Ich würde gern mitunter aus dem Hause tretend ein paar Bäume sehen. Besonders da sie durch ihr der Tages- und Jahreszeit entsprechendes Andersaussehen einen so besonderen Grad von Realität erreichen. Auch verwirrt es uns in den Städten mit der Zeit, immer nur Gebrauchsgegenstände zu sehen, Häuser und Bahnen, die unbewohnt leer, unbenutzt sinnlos wären. Unsere eigentümliche Gesellschaftsordnung läßt uns ja auch die Menschen zu solchen Gebrauchsgegenständen zählen, und da haben Bäume wenigstens für mich, der ich kein Schreiner bin, etwas beruhigend Selbständiges, von mir Absehendes, und ich hoffe sogar, sie haben selbst für die Schreiner einiges an sich, was nicht verwertet werden kann.‹« Mit der antikapitalistischen Intention, den Verwertungszusammenhang und die zweckverhaftete Fremdheit der Gegenstände zu durchbrechen, verbündet sich ein genau gezielter Wunsch. Er richtet sich auf ganz bestimmte sichtbare Dinge, deren Bedeutung zwar gerade nicht in exakt definierbaren Zwecken aufgeht, sich aber auch nicht auf ein abstraktes Sinnbild »Natur« reduzieren läßt.
Aber wir können die wirklichen Eigenschaften der Dinge ja nicht nur auf Distanz und allein mit unseren Augen wahrnehmen. Auch unseren anderen Sinnesorganen entspringen Bedürfnisse, die quer zur derzeitigen Strömung des Warenverkehrs stehen, aber, statt sie aufhalten zu können, einfach weggespült zu werden drohen. Wir möchten nämlich auch mitunter gern in sauberen Flüssen oder Teichen baden, auf einer ruhigen Wiese in der Sonne liegen und allenfalls die Grillen zirpen hören, den Duft von Linden wieder riechen können und probieren, wie ein eben vom Baum gepflückter Apfel schmeckt; in einem Wald, der keine schiere Holzplantage ist, Pilze suchen oder ganz einfach das Anderswie und Anderswo von Gegenden in ungehemmter Bewegungsfreiheit spüren.

Wie kommt es nur, daß sich alle die Bedürfnisse, die wir mehr oder weniger vage mit Natur in Zusammenhang bringen, so schwer mobilisieren lassen zur Veränderung einer Alltagswelt, die ihre Befriedigung sukzessive hintertreibt? Das mag unter anderem an der Spaltung unseres Lebens liegen. Unsere angelernte Naturliebe findet hauptsächlich am Sonntag statt und in den Freizeitreservaten, wo wir Landschaft konsumieren. Hier nehmen wir störende Eingriffe auch in erster Linie als Verlust gewohnter Bilder wahr, nicht so sehr als Vernichtung vertrauter materieller Substanz.
Und zur Verteidigung unseres insgeheim anscheinend doch nicht so ganz ernst genommenen Naturgenusses in der Freizeit gehen wir eben nicht auf die Barrikaden, sondern suchen uns vorläufig einen anderen Bade- oder Picknick-Platz. (Dabei nehmen die Entfernungen zu, mit dem Platz lassen wir uns die Zeit rauben; das seit der Romantik als Freiheit gefeierte Umherschweifen ist hier schon wieder zum erzwungenen Nomadentum geworden.)
An unseren Werktagen aber verläßt uns das Gefühl der Naturverbundenheit. Am Arbeitsplatz eines »Kopfarbeiters« ändert sich formal ja auch meistens bei aller Umweltzerstörung so schnell nichts; das Büro, der Schreibtisch bleiben, auch wenn von da womöglich wirksame Impulse zu einschneidender Landschaftsveränderung ausgehen. Aber das passiert dann irgendwo »draußen«. Hier drinnen glaubt man unterdessen, mit Natur so gut wie nichts zu tun zu haben. Diese weitverbreitete Meinung äußerte erst kürzlich wieder ein junger Diplom-Volkswirt, politisch links orientiert, der in der Regionalplanung arbeitet. Auf die Notwendigkeit der Berücksichtigung von Naturbedingungen und landschaftlichen Wirkungszusammenhängen gerade in der Raumplanung aufmerksam gemacht, meinte er wohlwollend, es sei sicherlich sehr wichtig, Natur und Landschaft zu erhalten; er sei ja auch Bergsteiger und wandere sehr gern. Aber in seinem Beruf müsse er leider andere Prioritäten setzen. Noch wichtiger für die regionale Entwicklung sei doch heute der ökonomische Bereich, die industrielle Produktion. Und zur Not könne man ja auch in einer künstlich hergestellten Umwelt leben, ohne Natur. Aber woher den Kunststoff für diese Umwelt nehmen? Bei genauer Untersuchung zerfiel dann auch der ganze Bereich der industriellen Produkte, das gesamte Meublement des Büros, in dem wir saßen (ob aus Holz oder aus Plastik), in seine Grundbestandteile: Naturstoff und Arbeit. Die Entdeckung, daß fast nichts in unserer Umgebung »reine«, das heißt »vom Menschen unberührte« Natur ist, daß aber alles auch aus Natur besteht, ist ja eigentlich nicht neu, wird aber trotzdem bislang auf all den abgezäunten Parzellen, auf denen wir Spezialisten unsere Erfahrungen machen, nur selten realisiert. Was einer privat ist (Bergsteiger, Wanderer), und was er beruflich tut (die ökonomische Seite der Regionalplanung bearbeiten) – das sind getrennte Welten. Die aus der doppelten –

zeitlichen und räumlichen – Trennung unserer Lebenssphären resultierende Entfremdung von den Dingen der scheinbar einfachsten sinnlichen Gewißheit ist aber auch nicht so ohne weiteres kraft Verstandes oder Willens aufzuheben. Zumal den Gegenständen ja im Lauf der Geschichte noch ein Attribut hinzugefügt wurde, das sie oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt: der Tauschwert, nicht die Künstlichkeit ihrer Zusammensetzung, ist der Kern der »Unnatur«, die die Sachen für uns annehmen. Wo nur noch seine Marktlage, nicht qualitative Beschaffenheit, die Nutzung eines Stücks Erdoberfläche bestimmt, erzeugt der goldene Überfluß aus dem Boden gestampfter Tauschwerte immer größeren Mangel an Gebrauchswerten: Die Luft ist kaum mehr zum Atmen, der Fluß nicht mehr zum Baden, die Stadt nicht mehr zum Wohnen, das Land kaum mehr zur Erholung zu gebrauchen. In der vom Geld versauten Umwelt erkennen wir schon keine Landschaft mehr.

An der Misere ändert auch die Flucht in die »Natur« der letzten Freizeitparadiese unserer Zeit grundsätzlich nichts. Außerdem widerfährt dem, der sonntags über Land ins bessere Jenseits der Zivilisation zu fahren hofft, doch meist nur das gleiche. Beim Aufbruch noch im Kopf die verführerischen Bilder und die »irren Lieder aus der alten, schönen Zeit«; bei der Ankunft dann Enttäuschung, weil kaum eines der traulichen Wörter aus der Sommerfrische von einst wirklich hält, was es in den Zeitungsinseraten daheim immer noch verspricht.

Aber warum sollte die Erinnerung an eine früher erfahrbare Lebenslust nicht Maßstäbe für die Veränderung des heutigen Zustands setzen? In der immer seltener zu befriedigenden Sehnsucht nach der oft mit Natur verwechselten vorindustriellen Landschaft, deren Nutzung und Bebauung sich am Gebrauchswert, noch nicht am Tauschwert orientierte, könnte ein entwicklungsfähiges Moment des Widerstands gegen die zersetzende Warensammlung wirksam werden. Auch in dem unter Intellektuellen immer häufiger auftauchenden Wunsch, ganz und gar aufs Land zu gehen und einen Bauernhof zu bewirtschaften, ist sicher nicht *nur* der Traum nach rückwärts zum einfachen Leben in der Natur zu sehen, sondern auch die – vielleicht aus Kindheitserinnerungen gewonnene – Erkenntnis, daß kaum etwas so zuverlässig und befriedigend erfahren läßt, was Wirklichkeit ist, was Leben sein kann, wie das selbständige Hantieren mit Werkzeug und Material.

Aber kann denn das nur auf dem Land, in der »freien Landschaft« stattfinden? Als ob Stadt nicht auch Landschaft wäre, deren gebaute Einrichtungen unter veränderten Umständen auch ihren besonderen Grad von Realität erreichen könnten, den ihnen abstrakter Tauschwert heute noch verweigert.

Solange unser Wunsch nach Veränderung hauptsächlich im Ortswechsel

Ausdruck findet und sich unser Lustgewinn auf zuständige Oasen beschränken, in romantische Winkel drängen läßt, leisten wir der Verwahrlosung unserer Alltagsräume unwillkürlich Vorschub. Kompensation der dort entstehenden Schäden und Verlagerung der Refugien fördern nicht die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, sondern treiben an die Grenzen des verfügbaren Raumes. Wir suchen das wahre Leben so lange außerhalb des gewöhnlichen Alltagslebens, bis auch die letzten umzingelten Freizeitreservate der grassierenden Umweltzerstörung zum Opfer gefallen und die Ausweichmöglichkeiten auf unserem blauen Planeten erschöpft sind. Dann schauen wir uns ihn – einzige Horizontveränderung – von künstlichen Sternen aus an. In der Weite des Weltraums will uns die Technik ihre Wunder weisen. Aber weil wir die Natur lieben (so, wie wir sie als Ideal und Illusion in unseren Köpfen mit uns herumtragen, wie wir von ihr träumen), soll sie uns auch bei dem bevorstehenden Abenteuer im Weltraum als gewohnte Augenweide anheimeln. Von dem Sensationsprojekt gab eine doppelseitige Anzeige im *Zeit-Magazin* neulich ein eindrucksvolles Bild: Ein junger Mann sitzt am Rand eines kleinen Sees, an einen mächtigen Baum gelehnt, und schaut zum gegenüberliegenden Ufer, wo hinter sanft ansteigendem Wiesenbuckel und mitteleuropäisch anmutendem Mischwald ein dicker Globus untergeht. Dem Text auf der Seite nebenan, mit dem *bild der wissenschaft* für das Mai-Heft wirbt, ist zu entnehmen, daß es sich hierbei keineswegs um ein – leicht verfremdetes – Erinnerungsfoto von altmodischen Urlaubsfreuden im deutschen Mittelgebirge oder im Allgäu handeln soll, sondern um die Zukunftsvision vom Leben im Weltraum nach Plänen und »Berechnungen von Wissenschaftlern der Universität von Princeton, die noch in unserem Jahrhundert realisierbar sind. Es geht um Raumschiffe. Tausende von Menschen können darin leben. Nicht in engen Kapseln, sondern in einer kilometerweiten, leicht gekrümmten Landschaft mit Eigenheimen, Gärten, Flüssen, Bergen und Wolken.« Nachdem das Material für die geplanten Raumschiffe auf »relativ einfache« Weise durch den Abbau der »Erzmine Mond sozusagen vor der Tür« beschafft und der Bau von Zylinder-Satelliten verwirklicht worden ist, findet »der Weltraumsiedler . . . alle irdischen Lebensbedingungen vor«.

»So könnte das Leben eines Weltraumpaares aussehen: Beide, Mann und Frau, sind Techniker. Er ist Konstrukteur und arbeitet für Satelliten-Energiestationen. Sie ist Programmiererin in einem Labor. Nach der Arbeit machen die beiden einen Ausflug zur Rotationsachse. Hier ist die Erholungs- und Hobbyzone: Bei Schwerkraft Null die Turnhalle, bei geringerer Schwerkraft der Swimmingpool. Es gibt Wälder, Spazierwege, Radfahrwege, kleine Seen. Die Wohnung ist ähnlich wie die auf der Erde. Im Garten blühen exotische Pflanzen und Bäume, denn die Wetterbedingungen sind ideal. Deshalb wachsen und gedeihen Früchte und Gemüse zwölf Monate im Jahr. Abends spazieren die beiden durch Gärten und Parks, gehen ins Kino oder in eine Bar. Oder sie machen einen Aufstieg zur Achse und fliegen hoch über den Lichtern der Wohnungen und Straßen in den Zylinder hinaus, während die Sonne langsam

verschwindet. Es hört sich phantastisch an – und ist doch nicht mehr und nicht weniger als eine nüchterne Beschreibung der Wahrscheinlichkeit.«

Nicht mehr und nicht weniger als die phantasielose Imitation der untergegangenen Erde (perfekt kopiert in jeder Beziehung, vor allem der grundlegenden von Menschen zu Menschen und zur Natur), die mit enormem technischen Aufwand ausgetretene Pfade in die Zukunft verlängern soll. Neugier, am Anfang der bürgerlichen Reisewelle vor zweihundert Jahren noch bahnbrechender Ansporn zur Entdeckung der Erde, schlägt bei den Pionieren einer exorbitanten Fluchtbewegung am Ende in Stumpfsinn um. Wo zwischen Nostalgie und Utopie die irdische Gegenwart nicht auf neue Weise gefühlt, gesehen, erkannt und benannt – und zu guter Letzt auch anders behandelt – wird, da nimmt sich auch der neue Himmelskörper schon genauso unwirtlich wie der alte aus. Schon breitet sich im Bild der Wissenschaft – die Titelseite des Heftes zeigt es deutlich – eine Art »Komforthaus Avenue« nach der Devise »zurück zur Natur« massenhaft über die schönsten Wiesengründe der Satellitenlandschaft aus.

Ein Buch, das uns alle angeht:

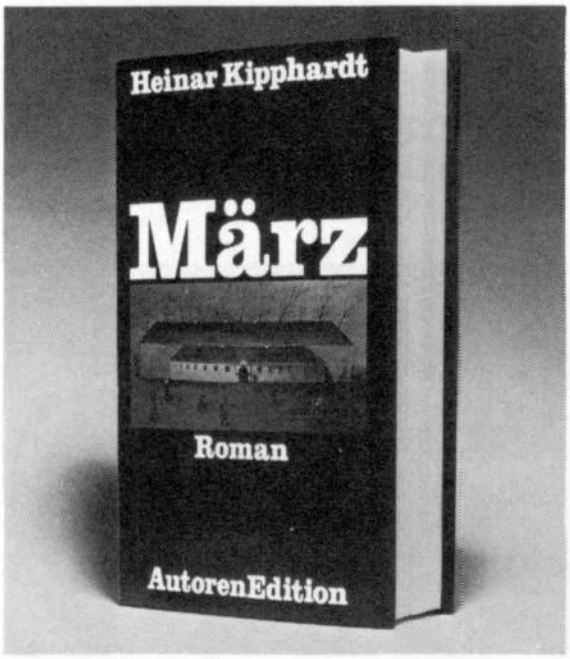
Die Linke im Rechtsstaat

Band 1: Bedingungen sozialistischer Politik 1945–1965

Rotbuch 145. ca. 200 Seiten. ca. DM 12,–. Mit Beiträgen von: Bernhard Blanke, Die Linke im Rechtsstaat BRD · Ute Schmidt/Tilman Fichter, Aspekte der Parteiengeschichte in den ersten Nachkriegsjahren (1945–1949) · Wilfried Gottschalch, Veränderungen der Sozialstruktur und Interessenbewußtsein im CDU-Staat · Monika Fuhrke, Sozialpolitik als Integrationspolitik · Rudi Schmiede, Das deutsche „Wirtschaftswunder" 1945–1965 · Reinhard Krusche/Dagmar Pfeiffer, Probleme der Gewerkschaftspolitik 1945–1965 · Wolf-Dieter Narr, Der Weg zum Volksparteien-Staat der christdemokratischen Grundordnung · Joachim Perels, Das Bundesverfassungsgericht in der Ära Adenauer · Dietrich Staritz, KPD und Kalter Krieg bis 1950 · Alexander von Brünneck, Politik und Verfolgung der KPD seit 1948 · Jürgen Seifert, Linke in der SPD (1945–1968)

Autoren Edition.

Heinar Kipphardt, geboren 1922, Psychiater, Dramaturg, lebt als Schriftsteller in der Nähe von München. Er wurde durch seine Dramen, für die er viele Literaturpreise bekam, auch international bekannt: „In der Sache J. Robert Oppenheimer", „Joel Brand, die Geschichte eines Geschäfts", „Die Soldaten" u.a.



252 Seiten 26 – DM

». . . es macht Mut – und Lust – Fragen zu stellen. Das ist viel.«
Hans Brender/Deutsche Volkszeitung

». . . erinnert an Büchners Lenz-Novelle.«
H.-P. Klausenitzer/Die Welt

». . . konkret, sinnlich, plastisch, ja spannend . . . ein außerordentlich wichtiges, sehr beunruhigendes Buch, ein gezieltes, gelungenes und notwendiges Ärgernis.«
Wolfgang Hädecke/Stuttg. Zeitung

Stichproben kostenlos anfordern.
Postkarte genügt!
An: C. Bertelsmann/München
Steinhauser Straße 1
8000 München 80

edition suhrkamp

Karl Marx
Die ethnologischen Exzerpthefte
Herausgegeben von Lawrence Krader. es 800. DM 14,-

Ulrike Prokop
Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche
es 808. DM 8,-

Otto Kirchheimer
Von der Weimarer Republik zum Faschismus: Die Auflösung der demokratischen Rechtsordnung.
Herausgegeben von Wolfgang Luthardt. es 821. DM 8,-

Dieter Wellershoff
Die Auflösung des Kunstbegriffs
es 848. DM 6,-

Richard Lorenz
Sozialgeschichte der Sowjetunion 1: 1917-1945
es 654. DM 11,-

Bürgerlicher Staat und politische Legitimation
Herausgegeben von Rolf Ebbighausen. Mit Beiträgen von Bernhard Blanke, Dieter Läpple, Claus Offe u. a.,
es 861. DM ca. 12,-

In allen Buchhandlungen.
Prospekte durch Suhrkamp Verlag, Suhrkamp Haus, 6 Frankfurt 1.

Urs Jaeggi
Zwischen den Mühlsteinen

Der Kleinbürger oder die Angst vor der Geschichte

> »Leichtsinn und Freisinn waren verbannt aus des Herrn Krügers Jugendleben, und er beging nie eine Torheit. Nie eine schöne Dummheit im Leben begehen, das ist das Entsetzlichste auf Erden . . . Herr Krüger war stets tugendhaft; aber solche steinerne Tugend ist schlimmer als die Todsünde. Herr Krüger beging dem Schein nach nie irgend etwas Böses, er hatte dem Schein nach keinen einzigen Fehler.« (Robert Walser)

Wir wissen es: der Kleinbürger ist kein einheitliches, sondern ein höchst gespaltenes Produkt. Man muß mehreren Spuren gleichzeitig folgen. Einfaches Beobachten und Ausmalen oder noch so ausgiebige Selbstbespiegelung genügen nicht; damit wird bestenfalls Material gehoben. Der Kleinbürger preßt sich leicht und läßt sich leicht in jene Hülsen pressen, die sich Intellektuelle und Literaten ausdenken. Natürlich nicht zufällig, auch nicht ohne Pfiff und Präzision. Balzac, der sich ohnehin lieber »Historiker der Sitten« denn Romanschriftsteller nannte, hat am Beispiel des Kleinbürgers Max Webers Bestimmung des Idealtypus vorweggenommen; bei Balzac wird dieser Typus umso repräsentativer, je mehr er sich auf eine Vielzahl einzigartiger und origineller Exemplare verteilt[1], die aber in ihrer Vielfältigkeit einheitliche Merkmale erkennen lassen. Die realen Beziehungen zwischen den Akteuren erscheinen durch die Existenz dieser so charakterisierten Gruppen als ideale Beziehungen, die sich zugleich durch Gegenstände ausdrücken. So bietet der Beginn des Romans *Die Kleinbürger* eine ausführliche

> »Beschreibung von *Dingen* (ein Haus, das Mobiliar, usw.). Alle Details des Hauses haben ein unterscheidendes Merkmal, und ihre Funktion ist, im Hintergrund, im Dekor selbst aufzuzeigen, wie die Kleinbourgeoisie in bezug auf die Bourgeoisie bestimmt ist; zugleich durch sie und gegen sie. Dieses komplexe Verhältnis *stellt sich* durch die Anordnung der Romanbeschreibung *her*: typisch ›kleinbürgerliche Möbel‹ werden vor ›bourgeoise‹ Wände gestellt, die sie zugleich zeigen und verbergen.«[2]

Darin spiegelt sich ein Hauptmerkmal dieser Gruppe: obwohl sie selbst mehr und mehr die gesellschaftlichen Verkehrsformen prägt, geschieht dies für den Kleinbürger vor dem Hintergrund, an dem er sich orientiert: der Bourgeoisie, und zwar auch dann noch, wenn diese »Leitklasse« selbst zusehends abbröckelt und zerfällt.

Balzacs totalisierender Versuch, seine »volle« Literatur, die nicht nur das eine Milieu in einer Figur oder in einigen wenigen Personen einfängt, sondern *in Relation* setzt zu den anderen Klassen, wurde später in der Literatur freilich mehr und mehr verengt. Von Gottfried Kellers *Grünem*

Heinrich bis Heinrich Bölls *Hans Schnier* – herkunftsmäßig ist Schnier ein Bourgeois, im Habitus aber penetrant kleinbürgerlich – nähert sich in der Literatur der Kleinbürger dem Clown, auf jeden Fall aber der Karikatur; dem Clichée sowieso. Im selben Maße, wie auch die Soziologie den Kleinbürger generalisierte, aus der Geschichte herausnahm, als *average man*, als Durchschnittsbürger stilisierte, wird dieser, bei Präzisierung seiner Züge, in der sogenannt schöngeistigen Literatur nicht bloß entpersönlicht, sondern aus seinen sozialen Kleidern herausgeschält; angesiedelt im Niemandsland, und doch vor der eigenen Haustür; verankert im eigenen Kopf. Samuel Beckett hat in seinem ganzen *œuvre* wohl am markantesten die Schäbigkeit der hilflosen Existenz des Unterdrückten, der zum Umsturz nicht mehr fähig ist, dargestellt. Tabula rasa. Nichts Glättendes mehr, nichts Verbindliches; die Kommunikation des Alltäglichen, Normalen mit tiefstem Ernst verhöhnend.
Der Kleinbürger als Papiermaché: die listige Ironisierung ist dabei freilich oft genug nur Trugbild einer Distanzfindung; die Redewendung »Wir Kleinbürger« lebt von der gleichen blasierten Unbeteiligtheit wie die Formel: »Die Kleinbürger, das sind die andern«.

1. Le juste milieu

Der Kleinbürger als diffuse, aber präzisierbare Figur:

»Das Kleinbürgertum stellt ein amorphes Konglomerat verschiedener, aber unter sich verwandter Elemente dar, deren Hauptteil die Angestelltenschaft ist und sich organisch fortsetzt im niedrigeren und mittleren Beamtentum, das der Angestelltenschaft der Mentalität nach am nächsten steht; des weiteren kommen hinzu eine ganze Reihe von Berufen, die in sozialer Stellung, Lebensweise und Lebensanschauung nahezu dieselben Züge zeigen, vielleicht nur noch um eine Nuance komischer in ihrer Widersprüchlichkeit und Eigentümlichkeit, in den extremeren Fällen noch karikaturistischer in ihrem Gehaben. Es handelt sich bei letzteren hauptsächlich um jenen Teil der ›Selbständigen‹, die ihrer Illusion der Freiheit zuliebe sich freiwillig in eine ökonomisch beengte Lage begeben und ideologisch im echtesten Sinne keine Bürger, also weder wirkliche Bürger noch eigentlich Nichtbürger, die sie ohnehin unter keinen Umständen sein wollen, sind. Von ihrer Hände Arbeit lebend, wie Lehrer, Studienräte, Besitzer kleiner Musikinstitute, deren ›Direktoren‹ sie sich nennen, Makler, Rechtsanwälte, Händler, bis zu den schlechter gestellten Universitätslehrern, nähert sich ein Teil von ihnen dem Mittelstand, der sich seinerseits vom eigentlichen Kleinbürgertum in Lebensweise und geistiger Mentalität nur unwesentlich unterscheidet.«[1]

Das hier so ausführlich Zitierte ist inhaltlich und bis in die sprachliche »Einstimmung« hinein charakteristisch, außerdem typisch für die in Deutschland nicht grundlose Verwischung des »Bürgers« mit dem »Kleinbürger«. Schon Sombart sah dies präzise, wenn er sagte: Wir schmecken ganz deutlich die Wesenheit der Bürgeragentur, wir kennen das eigentümliche Aroma dieser Menschengattung ganz genau,

»und doch ist es unendlich schwer, ja: es ist beim heutigen Stande der Forschung vielleicht unmöglich, die besonderen ›Anlagen‹, die Grundzüge der Seele im einzelnen zu bezeichnen, die einen Menschen zum Bürger bestimmen«.

In typischer Ambivalenz fixiert Sombart die »Tugenden und sittlichen Vorzüge« der Bourgeoisie, die eher klein- als großbürgerlich bestimmt sind:

»*Mäßigkeit;* nicht bis zum Stumpfsinn essen, nicht bis zur Berauschung trinken; *Schweigen;* nur sprechen, was andern oder dir selbst nützt; unbedeutende Unterhaltung vermeiden; *Ordnung;* jedes Ding soll seine Stelle haben; *Entschlossenheit;* nimm dir vor, durchzuführen, was du mußt; vollführe unfehlbar, was du dir vornimmst; *Genügsamkeit;* mach keine Ausgaben, als um andern und Dir Gutes zu tun, vergeude nichts; *Fleiß;* verliere keine Zeit; sei immer mit etwas Nützlichem beschäftigt; *Aufrichtigkeit;* denke unschuldig und gerecht; *Gerechtigkeit;* schade niemandem, indem du ihm Unrecht tust oder die Wohltaten unterläßt, welche deine Pflicht sind; *Mäßigung;* vermeide Extreme; *Reinlichkeit;* dulde keine Unreinlichkeit am Körper, an Kleidern oder in der Wohnung; *Keuschheit;* übe geschlechtlichen Umgang selten, nur um der Gesundheit oder der Nachkommenschaft willen, niemals bis zur Stumpfheit und Schwäche oder zur Schädigung deines eigenen oder fremden Seelenfriedens oder guten Rufes.«[4]

Das hier am Bürger positiv Herausgestellte enthält voll und ganz das Entstellte, das Entstellende, die vulgäre Stereotypisierung, die dem Kleinbürger unterlegt wird. Das hat Gründe. Im Gegensatz etwa zu Frankreich, wo es den *citoyen* gab, den Staatsbürger, als präzises Gegenbild zum mittelalterlichen Untertan: den Freien, Selbständigen, als solcher auch Revoltierender, Revolutionen Tragender, hat der deutsche Bürger ein so klares politisches Bewußtsein kaum je gehabt.[5] Die Fürstensehnsucht, die Sehnsucht nach Obrigkeit hat bei uns nie aufgehört; auch die Angst nicht, vom Proletariat aufgesogen zu werden. Zwar hat auch der deutsche Bürger teilgehabt am gesellschaftlichen und technischen Fortschritt. Er hat diesen mitgeprägt. Je kapitalistischer die Gesellschaft, desto rascher geriet er zwischen die Fronten; wachsendes Proletariat, wachsende Akkumulation, d. h. Aufbau der kapitalistischen Klasse. Marx, in seiner nicht durchgängig, aber doch immer wieder aufflackernden drastischen Ausdruckskraft, hat dies plastisch gemacht: »Der Kleinbürger ist, wie der Geschichtsschreiber Raumer, zusammengesetzt aus einerseits und andererseits. So in seinen ökonomischen Interessen und daher in seiner Politik, seinen religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Anschauungen. So in seiner Moral, so in allem. Er ist der lebendige Widerspruch« (Brief an J. B. Schweitzer). Klingt das französische *petit bourgeois* fast zärtlich, und lebt auch in der Bezeichnung *petty bourgeois* noch die Ahnung, eines Tages bourgeois durch und durch sein zu können, die Barriere durchbrechend, so ist im *Kleinbürger* der vulgäre Stereotyp der Engstirnigkeit immer schon mitenthalten; die Bezeichnung ist Schimpfwort a priori.
Die Literaten haben, von Gustav Flaubert bis Gottfried Benn, kräftig am Bild des Kleinbürgers mitgebastelt, »mitgemalt«, dieses liebevoll/haßerfüllt

gepflegt. *Oder* sie haben sich gegen die Einnivellierung gestemmt. Max Horkheimer – hier als Beispiel zitiert – nannte die Menschen in eben dem Maße frei, sich in Kunstwerken wiederzuerkennen, wie sie der allgemeinen Nivellierung widerstanden haben.[6] Gemeint ist das authentische Kunstwerk, das auf die Illusion einer realen Gemeinsamkeit unter Menschen verzichtet; Monument eines einfachen und verzweifelten Lebens, das keine Brücke zum anderen oder auch nur zum eigenen Bewußtsein findet. Der Künstler sieht seine Berufung darin, gegen das Verhärtete und Entfremdete im Kleinbürgerlichen Widerstand zu leisten. Aber seine Rancune gegen die Kleinbürger, deren Milieu er meist selbst entstammt, entspricht spiegelbildlich der Rancune des Kleinbürgers gegen »die Künstler«, die sich zu den Narren stilisierten, die sie tatsächlich waren und sind. Die Parole »Tu was du willst« (Rabelais), »sei der du bist« haben die Literaten gegen jene Welt zu setzen versucht, wo jeder seine »eigene fensterlose Welt der mittelmäßigen, törichten Dummheiten« (Flaubert) hat. Sie suchten das Zerstörende, Destruktive. Walter Benjamin hat diesen Charakter, den destruktiven, als jung und heiter charakterisiert: »Zerstörung heitert auf, weil jedes Wegschaffen dem Zerstörenden eine vollkommene Reduktion, ja Radizierung seines eigenen Zustandes bedeutet.« Der destruktive Charakter bemüht sich nicht darum, verstanden zu werden; er ist der Feind des »Etui-Menschen« (der seine Bequemlichkeit sucht und dessen Inbegriff sein Gehäuse ist); der »destruktive Charakter sieht überall Wege«.[7]
Diese ebenso originellen wie verzweifelten Versuche, die Fähigkeiten und Bedürfnisse des Einzelsubjektes als ohnmächtige, rebellische zu zeichnen, subtil, parodistisch und aggressiv, lebt in der realistischen Literatur so gut wie bei deren Erben: die Verrottetheit, Verdinglichung, Irrationalität und damit die eigene Problematik wird in der Literatur in einem sowohl ermüdenden als auch immer wieder erfrischenden Diskurs aufgegriffen. Mit welchem Erfolg?

2. Das Gesicht des Kleinbürgers

Der Kleinbürger: ein amorphes Konglomerat? Führt diese gespaltene, uneindeutige »Charaktermaske« zur Auflösung des Phänomens? Oder macht gerade die Vieldeutigkeit das »Wesen« des Kleinbürgers aus? Gelang und gelingt es der Soziologen*gier*, dieses Phänomen in die von ihr vorgeschlagenen Kategorien zu stopfen?
Die Soziologie machte und macht es sich leicht und schwer. Der Kleinbürger, im Gefolge der Bourgeoisie, wird gesehen in der Verbindung des individuellen mit dem rationalen Element; die Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft fordert die »formale« Freiheit, die Vertragsfreiheit, um die eigene Arbeitskraft ungehindert anbieten und nachfragen zu können; ideo-

logisch und real bleibt die bürgerliche Gesellschaft aber immer auch verbunden mit der *persönlichen* Freiheit als Bekenntnis- und Denkfreiheit. Dabei ging freilich, was der Soziologie nicht verborgen blieb, ein Maß an ständischem Denken, an hierarchischem Bewußtsein als »restfeudales« Denken nie verloren; immer grenzten selbst kleinstbürgerliche Schichten sich vom Proletariat ab, und dies war für die Soziologie Anlaß genug, sich gegen die Polarisierungsthese »Proletariat-Kapitalistenklasse« zu stemmen. Es handelt sich um Bestimmungen, die immer von einer raffinierten Art Unschuld lebten. Demgegenüber hat Marx, obwohl keineswegs in der ihm oft unterstellten Grobschlächtigkeit, tatsächlich präziser definiert.

»Man kann sagen, daß das ganze *Kapital* von Marx der Klarstellung jener Wahrheit gilt, daß die *Grundkräfte der kapitalistischen Gesellschaft nur die Bourgeoisie und das Proletariat sind und sein können:* Die Bourgeoisie als Erbauer dieser kapitalistischen Gesellschaft, als ihr Führer und ihre Triebkraft – das Proletariat als ihr Totengräber, als die einzige Kraft, die fähig ist, sie abzulösen. Man wird kaum ein Kapitel in irgendeinem Werk von Marx finden, das sich nicht mit dieser Frage befaßt.« (Aron)

So *hat* Marx den Rahmen abgesteckt. Energischer als jeder Vorläufer und Zeitgenosse hat er *Klassenverhältnisse* durch die Produktionsverhältnisse ausgedrückt gesehen. Mit Recht. Was hat er dabei falsch oder verkürzt analysiert? Im *Kapital*, polemisch aber auch schon im *Kommunistischen Manifest*, legte er dar, wie die kapitalistische Produktionsweise sukzessiv und notwendig die früheren Produktionsweisen ablöst. Überdeutlich dabei die These vom langsam, aber unaufhaltsam *zerriebenen* Mittelstand. Marx hat, zumindest was den *alten* Mittelstand betrifft, weitgehend recht behalten. Der Anteil der kleinen Selbständigen an der Erwerbsbevölkerung, der Beitrag dieser Gruppe zum Sozialprodukt ist inzwischen rapide gesunken, ihre ökonomische Unangepaßtheit so eklatant, daß man in der Tat fragen kann, ob der soziologische »Ort« dieser Gruppe nicht eher in der Randgruppentheorie anzusiedeln wäre. Die selbständigen, kleinbürgerlichen Gewerbetreibenden kamen als »Freie« ökonomisch in Bedrängnis, und dort, wo diese Gruppe sich als Zulieferer halten konnte, wurde sie zunehmend »zum Appendix der Produktion«. Das frühe Bürgertum, das den technischen und gesellschaftlichen Fortschritt repräsentierte, geriet zum Kleinbürgertum (Annette Leppert-Fögen). Zwar hat deswegen die *Auflösung* des Mittelstandes nicht stattgefunden, wohl aber, neben der statistisch feststellbaren Dezimierung, die statusmäßige Abwertung der ideologischen Codes. Die vom selbständigen Mittelstand hochgehaltenen Werte verloren nicht bloß ihre Flexibilität; sie wurden reaktionär. Die Antwort auf gesellschaftliche Änderungsprozesse erfolgte passiv, in zunehmender »Ferne zur gesellschaftlichen Kausalität«.

Dieses Kleinbürgertum, verhaftet in einer überwundenen Produktionsweise, breitete sich dort aus, wo »sich immer ungestörter ein alogischer Raum

bilden« konnte, in dem »Wünsche und Romantizismen, Urtriebe und Mythizismen rezent werden« (Ernst Bloch).
Nicht bloß Marxisten haben diesen Prozeß kommentiert. Auch Werner Sombart fragte:

»Was ist aus ihnen geworden, die wir als so wesentliche Bestandteile beim Aufbau des kapitalistischen Geistes erkannt hatten? Haben Fleiß, Sparsamkeit, Ehrbarkeit, *industry*, *frugality*, *honesty* noch heute eine irgendwelche Bedeutung für die Gesamtbildung des kapitalistischen Unternehmers?
Sie sind ... aus der Sphäre persönlicher Willensbestätigung herausgetreten und sind zu Sachbestandteilen des Geschäftsmechanismus geworden. Sie haben aufgehört, Eigenschaften lebendiger Menschen zu sein und sind statt dessen zu objektiven Prinzipien der Wirtschaftsführung geworden.«[8]

Marx hat dies nicht anders gesehen, nur präziser, analytischer. Noch wenn dabei die These von der endgültigen Zermahlung des alten Kleinbürgertums, die so extrem freilich nur polemisch pointiert wurde, im konkreten Fall nicht zutraf: an der ökonomischen und gesellschaftlichen Zersplitterung dieser »Gruppe« kann niemand zweifeln: Tatsächlich wurden »die Funktionsbedingungen einer Gesellschaft individueller, selbständiger Warenproduzenten, die sich unter der Decke (wie auch unter dem Druck) des gesamtgesellschaftlich herrschenden Feudalsystems zunächst in den Städten entfaltet hatte, ... bereits in einer früheren Form des Kapitals durchlöchert«.[9] Heute vegetiert das alte Handwerk und das Kleingewerbe, mit wenigen Ausnahmen, vor sich hin, ist gerade noch geduldet, meist indes bloßes »Anhängsel«. Die gesellschaftlichen Unruhen, hervorgerufen durch den Zerschlagungs- und Deklassierungsprozeß des alten Mittelstandes, waren deshalb folgerichtig ein wichtiges Thema der Soziologie der dreißiger Jahre, bis hin zur Frage: welchen Anteil hatte diese Gruppe an der faschistischen Machtergreifung?
Heute ist der alte Mittelstand, auch politisch, bedeutungslos. Historische Reminiszenz. In der Fernsehserie »Spannagel & Co.« bleibt der gewitzte, pfiffige, handwerkliche Fertigkeit und Bauernschläue entfaltende Vater, von Beruf Kleinhändler, gegen seinen Sohn, Geschäftsführer eines Kettenladens, der vorab smart ist, deshalb auf der Strecke, weil ihm eines fehlt: das Kapital.

Versuchten, nach 1945, die nichtmarxistischen Soziologen aus diesem Sachverhalt noch das Beste zu machen (sofern sie ihn nicht einfach *ignorierten*), so sehen die marxistischen Dogmatiker im Zerfall dieser Gruppe eine Bestätigung der Polarisierungsthese: hie Kapitalist, dort Proletariat.
Nur, und diese Einschränkung hat Gültigkeit: seit die Diskussion über die Aufreibung des selbständigen Mittelstandes läuft, wurde *vorrangig* der »neue Mittelstand«. Dies wurde schon früh gesehen. Kracauer schrieb zu Anfang der dreißiger Jahre:

»Die Behauptung ist kaum zu gewagt, daß sich . . . ein Angestelltentypus herausbildet, der sich in der Richtung auf die erstrebte Hautfarbe hin uniformiert. Sprache, Kleider, Gebärden und Physiognomien gleichen sich an, und das Ergebnis des Prozesses ist eben jenes angenehme Aussehen . . . Eine Zuchtwahl, die sich unter dem Druck der sozialen Verhältnisse vollzieht und zwangsläufig durch die Weckung entsprechender Konsumentenbedürfnisse von der Wirtschaft unterstützt wird.«[10]

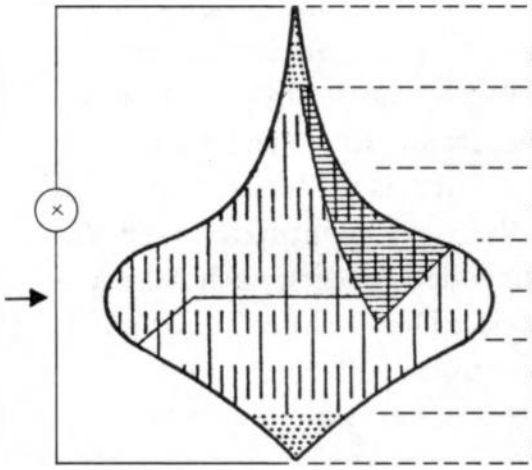
Heute sind die Stereotypen zu diesem Stereotyp Legion. Ähnlich wie die Dezimierung des »alten« Mittelstandes war das Aufblühen und Aufblähen dieser Gruppe aufgrund der Entfaltung der Produktivkräfte prognostizierbar; voraussehbar, aber schwer einzustufen. Weil die Soziologie auf die subjektiven Momente setzte, war es, da es ohnehin auch um eine Widerlegung der marxschen Polarisierungsthese ging, leicht, Argumente und »Daten« zur »Entschichtung« zu finden. Man suchte nach Beziehungen und Korrelationen zwischen objektiven, materiellen oder quantifizierbaren Variablen (Höhe des Einkommens, Organisation der Arbeit), nach subjektiven, aber objektivierten Variablen (Lebensweise, Denkhaltung) und eigentlich subjektiven Variablen (Gemeinschaftsbewußtsein).[11]

Je differenzierter dabei das empirische Vorgehen, desto diffuser notwendigerweise das Resultat; und je stärker subjektive Faktoren berücksichtigt werden, um so eher ergibt sich vorab der Trend zur »Mitte«, den man beweisen will. Voraussetzung ist dabei die (irrtümliche) Annahme, als könnten statistisch differenzierte Verfahren die tatsächliche Schichtengliederung abspiegeln. Seit Theodor Geiger steckt dahinter die Annahme, einerseits sei der Nachweis der Ungleichheit eine Frage der Erkenntnis und damit des Erkenntniszwecks, und andererseits gehe es darum, *vor* jeder Erkenntnistheorie, die Wirklichkeit so genau wie möglich zu erforschen. Schritt für Schritt wurde dabei versucht, die Dekomposition der Klassenstruktur als Aufhebung der Klassengesellschaft zu verallgemeinern, als Gesetzmäßigkeit für spätkapitalistische Systeme zu prognostizieren. Richtiges Moment: Springpunkt der Diskussion um den Kleinbürger kann heute nicht mehr das Verschwinden oder Nichtverschwinden der nichtkapitalistischen Produktionsweise und ihrer Träger, des Kleingewerbes, sein. Nicht untergehend, sondern wachsend (wenn auch nicht beliebig und zum Teil durch bloß rechtliche Umbenennung von Arbeitern in Angestellte erreicht), sind die Gruppen der »neuen« Kleinbürger, sind die Zwischenschichten, insbesondere die Angestellten und kleinen Beamten (von Ulf Kadritzke treffend und drastisch »geduldige Arbeiter« genannt). Kracauer hat dabei schon sehr früh gesehen, daß die Ideologie der Angestellten eine einzigartige Überblendung der gegebenen ökonomischen Wirklichkeit, die der des Proletariats sehr nahe kommt, durch Erinnerungs- und Wunschbilder aus dem Bürgertum darstellt:

»Es gibt heute keine Klasse, deren Denken und Fühlen der konkreten Wirklichkeit ihres Alltags entfremdeter wäre als die Angestellten. Mit anderen Worten aber will das heißen: Die

Anpassung an die menschenunwürdige Seite der heutigen Ordnung ist beim Angestellten weiter gediehen als beim Lohnarbeiter.«[12]

In den dreißiger Jahren war die Argumentation um den Kleinbürger bei aller »Verwissenschaftlichung« immer auch offen politisch. Nach 1945 stiegen die deutschen Soziologen, jetzt ganz im angelsächsischen Bannkreis, auf die Zwiebel um.[13] Sie gaben sich wissenschaftlich, streng neutral, analytisch.



Bezeichnung der Statuszone	Anteil	
Oberschicht	ca. 2 v. H.	
obere Mitte	ca. 5 v. H.	
mittlere Mitte	ca. 14 v. H.	
untere Mitte	ca. (29)	58 v. H.
unterste Mitte/ oberes Unten	ca. (29)	
Unten	ca. 17 v. H.	
Sozial Verachtete	ca. 4 v. H.	

Die Markierungen in der breiten Mitte bedeuten:

☐ Angehörige des sogenannten neuen Mittelstands (oberhalb des Trennstriches)

▤ Angehörige des sogenannten alten Mittelstands

☐ Angehörige der sogenannten Arbeiterschaft (unterhalb des Trennstriches)

Punkte zeigen an, daß ein bestimmter gesellschaftlicher Status fixiert werden kann.

Senkrechte Striche weisen darauf hin, daß nur eine Zone bezeichnet werden kann, innerhalb derer jemand etwa im Statusaufbau liegt.

⊗ = Mittlere Mitte nach den Vorstellungen der Bevölkerung

→ = Mitte nach der Verteilung der Bevölkerung. 50 v. H. liegen oberhalb bzw. unterhalb im Statusaufbau

Sinnlich wahrnehmbar, konkret erfahrbar ist bei dieser schematischen Präsentation nur noch die Gruppe der »Sozial Verachteten«. Der buchführenden Vernunft der bürgerlichen Gesellschaft gemäß erfolgt die Gliederung der übrigen Gruppe zwar statistisch exakt; aber dabei bleibt es. Keineswegs handelt es sich freilich um pure ideologische Kunstgriffe. *Nicht bloß oder vorwiegend* wegen der unsere Gesellschaft beherrschenden Gleichheitsideologie (Daheim) oder wegen eigener Statusunzufriedenheit erfolgt die Eingliederung unsicher und unbestimmt, sondern tatsächlich deswegen, weil von der Bourgeoisie bis zur Gruppe der qualifizierten Facharbeiter die Kriterien, wo man sich einordnen kann, unsicher geworden sind. Es findet bei Befragungen eine »natürliche« Einordnung in die

Mittelschicht statt. Man fühlt sich, mit Recht, weder ganz »oben« noch ganz »unten«. Theoretisch wird postuliert, die »Entschichtung« und »Verbürgerlichung« sei ein progressiver und permanenter Prozeß der »Industriegesellschaft«, deren Logik inhärent, und dieser Prozeß mache die Existenz einer Arbeiterklasse mit eigenen sozialen Werten und gesellschaftlichen Zielen obsolet. Da die bürgerlichen Normen von der ganzen Gesellschaft praktiziert werden, werden sie als die offenbaren Gesetze einer natürlichen Ordnung erlebt. Die Bürgerlichkeit geht auf in »einem unterscheidungslosen Universum, dessen einziger Bewohner der Ewige Mensch ist, der weder Proletarier noch Bourgeois ist«.[14]

Das *Weder-Noch:* wenn der Kleinbürger ein Mensch ist, der sich selbst vorgezogen hat (Gorki); wenn er ein Mensch ist, unfähig, sich den Anderen vorzustellen, ohne ihn in sich selbst zu verwandeln, so sind andererseits Nachahmung und Anpassung Verhaltensweisen, welche die »entschichtete« Gesellschaft produziert. Die Nachahmung gibt dem Individuum die Sicherheit, bei seinem Handeln nicht allein zu stehen. Nicht die Weder-Noch-Gruppe bereitet dabei diesen Einheitsbrei vor. Ideologisch muß bei der Bourgeoisie geborgt werden, bei jener sozialen Klasse also, die, nach R. Barthes, nicht benannt werden will, und die in der Tat angesichts der Nivellierungsthese mit der von den Soziologen vorgenommenen Ent-Nennung zufrieden sein kann. Jeder richtet sich nach den geltenden Normen und Gesetzen, ohne für diese verantwortlich zu sein. An diesem Prozeß hat die Kleinbourgeoisie sich natürlich dennoch aktiv beteiligt, aktiver freilich die Bourgeoisie selbst. Dadurch, daß sie ihre Vorstellungen durch einen ganzen Katalog kollektiver Bilder zum kleinbürgerlichen Gebrauch vorbereitete und verbreitete, heiligte sie die illusionistische Undifferenziertheit der sozialen Klassen.[15]

Was ist geschehen?

Gegen die Entschichtungsthese setzen die kategorialen Ableitungen der marxistischen Autoren die beeindruckende Seriosität des Systematisierens. Sie sehen heute mit Recht in der Frage des Kleinbürgertums einen dominanten Punkt in der Klassenstruktur bis hin zur Frage der politischen Strategie (z. B. in Portugal, Spanien, Chile, aber auch in Frankreich und Italien). Revolutionäre Tendenzen, insbesondere aber auch konsequente Reformprogramme hängen entscheidend von der Einstellung und dem Verhalten dieser Gruppe ab.

Nur: die Gruppe ist keine Gruppe, nicht einmal eine auch nur einigermaßen homogene Zwischenschicht. Was verbindet einen Lehrer, einen Arzt, einen Handwerker und einen Maschineningenieur miteinander? Sie gehören weder zum produktiven Lohnarbeiter noch zur Kapitalistenklasse. Aber wohin sonst? Die Frage stellt sich: Wenn man zu den zwei *Hauptklassen* (Lohnarbeiter des Kapitals und Kapitalisten) etwas weniger als zwei Drittel

bis (im Höchstfall) drei Viertel der Bevölkerung zählt: *wie* sind die Restlichen einzuordnen?
Ganz offensichtlich und unbestritten handelt es sich bei den zur Mittelklasse Gezählten um eine äußerst heterogene Personenrubrik, deren wesentliche Gemeinsamkeit bloß darin besteht, *nicht* in das unmittelbare Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital (selbst oder als Angehörige) involviert zu sein:

»Daher wäre es verfehlt, von *der* oder *einer* Mittelklasse zu sprechen. Im einzelnen finden wir Gruppen, die durch die Entwicklung des Kapitals tendenziell *aufgelöst* werden (Kleineigentümer), und solche, die durch sie *hervorgebracht* werden (z. B. Staatsbeschäftigte); es kann daher sowohl eine *Vereinfachung* der Klassengegensätze als auch ein *Anwachsen der unproduktiven Klassen* konstatiert werden. Dies zeigt sich auch in der Entwicklung der BRD. Die Gesamtzahl der den Mittelklassen zugehörigen Erwerbspersonen ist seit 1950 von 9,4 auf 8,1 Mio. gesunken. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der Erwerbspersonen ging von 40% auf 30% zurück. Gleichzeitig kehrte sich das Verhältnis der verschiedenen Teile um: von den nicht-kapitalistischen Warenproduzenten wurden 2,1 Mio. oder 40% ruiniert; ebenfalls rückläufig war die Zahl der im häuslichen Dienst . . . Beschäftigten. Hingegen nahm die Zahl der *Staatsbeschäftigten* zwischen 1950 und 1970 um 1,6 Mio. zu, wodurch ihr Anteil an allen Erwerbspersonen von 11% auf 16% stieg. Resultat ist die Umkehrung der Proportionen von Kleineigentümern (traditionelle Zwischenklassen lohnabhängiger Gruppen) der Mittelklassen.«[16]

Weder lassen diese Angehörigen der »Mitte« sich umstandslos zur Bourgeoisie schlagen, noch gehören sie, selbst wenn sich etwa bei der technisch-wissenschaftlichen Intelligenz und der staatlichen Bürokratie Deklassierungstendenzen feststellen lassen, mehrheitlich zur Arbeiterklasse. Aber sind sie deswegen schon, wie Dahrendorf und andere vermuten, die zentrale Achse in einem gesellschaftlichen Prozeß, innerhalb dessen sich der Klassenkampf auflöst, verflüchtigt? Wird dieser Ort der »Mobilität« zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse der »Schmelztiegel«, der die Verwendung des Klassenbegriffes für die gesamte Gesellschaft obsolet macht? Sicher ist: die Gemeinsamkeit zwischen den Gruppen des »alten« und des »neuen« Kleinbürgertums ist nur an dem erwähnten negativen Kriterium festzumachen: weder Bourgeois noch Arbeiter zu sein. Aber darüber hinaus: läßt sich das Kleinbürgertum überhaupt als Gruppe oder Schicht strukturell bestimmen? Wo liegt, außer in dem genannten Kriterium, das Verbindende? In der (nur zum Teil tatsächlich gegebenen) qualifizierteren Ausbildung oder in der (nur zum Teil noch wirksamen) bildungsbürgerlich bestimmten Bildungsideologie? Oder sind es ähnliche Lebensbedingungen und -vorstellungen?

3. Die Probe aufs Exempel

Was ist hier zu dekodieren?
Ökonomische Herleitungen und Verallgemeinerungen sparen jede Art der symbolischen Interaktion aus. Oder einfacher: ausgespart werden Alltags-

erfahrungen, alltägliche Beziehungen; Vergesellschaftungsformen werden übergangen, als unwesentlich abgeschrieben. Der weniger in der Soziologie als in der Literatur verhöhnte kleinbürgerliche Lebenszuschnitt, vom »alten«, klassischen Kleinbürgertum (das Reste einer autonomen Kultur mit sich führt) bis zu den nicht nur unterm Druck der Massenwerbung »kleinbürgerlichen« Verhaltensformen der qualifizierten Arbeiter, Angestellten und Beamten, existiert dieser *average man* als Karikatur. Die Kleinbürger, das sind die *anderen*. Hohn und Verachtung fallen leicht. Zum Beispiel wissen wir alle, glauben zu *wissen,* was dem Verdikt kleinbürgerlich verfällt: Der Nieren- oder Marmortisch im Wohnzimmer, die Van-Gogh-Reproduktion im Schlafzimmer, der Massentourismus nach Mallorca. Abklatsch, mangelnde Individualität, mangelnde Originalität, das komische Schielen nach »höheren« Werten und Vorbildern usw. Wir riechen es. Es tut unseren Augen weh. Wir können die Sprachgirlanden, die Sprechblasen, die negativ dem Kleinbürger zugeschrieben werden, nicht ertragen. Verständlich. Nur: die gelebten Klischees des Kleinbürgers sind eben die Klischees, welche die Kleinbürgerkritik produziert oder zumindest im Umlauf hält. Und darüber hinaus: Was dem einen die Van-Gogh-Sonnenblumen, ist dem andern die Magritte-Vogel-Reproduktion an der Wand. Gerade weil die Kleinbürger die *andern* sind, fällt es denen, die sich abzugrenzen versuchen, gar in die offene Revolte treten, leicht *und* schwer, sich zu distanzieren. Nicht zufällig haben die politisch radikalen Gruppierungen das Schimpfwort »Kleinbürger« für weltanschaulich konkurrierende Genossen am schnellsten zur Hand, gerade so, als könnte das Gerede vom Proletariat den eigenen Stallgeruch tilgen!

Eine präzisere Bestimmung des Kleinbürger-Syndroms erfolgt, wenn überhaupt, deshalb auch nicht zufällig am ergiebigsten auf der Ebene der Psychologie. Indes auch hier: so vielschichtig wie die Abgrenzung der kleinbürgerlichen Gruppen, so wenig eindeutig sind, selbst mittels tiefenpsychologischer Kriterien, die typischen Merkmale festzumachen. Zwar gibt es auch hier einige immer wieder erwähnte Momente, etwa Ordnungssucht, Geiz, Aggression (insbesondere gegen »unten«, punktuell auch gegen »oben«). Werden »Klassenkriterien« einbezogen, dann etwa so:

»Während die beiden Hauptklassen der Gesellschaft ihren jeweiligen Klassengegner klar benennen können, wird dem Kleinbürgertum im Grunde die ganze Gesellschaft, der es nur peripher angehört, zum Feind. Seine Aggression ist – wie die des ›Autoritären‹ – ›diffus‹. Zugleich zwingt ihn sein Konkretismus . . . zur Benennung bestimmter Akteure, die das Übel, das ihm angetan wird, personell verkörpern.«[17]

Dies trifft indes, wenn überhaupt, wiederum nur das »alte«, selbständige, im Deklassierungsprozeß befindliche Kleinbürgertum, keineswegs den Kleinbürger schlechthin. Der der Mittelschicht insgesamt manifest oder latent anhaftende Kleinbürgergeruch – und hier stellt die selbständige

Mittelschicht eine verschwindend kleine und abnehmende Gruppierung dar – ist indes heute viel wesentlicher, wobei es zwischen den »bürokratischen« Verhaltensweisen, sprich: Anpassungshaltungen weiter Kreise der neuen Mittelschicht, insbesondere der Angestellten und Beamten, einerseits und der Kleingewerbler andererseits wenig Berührungspunkte gibt. Am Moment der Arbeit ließe sich dies deutlicher machen. Stehen die letzteren vor der ökonomischen Deklassierung und Eliminierung, so sind es bei den Angestellten und Beamten Aufstiegsängste, Bewährungsängste, der Unterwerfungs- und Anpassungsdruck. Entscheidend auch die Differenzen im Sozialisationsprozeß: sozialisiert, verkürzt gesagt, die eine Gruppe, der selbständige Kleinbürger, autoritär, »innengeleitet«, notfalls gegen die geltenden gesellschaftlichen Normen, so der »neue« Mittelstand »verquält«, verunsichert, »außengeleitet«. Trotzdem wird, generalisierend, die These vertreten, der *kleinbürgerliche* Sozialisationsprozeß verzerre und übersteigere die gesamtgesellschaftlichen normalen Werte und führe zur Ausbildung des sogenannten »autoritären Syndroms«[18], ohne daß, in der Regel, eindeutige oder gar kausale Folgerungen für die Existenz politischer Systeme gezogen werden.

Neue Aktualität hat die Faschismus-Kleinbürger-Diskussion jedenfalls vorab nicht deswegen erhalten, weil Akteure und Anhänger des nationalsozialistischen Regimes noch (oder wieder) unter uns sind. Gerade weil ein stringenter Zusammenhang zwischen dem Aufbruch des Nationalsozialismus und dem Kleinbürgertum nicht leicht herstellbar ist (dieses höchstens den »Humus« für solche Bewegungen abzugeben scheint), wird das Kleinbürger-Syndrom nicht bloß für die Erklärung faschistischer Attitüden, sondern für moderne Gesellschaften schlechthin herangezogen, ob der damit gemeinte Typ nun als »außengeleitet« charakterisiert wird, von »Vermassung« oder von »vaterloser Gesellschaft« gesprochen wird. Oder es wird, was ich hier weitgehend ausblende, der Frage nachgegangen, ob die durch kleinbürgerliche Momente wesentlich mitgeprägte spätkapitalistische Gesellschaft strukturell präfaschistoide oder faschistoide Züge trägt. Das heißt: der»außengeleitete« Typ so gut wie die »vaterlose Gesellschaft« bieten berechtigten Anlaß zur Frage, wieweit spätkapitalistische Gesellschaften strukturell Tendenzen ausprägen, vielmehr produzieren, die durch Akkumulation und Verschärfung des internen und externen Terrors die politisch-gesellschaftliche Szene wandeln:

»Es geht um die Frage, ob sich an der Peripherie des bestehenden gesellschaftlichen Systems Tendenzen illegaler und illegitimer Gewaltanwendung zeigen, die sich in einer Weise akkumulieren könnten, daß sie zu einem dem faschistischen Terror äquivalenten Phänomen werden.«[19]

Diese These ist gewiß vorläufig, prekär, aber keineswegs als bloß ideologische abqualifizierbar. Nicht Romantizismus und Mythen, nicht schiere Rückwärtsgewandtheit bilden heute den Nährboden für faschistoide Ten-

denzen; den Nährboden bilden die Undurchschaubarkeit, die reale Unsicherheit und Ungewißheit. Der vielgepriesene Realismus der »Massen«, das gegenüber emanzipatorisch-utopischen »Träumereien« emporgelobte Akzeptieren der Realpolitik, der gepriesene *bon sens* der Wähler, die »Nüchternheit« des »kleinen Mannes« enthalten als Kehrseite latente Irrationalismen, wie sie in radikalen Randgruppen permanent aktualisiert bleiben und, die gegebenen, wenn auch schwer prognostizierbaren politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen vorausgesetzt, massenwirksam werden können. Eskapismus (»Wir können eh' nichts machen . . . die Entscheidungen fallen woanders . . .«) *und* Revolte (»macht kaputt, was euch kaputt macht«) sind Ausdruck ein und derselben Ohnmachtshaltung. Für eine »überwundene« historische Phase hat Adorno gesagt:

»Es ist nicht so, daß psychologische Dispositionen wirklich Faschismus verursachen, sondern ›Faschismus‹ bezeichnet eigentlich ein psychologisches Gebiet, das von Kräften, die ihn aus ganz unpsychologischen Interessengründen fördern, erfolgreich ausgenutzt werden kann.«[20]

In dieser These, die sich auf heute übertragen läßt, ist freilich die Psychologie zu sehr nur als Manipulationsebene gesehen und sind die Momente, die eine Manipulations*chance* ermöglichen, ausgeblendet. Die These hält – ähnlich wie die analytisch ganz anders orientierte These, die Repräsentanten des Staatsapparates seien *nichts* als Handlanger des Kapitals – Macht und Ohnmacht säuberlich getrennt. Unberücksichtigt bleiben die Wechselwirkungen. Und nichts ist zum Beispiel gefährlicher als die Negation der bei aller Einschränkung gerade im Parlamentarismus vorhandenen Entscheidungsfunktionen der »Massen«. Die erkämpften politischen Bürgerrechte sind nur über den manifesten Terror rückgängig zu machen. Keine Klasse gibt die historisch erworbenen Rechte preis. Wenn mit dem wachsenden Einfluß der Mittelklasse seit dem 18. Jahrhundert sich diese nicht mehr auf die Formel einlassen mußte, daß die Rechte der Menschen sich aus ihrem Besitz, ihrer Klasse, ihrer Geburt oder ihrer Herkunft ableiten ließen, also aus dem, was sie *waren*, anstatt aus dem, was sie *taten*, so schätzten die gesellschaftlichen *newcomer* jetzt am höchsten jene Talente, Fertigkeiten und Energien der Einzelnen, die zur persönlichen Leistungsfähigkeit und Vervollkommnung beitrugen.[21] Die Bourgeoisie – und wie die Arrivierten, so die auf ihren persönlichen Durchbruch hoffenden Kleinbürger – hat die feudalen, idyllischen »buntscheckigen Feudalbande« zerstört, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose »bare Zahlung« (Marx); die persönliche Würde aufgelöst in den Tauschwerten, und anstelle der religiösen, politischen Illusionen die offene, direkte, unverhüllte Ausbeutung.

Wenn ein Barbar vor allem derjenige ist, der an die Barbarei glaubt[22], so ist ein Mittelschichtler vor allem einer, der an die Mittelstandsgesellschaft glaubt. Er glaubt's und hat damit nicht ganz unrecht. Die Mittelstandswerte sind aus unserer Gesellschaft nicht bloß nicht wegzudenken. Sie bestimmen, für eine große Gruppe, die allgemeingültigen Werte. Schelsky u. a. haben säuberlich allgemeingültige Werte aufzulisten und daraus Konsequenzen zu ziehen versucht:

»Der Nivellierung des realen wirtschaftlichen und politischen Status folgt weitgehend eine Vereinheitlichung der sozialen und kulturellen Verhaltensformen in einem Lebenszuschnitt, den man, gemessen an der alten Schichtenstufung, in der ›unteren Mitte‹ lokalisieren und daher als kleinbürgerlich-mittelständisch bezeichnen könnte. Dieser verhältnismäßig einheitliche Lebensstil der nivellierten Mittelstandsgesellschaft wird keineswegs mehr von der Substanz einer sozial irgendwie hierarchisch-gegliederten oder geschichteten Gesellschaftsverfassung geprägt, sondern diese ›mittelständische‹ Lebensform erfüllt sich darin, einheitlich an den materiellen und geistigen Gütern des Zivilisationskomforts teilzunehmen.«[23]

Literarische Zeugnisse, die diese Prozesse ansprechen, gibt es in Überfülle. Hieß es früher: »Gottes Wille und das Glück bestimmen unseren Platz im Leben«, so trifft heute zu, was Paul Nizan im *Leben des Antoine B.*[24] seinem glücklich/unglücklichen »Helden« in den Mund legt: »Man muß die Menschen achten, die über einem stehen . . . Es würde immer Große und Kleine geben. Immer. Das ist wie die Kriege, wir werden die Welt nicht ändern können« (S. 48). Der Kleinbürger als der Passive. Mit Recht ist der »Zwang zur Anpassung«, dem der Kleinbürger unterliegt, unermüdlich und differenziert als Hindernis zur bewußten Subjektivität aufgezeigt worden. Freilich gibt es, aus der gesellschaftlichen Entwicklung heraus, Gegentendenzen. Gerade der Kleinbürger ist ja auf Deklassierungstendenzen »ansprechbar«, stellt sich inzwischen darauf ein. Galt dies bisher vorwiegend für das alte Kleinbürgertum, so jetzt immer ausgeprägter für das »neue«. Es gibt in der Tat ökonomisch herleitbar Deklassierungstendenzen (der »geduldige Arbeiter«: der Angestellte etwa). Sind aber zum Beispiel Martin Walsers »Helden« Getriebene, Neurotisierte, vom Verfasser mit Wortkaskaden in ihren Handlungen und Träumen Charakterisierte, so steht dem gegenüber der andere Typ, zwar auch ein Getriebener, aber versehen mit einem »Restbewußtsein«; nochmals Nizans *Antoine:*

»Er dachte an seinen Vater, der zu denen gehörte, die die Befehle empfangen, an die Kameraden seines Vaters, an seine Gefährten auf den Loire-Werften und in den Eisenbahnerunterkünften, die auch auf der Seite der Dienenden standen, auf der Seite des Lebens ohne Hoffnung. Und während er in der eisigen Morgendämmerung der Auvergne nach Hause zurückging, sagte er sich einen Satz, der für sein ganzes Leben gelten sollte, einen Satz, den zu vergessen er sich später bemühte, der nur verschwand, um in der Stunde seiner Erniedrigung, an der Schwelle seines eigenen Todes wieder aufzutauchen: ›Ich bin also ein Verräter . . .‹. Und er war es« (S. 115).

Literarisch am frühesten, und wohl bis heute am nachhaltigsten, hat Balzac nicht bloß die Lächerlichkeit, sondern auch die »scheiternde Identifikation« ›nach oben‹ drastisch dargestellt. Freilich: Balzac stand eine Bourgeoisie vor Augen, die ihre ökonomische Lage, ihren subjektiven Anspruch und ihre Entfaltungsmöglichkeiten klar erkannte und wahrnahm; die siegreiche Klasse! Nicht nur hat in Deutschland dieses selbstsichere Bürgertum nie voll Fuß fassen können; literarisch *und* soziologisch sind leicht Belege auffindbar, daß nach der kapitalistischen Expansion, nach 1900 und verschärft durch den Ersten Weltkrieg und die Weltwirtschaftskrise, die Angst des Kleinbürgers vor der Proletarisierung bestimmend wurde. Die Auswirkungen reichen bis heute. Allerdings: hatten die Kleinbürger der dreißiger Jahre den Abstieg vor Augen und konnte Theodor Geiger, der neben Kracauer mit am sensibelsten, wenn auch zum Teil maßlos überzogen, die Zeitströmung analysierte, bei dieser Grqpe von »Proletaroiden« sprechen, so ist durch die fehlende Bourgeoisie und die Tendenz zur Embourgeoisierung der Facharbeiter für wichtige Bereiche des Kleinbürgertums die *Existenzbedrohung* heute reduziert. Nicht bloß das sogenannte Wirtschaftswunder; nicht bloß die auch marxistische Analytiker irritierende Stabilität der spätkapitalistischen Industriegesellschaften und die sozialstaatlichen Errungenschaften ließen weniger »mittel*ständische*« als Aspekte des *juste milieu,* der Mittelstandsgesellschaft, aufleben; die »Mitte« scheint bei wechselnder Gruppierung stabilisiert. Sie ist, noch wenn orthodoxe marxistische Analysen aufgrund ökonomischer Determinanten die Polarisierung »Arbeiterklasse – Kapitalistenklasse« nachzuweisen vermögen, Realität. Dem Schwund des selbständigen Mittelstandes steht, klar nachweisbar, die Uneinheitlichkeit der »Lohnarbeiter des Kapitals«, der Zwischenschichten, gegenüber. Ohne die bereits genannte Differenzierung hier nochmals und exakter aufzunehmen: was immer »Mitte« genannt wird, ist analytisch nicht wegdisputierbar. Diese Mitte wurde allerdings gleichzeitig auch immer deutlicher *Endstation.* Die für den Kleinbürger typische Identifizierung mit der »wirklichen« Bourgeoisie, mit »oben«, ist gegeben und nicht wegretouchierbar. Sie wirkt umso lächerlicher, als zumindest in der Bundesrepublik der potentielle »Parvenu«, außer der eigenen, kaum eine reale Bezugsgruppe hat. Der Kleinbürger *ist* der Bürger, weil es diesen nicht gibt. Kleinbürger ist auch für diese Gruppe eine zweideutige Bezeichnung, die vorweg negativ besetzt ist. Keiner möchte dazugehören; viele gehören dazu. Nicht alle gehören dazu; *wir* gehören dazu.

Auch wenn so schon der Begriff »neuer« Mittelstand klar seine ideologische Funktion bloßlegt (dabei allerdings etwas Existierendes trifft): wesentliche Teile der Angestellten, der unteren und mittleren bis hin zur oberen Beamtengruppe ordnen sich in Abgrenzungen zum Arbeiter, wie wir sahen,

nicht bloß mit einer nicht zu übersehenden Regelmäßigkeit der »Mittelschicht« zu; sie identifizieren sich mit den dort gegebenen »Normen«, die nie ausschließlich und heute schon gar nicht mehr ausschließlich oder auch nur mehrheitlich als von oben diktierte Orientierungsnormen angesehen werden können. Vielmehr gilt: ähnlich wie die Bourgeoisie, soweit es sie *ökonomisch* gibt, die Einbettung in die eigene Gruppe verweigert, ähnlich standhaft weigert sich der Kleinbürger zu akzeptieren, daß die Normen, denen er folgt, von seiner eigenen Gruppe propagierte Normen, auf dem eignen Mist gewachsene Lebensvorstellungen sind. Die Soziologen haben dies brav, den wehenden Wind um die Nase, aufgenommen und plattgedrückt. Einerseits wurde die Mobilität, die Orientierung nach »oben«, zum Maßstab. Andererseits freilich versuchte die Soziologie, teilweise in Kontrast zu dieser Aufstiegsmentalität, die Sehnsucht zur Mitte – die Sehnsucht, Mitte zu sein und Mitte zu bleiben – zu unterstützen. Dahinter steht, bewußt oder unbewußt, allemal der Anspruch, die mit dem Klassenantagonismus argumentierenden Gesellschaftstheorien marxscher Provenienz abzubauen oder ins Vage, Unverbindliche abzudrängen. Die »goldene Mitte« als das Maß aller Dinge, als Stabilisierungsfaktor *number one*. Auf die Bürger, nicht bloß als formal freie Citoyens, sondern als politisch-gesellschaftlich bewußt sich Emanzipierende und Emanzipierte – wäre dies unter gegebenen Bedingungen möglich gewesen, ein überaus erstrebenswertes Ziel –, konnte diese Soziologie sich nie voll festlegen. Ihre Reaktion geschah defensiv, als Abwehrstrategie. Von der These des apathischen politischen Bürgers (Lipset), der Gewähr biete für eine rationale Politik, bis hin zur Nivellierungstendenz, die in ihrem Kontext immer das vermaßte, vermarktete Individuum nicht unterschlagen konnte, blieben die Mangelerscheinungen, Krisen und Krisensymptome virulent; virulent, aber kaum artikuliert und analytisch im Vagen. Und nicht nur in der Soziologie. Stellte sich in der Neuzeit der Kleinbürger als das aggressive, allerdings auch auf sich selbst bezogene Objekt der Literatur dar, so ging selbst am philosophischen Denken dieser Prozeß nicht vorbei. Martin Heideggers bohrende »Denunzierung« des »Man« gehört genauso hierher wie die wesentlich unschärfere Bemerkung von Alfred Schütz, daß die Welt, so wie sie ist, ein bereits historisch organisiertes Gebilde sei; Seinserfahrung als Alltagserfahrung, von den Beteiligten aufmerksam aber ungebrochen registriert. Die Soziologie, ihrer Rolle als *terrible simplificateur* folgend, verschlichtete diese Thematik. Ihrer Quantifizierungssucht ging es, mußte es darum gehen, aufgrund relativ unsicherer »Zugehörigkeitsgefühle«, d. h. Selbsteinschätzungen, die Mittelstandstheorien zu festigen. Zu festigen mit dem nie vergessenen Ziel, die marxschen Prognosen endgültig ins Reich der Ideologie zu verbannen. Vergeblich.

Gewiß ist heute Marxens Aussage, das Kleinbürgertum wirke, »solange es

als breite Schicht besteht, stets als *Übergangsklasse*, worin die Interessen zweier Klassen sich zugleich abstumpfen«, nicht bloß prekär, sondern schwerlich haltbar. Der direkt oder indirekt als Lohnabhängiger des Kapitals oder des Staates Tätige ist als »Mitte« zwar gewiß keine homogene Gruppe, schon gar keine Klasse (weder ökonomisch noch bewußtseinsmäßig); aber er ist gesellschaftlich ein *Machtblock*. Und keineswegs einflußlos. Keineswegs *nur* Spielball. Jedenfalls scheint sich heute, nach der Überschätzung durch die Theoretiker der nivellierten Mittelstandsgesellschaft und der sich als Reaktion darauf bildenden Unterschätzung des Kleinbürgers, langsam eine realistische Analyse durchzusetzen. Jene Strategie, die angesichts der zunehmenden Monopolisierung des Kapitals die zunächst plausible Strategievorstellung entwickelte, das traditionale Kleinbürgertum biete sich der progressiven Seite unmittelbar als Bündnispartner an, hat (und darauf ist zu achten) einen Haken. Das alte Kleinbürgertum, historisch oft »antikapitalistisch« agierend, ist so sehr geschrumpft, daß ihm trotz kurzfristiger zweifelhafter Ausbrüche jede politische Stoßkraft fehlt. Die latente, insbesondere in romanischen Ländern aus strukturellen Gründen immer wieder temporär manifeste Bereitschaft des »alten« Kleinbürgers zu Aufruhr und zu Rebellion, zum Poujadismus, sind Ausdruck eines letzten Gefechtes. Nicht der endgültige Untergang dieser Schicht ist zu prognostizieren; wohl aber ist als Folge der ökonomischen Hilflosigkeit die zunehmende politische Bedeutungslosigkeit der selbständigen Handwerker und der Klein- und Kleinstunternehmer unübersehbar. Keineswegs optimistisch einzuschätzen sind dabei jene verzweifelt notwendigen Versuche, sich gegen die »Diktatur der Bourgeoisie« zu stellen, die Versuche also, wirksame Formen von »Gegenöffentlichkeit« nicht nur aufzuzeigen, sondern auch zu produzieren. Negt/Kluge, in ihrem verwirrend klugen Buch über die proletarische Öffentlichkeit[25], haben am sorgfältigsten kommentiert und zusammengestellt, was einerseits *ist* und was notwendig *wäre*. Sie zogen daraus die richtige Folgerung, was unter entfalteter kapitalistischer Herrschaft als proletarische Eigenschaften zu gelten habe: Die Proletarier »sind unter dem Gesichtspunkt der Nicht-Emanzipation etwas Zusammenhängendes, unter dem Gesichtspunkt der Emanzipation etwas Nicht-Zusammenhängendes«.[26] Anders ist es nicht zu sehen: Proletarisches Bewußtsein im überkommenen Sinne bleibt marginal. Die Hoffnung, der »neue« Arbeiter, als Nachfolger des klassischen Proletariats, entfalte auch bei uns, wachsende Krisenhaftigkeit vorausgesetzt, originäres Arbeiterbewußtsein, ist kaum mehr als eine Hoffnung; aber es bleibt eine Hoffnung.

Die Kleinbürger, das sind die *anderen;* die Kleinbürger, das sind wir *selbst.* Die Differenz zwischen diesen beiden Aussagen ist nicht besonders groß. Der Kleinbürger muß zu Recht immer wieder befürchten, daß die Konsequenz seiner eigenen Prinzipien der eigenen Interessenlage teilweise zuwi-

derläuft und sie teilweise befriedigt. Daraus ergeben sich sowohl das Mißtrauen gegen gesellschaftliche Veränderungen wie auch die Impulse, diese in Gang zu setzen. Und was die Sache bedeutsam macht: als Außenseiter, als Randgruppe, als *lunatic fringe*, lassen die Kleinbürger sich heute nicht abtun. Das Kleinbürgertum vielmehr als Massenerscheinung! Konnte Marx die Formel wagen, daß je ein Kapitalist viele andere totschlägt, so kann man, gewiß auf anderer Ebene, heute sagen: je ein Kleinbürger zeugt viele Kleinbürger. Es genügt jedenfalls nicht, über diese Gruppe, die sich in viele Gruppen und Schichten aufspaltet, verächtlich oder gar arrogant zu reden.

Anmerkungen

1 Pierre Macherey, *Zur Theorie der literarischen Produktion*, Darmstadt/Neuwied 1974, S. 216.
2 A.a.O., S. 215.
3 Leo Kofler, *Marxistische Staatstheorie*, Ulm 1960, S. 257.
4 Werner Sombart, *Der Bourgeois*, München/Leipzig 1920, S. 154 f.
5 Dieter Claessens, *Kapitalismus als Kultur*, Düsseldorf/Köln 1973, S. 114.
6 Max Horkheimer, *Kritische Theorie*, Bd. 2, Frankfurt 1968, S. 313.
7 Walter Benjamin, *Schriften*, Bd. 2, Frankfurt 1955, S. 3 f.
8 Werner Sombart, a.a.O., S. 236.
9 Annette Leppert-Fögen, *Die deklassierte Klasse. Studien zur Geschichte und Ideologie des Kleinbürgertums*, Frankfurt 1974, S. 12.
10 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten*, Frankfurt 1971, S. 25.
11 Raimond Aron, *La société industrielle*, Paris 1965, S. 13.
12 Walter Benjamin, »Politisierung der Intelligenz« (zu Kracauers *Angestellten*), in: S. Kracauer, a.a.O., S. 117.
13 K. M. Bolte u. a., *Soziale Schichtung*, Opladen 1966, S. 84.
14 Roland Barthes, *Mythen des Alltags*, Frankfurt 1964, S. 128.
15 A.a.O., S. 128 f.
16 Joachim Bischoff (Hrsg.), *Die Klassenstruktur der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 1976, S. 121.
17 A. Leppert-Fögen, a.a.O., S. 235 Fn.
18 A.a.O., S. 222 f.
19 Manfred Clemenz, »Ist der spätkapitalistische Staat kapitalistisch?«, *Kursbuch* 31, 1973, S. 22.
20 Theodor W. Adorno, »Die Freudsche Theorie und die Struktur der faschistischen Propaganda«, in: Adorno, *Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft*, Frankfurt 1971, S. 62.
21 W. Gouldner, *Die Krise der westlichen Soziologie*, S. 80 f.
22 Claude Lévi-Strauss, *Strukturale Anthropologie*, Bd. 2, Frankfurt 1975, S. 370.
23 Helmut Schelsky, *Auf der Suche nach Wirklichkeit*, Düsseldorf/Köln 1965, S. 332.
24 Paul Nizan, *Leben des Antoine B.*, Frankfurt 1974.
25 Oskar Negt, Alexander Kluge, *Öffentlichkeit und Erfahrung*, Frankfurt 1972, S. 485.

20 Originalarbeiten zur Familien-therapie

Von diesem Buch darf man wohl sagen, daß es erstmals einen zusammenfassenden Überblick über familienbezogene Ansätze in der deutschsprachigen analytischen Psychotherapie und dynamischen Psychiatrie gibt, wobei praxisbezogenen Fragestellungen die Priorität eingeräumt wird.

DM 19,80

Rowohlt

Die „Weiblichkeit" der Frau: Anatomie? Ökonomie? Ideologie?

Diese Untersuchung eröffnet ein neues Verständnis der Entwicklung der weiblichen Psyche. Die typischen Verhaltensmerkmale erscheinen nicht durch die Konstitution bedingt, sondern durch gesellschaftliche Aspekte. Damit werden sie veränderbar.

DM 18,50

Rowohlt

Marielouise Janssen-Jurreit
Sexismus/Über die Abtreibung der Frauenfrage

SEXISMUS

Sexismus - das ist die Summe aller Formen der ökonomischen, sozialen und sexuellen Unterdrückung und Benachteiligung der Frau.

Marielouise Janssen-Jurreit hat sämtliche Fragen der Frauenbewegung, die bislang nur vereinzelt diskutiert wurden, in ihrem Buch »Sexismus« zusammengebracht: Sie hat damit nicht nur das unentbehrliche Handbuch für die »andere Hälfte« der Gesellschaft geschrieben, sondern ihr zugleich eine Theorie gegeben, mit der die Frauen ihren politischen Kampf legitimieren können.

Ca. 550 Seiten. Ln. ca. 38,- DM.

Carl Hanser Verlag

ATHENÄUM
HAIN
SCRIPTOR

Postfach 96
D-6242 Kronberg

Scriptor Taschenbücher

Athenäum und Fischer-Athenäum Taschenbücher

Monographien

Reprints

Zeitschriften

zu den Themen:

Erziehungswissenschaft

Literatur- und Sprachdidaktik

Literaturwissenschaft

Pädagogik

Philosophie und Wissenschaftstheorie

Psychologie

Rechtswissenschaft

Sozialwissenschaften

Sprachwissenschaft

Wirtschaftswissenschaft

Heinz-Gerhard Haupt
Die »schwankende Klasse«

Zur Bedeutung des Kleinbürgertums für die Arbeiterbewegung am Beispiel der Pariser Commune

»Der Mittelstand ist eine Klasse, eine eigene zwischen zwei anderen heute. Seine Grenzen verwischen sich, aber es ist doch eine Klasse, kein Übergang, eine Klasse mit eigener Ideologie. Mit einer Ideologie, die nur scheinbar ramponiert worden ist. (Ibsen) Die Durchgangsstation für wenige einzelne aus dem Proletariat ins Kapital . . .«[1]

Ödon von Horvath nimmt das Kleinbürgertum als eine Klasse mit eigener Persönlichkeit ernst. Seiner Bestimmung eignet nichts von jenem Übergangscharakter, den eine orthodoxe Marxrezeption dem Kleinbürgertum gern zuschreibt. Diese siedelt die Klasse zwischen den Polen Proletariat und Bourgeoisie, produktive und unproduktive Arbeit an, unterstellt ein Schwanken zwischen den Extremen, macht sie zum sozialen Chamäleon.[2] Die Unterstellung, man müsse bei der Analyse des Kleinbürgertums vom Schwanken als einer quasianthropologischen Konstanten ausgehen, verdeckt aber, daß Situation und Verhalten der Kleinbourgeoisie abhängig sind von dem Ausmaß der kapitalistischen Entwicklung. Ihre Reaktionen verändern sich demnach, je nachdem, ob sie am Rande der kapitalistischen Produktionsweise existiert, in deren Expansion einbezogen oder von ihr bereits überrollt ist. In der wirtschaftlichen Situation und der Tendenz nach auch in der Interpretation von Wirklichkeit unterscheiden sich grundlegend der Handwerker, der frei seine Rohstoffe einkauft und sein fertiges Produkt verkauft, jener, der als Zulieferer von einem Großbetrieb anbängt, und derjenige, der nur mit Mühe und Not sich im Konkurrenzkampf mit größeren Unternehmen behaupten kann. Aussagen über die Möglichkeit eines Bündnisses von Kleinbürgern und Arbeitern zu machen, bedeutet deshalb, innerhalb des Kleinbürgertums das Ausmaß der Integration verschiedener Fraktionen in den Prozeß der kapitalistischen Akkumulation zu bestimmen.

Obwohl in seiner ökonomischen Existenz und ideologischen Selbständigkeit von der kapitalistischen Expansion abhängig, ist das Kleinbürgertum keine politische quantité négligeable. Krämer und Handwerker warfen vielmehr – wie im deutschen Faschismus – ihr politisches Gewicht in die Waagschale und entschieden mit darüber, ob diese sich zur Demokratie oder zur Barbarei senkte. Die Erfahrungen der konterrevolutionären Intervention von Krämern und Fuhrunternehmern in Chile ist noch zu frisch, als

daß die politische Relevanz des Verhaltens von Kleinbürgern in der Gegenwart erneut bestimmt werden müßte. Ist das Kleinbürgertum aber notwendig identisch mit jenen Millionen, die nach Lenin »durch ihre tagtägliche, alltägliche, unmerkliche, unfaßbare, zersetzende Tätigkeit eben jene Resultate herbei(führen), welche die Bourgeoisie braucht, durch welche die Macht der Bourgeoisie restauriert wird«[3], oder kann es unter bestimmten historischen Bedingungen eine progressive Rolle an der Seite der Arbeiterklasse spielen?

In der Pariser Commune von 1871 gelang die Zusammenarbeit von Arbeitern und Kleinbürgern. »Aber was tut das Kleinbürgertum, Industrie und Verwaltung, die das Volk umspannt und alles vermag, wird sie sich nicht wie im Jahre 1792 zu unserer Rettung erheben?« Auf diese hoffnungsvolle Frage antwortete Prosper Lissagaray, der zeitgenössische Historiker der Commune, resigniert:

»Ach, sie ist zerfallen unter der stickigen Korruption des Kaiserreichs. Seit Jahren schon lebt sie in den Tag hinein und sondert sich vom Proletariat ab, aus dem sie hervorgegangen ist und in das sie die großen Industriebarone morgen wieder zurückschleudern werden.«[4]

Die Zusammensetzung des Communerates, der revolutionären Massen und der Nationalgarde widerlegen jedoch dieses pessimistische Urteil vom Vorabend des deutsch-französischen Krieges. Arbeiter, Intellektuelle, Krämer und Handwerker trafen sich im Communerat, der Parlament und Exekutive der Commune war. Unter die 33 Arbeiter im Rat wurden auch sechs unabhängige Produzenten gewählt, während die übrigen vornehmlich in handwerklichen Betrieben ihre Arbeitskraft verkauften. Selbst die proletarischen Ratsmitglieder atmeten die Luft der Welt des Kleinbesitzes, des Individualismus und des Aufstiegsstrebens. Teil dieser Welt waren auch die fünf Händler ebenso wie jene dreißig Abgeordneten, die freien Berufen nachgingen. Die Journalisten stellten 14 Mitglieder des Rates, während auf Ärzte fünf, auf Rechtsanwälte und Lehrer je vier Sitze kamen.[5] Auch an der Basis mischten sich Kleinbürger und Proletarier. Von 1000 Verhafteten besaßen 33 einen eigenen Laden, gingen ebensoviele freien Berufen oder dem Handel nach, waren 80 angestellt, während 119 in Metallbetrieben und 157 auf dem Bau arbeiteten. Zwar sank zwischen 1851 und 1871 der Anteil, den Kleinbürger für die revolutionären Massen stellten, von 27,4% auf 15,6%; doch trügen diese Zahlen deshalb, weil nur schwer zwischen Lohnarbeitern und Kleinunternehmern zu trennen ist.[6] Als Indiz für eine leitende Funktion von Kleinbürgern in der Commune kann schließlich die soziale Zusammensetzung der Bürgermiliz gelten: In ihr wählten die Nationalgardisten Offiziere und Unteroffiziere vornehmlich unter Angestellten, Krämern und Freiberuflichen aus, und sie entsandten diese auch in das Zentralkomitee der Nationalgarde.[7]

Innerhalb eines Jahres, zwischen dem August 1870 und dem März 1871,

hatten sich die Hoffnungen Lissagarays auf eine Politisierung von Kleinbürgern erfüllt. Kleinbürger und Arbeiter erneuerten die von ihm ersehnte Allianz der Großen Französischen Revolution. Um die Bedingungen zu bestimmen, unter denen eine Verbindung der beiden Klassen möglich ist, müssen für die Pariser Commune die strukturellen und aktuellen Ursachen jenes Bündnisses bestimmt und zugleich gefragt werden, ob sie historisch einmalig oder verallgemeinerbar sind.

1. Kleinbürgertum und Kapitalismus: Der Kampf ums Überleben?

Unter Kleinbürgertum werden hier sowohl all diejenigen Produktionsmittelbesitzer verstanden, die nicht in der Lage sind, auf großer Stufenleiter zu produzieren, als auch die nicht produktiven Lohnarbeiter oder Selbständigen, die vom gesellschaftlichen Mehrprodukt leben. Handwerk auf der einen, Handel und freie Berufe auf der anderen Seite unterscheiden sich in ihrer sozialen und ökonomischen Situation. Das Handwerk ist als vorkapitalistische Produktionsform konstituierender Bestandteil des Manufakturkapitalismus und damit der Übergangsepoche zwischen Feudalismus und Kapitalismus; dagegen entwickeln sich Handel und freie Berufe erst mit zunehmender Arbeitsteilung unter kapitalistischen Bedingungen.[8] Während das Handwerk eine Form der Produktion ist, in der der Meister selbst mitarbeitet und an der Mehrwertschaffung teilnimmt, schöpfen Krämer, Lehrer und Anwälte einen Teil des von ihnen nicht produzierten Mehrprodukts ab. Somit bedroht die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise im 19. Jahrhundert das Handwerk in seiner materiellen Existenz, ist dagegen für den Handel von einer Expansion des Distributionsnetzes und für die freien Berufe von einer Zunahme ihrer Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten begleitet. Diese allgemeine Situation einzelner Teile des Kleinbürgertums differiert jedoch je nach Branche und nach historischer Epoche. Im 2. Kaiserreich und zur Zeit der Pariser Commune hatte die kapitalistische Akkumulations- und Expropriationsbewegung bereits voll das Handwerk und handwerkliche Kleinbetriebe erfaßt.[9] Im Bereich der Textil- und Montanindustrie überrollten kapitalistische Großbetriebe ihre kleinen und unrentablen Konkurrenten, Weber und Spinner verloren zunehmend ihre Unabhängigkeit und ihre Existenzgrundlage, mit traditionellen Methoden arbeitende Eisenhütten mußten schließen, der Kohleanbau im Tagebau unterlag den großen Zechen. Von den zwischen 1860 und 1865 gezählten 1 420 000 formell unabhängigen Meistern überlebten 1876 nur noch 991 421.[10] Als Betriebe, die mit geringem Kapitaleinsatz und Kreditmöglichkeiten nicht auf großer Stufenleiter produzierten, konnten diese Klitschen sich im Wettbewerb mit den Großunternehmern nicht behaupten.

Freilich blieb Frankreich bis ins 20. Jahrhundert hinein das Land des Kleinbürgertums par excellence, die zunehmende Verstädterung und die Entwicklung von Zuliefererbetrieben hielten den Zugang zur Gruppe der Kleinindustriellen offen. Aber die absolute Bedeutung der Kleinbetriebe in der französischen Wirtschaft und Gesellschaft kann ihren relativen Rückgang und ihre prekäre Existenzgrundlage nur schlecht verbergen.[11]

Neben jenem Drittel der Meister, die von der riesigen Enteignungswelle zwischen 1800 und 1870 getroffen wurden, gerieten Kleinindustrielle zunehmend in Abhängigkeit von größeren Unternehmen. Der Schneider, der zwar weiterhin für eine kleine Kundschaft, ansonsten aber in Heimarbeit für das Kaufhaus »Le Bon Marché« Kleider nähte, der Schuster, der die meiste Zeit nicht für seine Stammkundschaft, sondern für das Schuhhaus »Godillot« hämmerte, der Schreiner, der weiterhin auf dem Bürgersteig billige Möbel an Passanten verkaufte, zumeist aber für eines der Möbelgeschäfte des Faubourg Saint-Antoine arbeitete, alle diese Handwerker verloren ihre Dispositionsfreiheit und standen unter der Fuchtel der Stücklöhne, die ihnen größere Kapitalisten zahlten.[12] Auch die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs, dieses kaudinische Joch bürgerlicher Gesellschaften, wurde im 2. Kaiserreich zunehmend verbaut. Die These von der »offenen Gesellschaft«, in der der Aufstieg jederzeit für Fleißige, Tüchtige und Sparsame offenstünde[13], hatte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine gewisse Plausibilität besessen. Webern in der Gegend von Rouen gelang es durchaus, als Kleinunternehmer selbständig zu werden, und die Krise des Jahres 1830 ruinierte nicht nur Klein-, sondern auch Großunternehmen. Nach der Jahrhundertmitte konsolidierte sich jedoch die Position der Industriegiganten, ihre Kapitaldecke dehnte sich aus, und das erhöhte Anfangskapital ebenso wie härtere Konkurrenzbedingungen errichteten eine Barriere gegen jeden homo novus. Das 2. Kaiserreich bildete den Herbst jenes goldenen Zeitalters für den Selfmademan. Noch zeugten zahlreiche Kleinunternehmer in ihrer Biographie letztmalig von den Möglichkeiten gesellschaftlichen Aufstiegs: 1872 sollen 80% ehemalige Arbeiter und 15% Arbeiterkinder gewesen sein.[15]

Verlust der Unabhängigkeit durch Zulieferertätigkeit, begrenzte Chancen des Aufstiegs, Konkurse: diese Situation charakterisierte diesen Teil des Kleinbürgertums generell. Auch das Pariser Handwerk traf die Krise voll, handwerkliche Betriebe mußten an die Peripherie der Stadt verlegt werden.[16] Bedrohung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit und Verlust von Nachbarschaftsbeziehungen gingen somit Hand in Hand.

Im Unterschied zum Handwerk nahm in der gleichen Zeit im Handel die Zahl der Läden zu. Die Gründung von spezialisierten Läden selbst im Herzen des traditionellen Paris, in der Rue Saint-Denis, die Gründung von Kolonialwarenläden auf dem Lande, auf dem die Selbstversorgung immer

weiter zurückging, erklären diese Expansion.[17] Da nur wenig Eigenkapital erforderlich war, um einen Laden eröffnen zu können, stand diese Möglichkeit auch Arbeitern offen. Sie nutzten sie, sei es, um durch einen Laden eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu erwerben, sei es, um der Fabrikdisziplin zu entfliehen.[18] So konnte Gervaise in Zolas *L'Assomoir* dank der Spargroschen eines Eisenarbeiters eine Wäscherei eröffnen und ihre Vorstellungen eines nichtproletarischen Lebens kurzfristig verwirklichen. War das Anfangskapital auch niedrig, so blieb oft auch die Wirklichkeit der erträumten Unabhängigkeit hinter den Erwartungen zurück. Nicht nur ähnelte das durchschnittliche Arbeitsaufkommen von Kleinhändlern dem der Arbeiter – der 12- bis 13-Stundentag war die Regel, die obligatorische Sonntagsruhe brachte erst das 20. Jahrhundert –, sondern der Kampf ums Überleben stellte sich besonders in den Arbeitervierteln als schwierig heraus, da das Stunden von Schulden an der Tagesordnung, deren Begleichung jedoch unsicher war.[19] Unter diesen Umständen drohte ständig der Konkurs. Selbst Ernest Cognacq, der spätere Gründer des großen Kaufhauses »La Samaritaine«, mußte 1867 erleben, daß sein Laden in der Rue Turbigo, den er mit 5000 Francs gegründet hatte, ihn nach kurzer Zeit nicht mehr ernähren konnte.[20]

Gerade in Paris, später dann auch in anderen größeren Provinzstädten, verschlechterte sich die Situation des Kleinhandels allmählich dadurch, daß mit den großen Boulevards, die der Baron Haussmann aus Gründen der Aufstandsbekämpfung in das Häuserwirrwarr des alten Paris schlagen ließ, auch die ersten großen Kaufhäuser aus dem Boden schossen. Dank größeren Angebots, niedrigerer Preise und geschickter Werbung zogen diese eine große Kundschaft an. Die geballte Faust, die allmorgendlich der Tuchhändler gegen die glänzende Fassade des Kaufhauses »Au bonheur des dames« in Zolas gleichnamigem Roman erhob, zeugte von der Empörung und Ohnmacht des traditionellen Handels gegenüber den neuen Verkaufs- und Geschäftsformen. Im 2. Kaiserreich setzte die Gründung von Kaufhäusern aber erst allmählich ein. Diese minderten zwar in den folgenden Jahrzehnten die Einkünfte von Kleinkrämern, die bis zum Ersten Weltkrieg insgesamt stagniert haben sollen, und die Unabhängigkeit des shopkeeper blieb angesichts der Konkurrenz, der mangelnden Zahlungsfähigkeit seiner Kundschaft und der hohen eigenen Arbeitsleistung prekär; dennoch erhöhten vor 1914 spezialisierte Läden und die Ausdehnung des ländlichen Handelsnetzes noch die Zahl der Krämer.[21] Während die Entwicklung des Kapitalismus das Handwerk in seiner Substanz traf, den Handel hingegen begünstigte, erfaßte sie vor 1870 die freien Berufe kaum. Im Journalismus, aus dem die Mehrzahl der kleinbürgerlichen Intellektuellen der Commune kamen, bildeten sich zwar mit Jules Mirès und Moise Millaud Pressemagnaten heraus, die politisch mißliebige Zeitungen aufkauften, aber ihr Einfluß

konnte nicht verhindern, daß Zeitungsgründungen leicht und zahlreich waren.[22] So gab es in den Reihen der sozialistischen Opposition immer wieder kurzlebige Zeitungen, wie etwa *Le Cri du Peuple*. Gewiß wurden das literarische Produkt, der Artikel, das Buch oder das Theaterstück als Ware nach ihrem Tauschwert verkauft; aber das Netz von Verlag und Zeitung war so weitmaschig, daß Oppositionelle sich in ihm entfalten konnten und die Schreiberei immer noch als Königsweg des gesellschaftlichen Aufstiegs galt. Oft koppelten Autoren dabei Schriftstellerei und Journalismus. Edouard Moreau, der später als »Seele des ZK der Nationalgarde« fungierte, verfaßte nicht nur ein Werk über die Reform der Landwirtschaft, sondern auch eine Musikkomödie, die auf der Bühne der Folies Dramatiques aufgeführt wurde.[23] Auch Pottier, der Texter der Internationale, und Jules Vallès, der schriftstellernde Communarde, konnten ihren Lebensunterhalt durch Pendeln zwischen verschiedenen Presseorganen und literarischen Genres sichern.[24]

Ähnlich wie die Krämer, hatten auch die Ärzte noch nicht die Möglichkeiten ausgeschöpft, die ihnen die bürgerliche Gesellschaft in Frankreich bot. Nicht die ängstliche Wahrung des Medizinermonopols, sondern die Eroberung der gesamten ärztlichen Versorgung stand auf der Tagesordnung. Denn diese wurde vornehmlich in Kleinstädten und auf dem Land von sogenannten »Gesundheitsoffizieren« (Officiers de santé) aufrechterhalten, die nach kurzer, laienhafter Anlernzeit praktizierten. Allerdings unterschieden sich die Ärzte, die über gutgehende Praxen verfügten, von jenen, die in Arbeitervierteln oder auf dem Lande ihrem Beruf nachgingen. Während die ersten wohl antiparlamentarische und korporatistische Parolen aufnahmen, die sich seit den 1880er Jahren gegen die Infragestellung ihrer gesellschaftlichen wie ihrer beruflichen Position wandten, gingen unter den zweiten Vorstellungen um, die eine kostenlose medizinische Versorgung und ein besseres Gesetz zur Bekämpfung von Arbeitsunfällen beinhalteten. Im Konflikt zwischen ihrer beruflichen Stellung und ihrer gesellschaftlichen Aufgabe entschieden sich die letzteren für ihre humane und soziale Mission.[25]

Während sich unter Handwerkern und Händlern wirtschaftliche Ursachen finden lassen, die ihr politisches Engagement in der Commune erklären, kann für die freien Berufe keine prinzipielle Feindschaft gegen die kapitalistische Entwicklung unterstellt werden. Diese konnte für die Journalisten primär Vermehrung der Zeitungen, Ausdehnung des Lesepublikums und damit bessere Marktchancen heißen, für Künstler neue Kunststätten und Mäzene, für Lehrer Förderung des Schulwesens und Zurückdrängen kirchlicher Einflüsse, die die bürgerlich-kapitalistischen Strukturen verteufelten. Somit richteten sich die Angriffe dieser Berufsgruppen weniger gegen den Kapitalismus als gegen staatliche Eingriffe in ihr Berufsfeld. Die staatliche

Zensur, die erst ab 1868 unter dem 2. Kaiserreich abgemildert wurde, zog eine Fülle von Verurteilungen jener Journalisten nach sich, die mit dem Regime nicht konform gingen, ruinierte viele Zeitungen und begünstigte Selbstzensur von Journalisten.[26] Staatliche Stellen oder offiziell akkreditierte Gremien lasteten auch schwer auf der Organisation der bildenden Künste. Im Erziehungswesen bedrohte die Lehrer die Konkurrenz der kirchlichen Schulen und die strenge behördliche Überwachung von Lehrinhalten. Die Kirche dehnte ihren Einfluß im Volks- und Oberschulbereich seit 1850 permanent aus und vermittelte Werte, die die Ein- und Unterordnung in Staat und unter das Gebot der Kirche verlangten. Zwar stand es jedem, der einen Schulabschluß vorlegen konnte, offen, eine Schule zu gründen, doch schränkte die bonapartistische Bespitzelung die Lehrfreiheit ein. Die Communardin Louise Michel eröffnete in Audeloncourt (Haute-Marne) eine konfessionelle Schule (Ecole libre), um keinen Eid auf den Kaiser schwören zu müssen, forderte von jedem Schüler pro Monat 1 Francs Schulgeld, mußte sich aber oft wegen antibonapartistischer Lehrinhalte vor den Präfekturen verantworten.[27]

Die Bohème, als deren Typus Theodor Geiger den »Anarcho-Nihilisten« sieht, jene Mitglieder der herrschenden Klasse, die aufgrund ihres individuellen Schicksals Klassenverrat begangen haben sollen (Geiger), stand keineswegs aus Gründen des Futterneids, der individuellen Enttäuschung oder persönlichen Rachsucht im Lager der Regimegegner, sondern hatte konkret angebbare Gründe für ihre Opposition[28]: Die staatliche Organisation von Pressewesen, Kunst und Schule erschwerte oder verhinderte, daß die Mitglieder der »Bohème« sich beruflich und intellektuell frei entfalten konnten. Die Situation und Position von Kleinbürgern hängt somit davon ab, inwieweit sie in den Prozeß der Kapitalisierung aller Lebensbereiche einbezogen sind und ob es ihnen gelingt, für ihre Interessen die staatlichen Instanzen zu gewinnen. Sind diese Parameter auch zu grob – die Analyse der Erfahrungen, Ideologien und Aktionen wird das zeigen –, so erlauben sie doch, die Grundzüge der Entwicklung des Kleinbürgertums bis in die Gegenwart und ihre Haltung zur Arbeiterbewegung auszuziehen. Wie schon 1871 tendierten auch in der Folgezeit jene Fraktionen oder Berufe, die mit der Entwicklung des Kapitalismus die eigene Existenz bedroht sahen und für einen Stillstand der gesellschaftlichen Entwicklung optierten, ins konservative Lager.

Die bereits im 19. Jahrhundert einsetzende Erosion der handwerklichen Kleinbetriebe hält bis in die Gegenwart an. Relativ gut widerstanden diese der Konzentrationsbewegung im Druckereigewerbe, in der Uhrenindustrie und dem Bauwesen, aber in anderen Bereichen gingen sie rapide zurück, überlebten nur als Zulieferer oder in Ritzen des Produktionsprozesses.[29] In diesem Kampf ums Überleben strebten ihre Interessen und die der Arbei-

terklasse zunehmend auseinander. Zum einen erhöhten die Kleinfabrikanten die Arbeitszeit und senkten die Löhne, machten die kleinen Unternehmen also zu Stätten massivster Ausbeutung, zum anderen wehrten sie sich erbittert gegen die Organisation der Arbeiter und sozialpolitische Maßnahmen. Infolge dieser Abwehr- und Kampfhaltung trat die Opposition gegen die Industriegiganten zurück, die jedoch weiterschwelte, und das Sich-Klammern an den Staat als jene Instanz hervor, die den Klassenkampf im Zaume halten und die Existenz der »Kleinen« garantieren sollte. Folgerichtig stehen heute Protektionismus und Ablehnung jeglicher betrieblichen Mitbestimmung auf den Fahnen der Verteidigungsorganisationen der kleinen und mittleren Betriebe.[30]

Der Kleinhandel widerstand länger der kapitalistischen Entwicklung.[31] Erst seit Mitte der 1950er Jahre sah er seine Unabhängigkeit von den Handelsketten und Supermärkten massiv in Frage gestellt. In dem Maße, in dem seine wirtschaftliche Existenz bedroht wurde, ging die Hoffnung auf eine Entwicklung unter kapitalistischen Vorzeichen in eine reaktionäre Abkapselung gegen die gesellschaftliche Entwicklung über. Ähnliche Abwehrreaktionen, wie sie sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts schon in Teilen des Handels fanden[32], tauchen dann in der Gegenwart auf, wenn die wirtschaftlichen Lebensmöglichkeiten der shopkeepers bedroht sind und die staatlichen Stellen taube Ohren haben. Die erste Expropriationswelle nach 1945 fiel mit der Politik von Pierre Mendès-France zusammen, der den französischen Kapitalismus auf eine erweiterte Stufenleiter heben wollte. Da überdies die Deflation es nicht erlaubte, höhere Kosten auf die Preise abzuwälzen, fanden die Parolen von Pierre Poujade unter Krämern und Kleingewerbetreibenden, die die politische Organisation Frankreichs angriffen und Antiparlamentarismus mit Korporatismus verbanden, einen günstigen Nährboden. Obwohl der Faschismus sich auch in Frankreich als Feind des traditionellen Kleinbürgertums erwiesen hatte, entfaltete er eine große Anziehungskraft für bedrohte Kleinproduzenten.

Im Unterschied zu den Krämern, die sich nicht gegen die gesellschaftliche Veränderung behaupten konnten, gelang dies den Ärzten. Sie etablierten ihr Monopol der medizinischen Versorgung, setzten dieses gegen Krankenhäuser, Apotheker und Heilpraktiker durch.[33] Eine allmächtige Ärztekammer und ihr Einfluß auf die Zahl der Studienplätze regulierten und begrenzten den Zugang zum Arztberuf und sicherten damit die Verdienstmöglichkeiten ab. Dieses Monopol der niedergelassenen Ärzte ragt wie eine Mumie in die Gegenwart hinein, in der neue Erkenntnisse und technologische Möglichkeiten für eine andere Organisationsform der Medizin plädieren. In dieser Situation verhärtet sich der Widerstand gegen Innovationen und verstärkt sich die Identifizierung mit dem Status quo. Die Parolen des Ärztebundes sind daher denen der Händler täuschend ähnlich.

Die zunehmende Betroffenheit durch den Prozeß der kapitalistischen Akkumulation und die schwindenden Chancen, ihre Interessen parlamentarisch durchzusetzen, haben in Kleinhandel und -gewerbe zu einer malthusianistischen Einstellung gegenüber der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung und zu einem konservativen politischen Engagement geführt, das vormals liberale Ideen und aufklärerische Prinzipien ablöst. Diese Entwicklungstendenz setzt sich jedoch nicht isoliert durch. Gehört die Bedrohung durch den Kapitalismus auch zu den wesentlichen Erfahrungen, so wird sie in Begriffen und durch Vorstellungen hindurch perzipiert, die der jeweiligen ideologischen und politischen Szenerie entstammen. Die Erfahrungen, die 1871 zu einer Verbindung von Kleinbürgern mit Arbeitern führten, rührten entweder aus der Wohnsituation oder aber aus Erinnerungen an gemeinsame Auseinandersetzungen bzw. aus der Interessenidentität in aktuellen Kämpfen her.

2. Kampf und Kommunikation: Die Basis für ein Bündnis?

Handwerker, Krämer und Arbeiter wohnten zusammen in den traditionellen Pariser Revolutionsvierteln, dem Faubourg Saint-Antoine- oder in den neuen Arbeiterbezirken, etwa in Belleville. Sie legten einen roten Gürtel um Paris, der von den Batignolles bis Belleville und von Ivry bis Grenelle reichte.[35] In diesen Vierteln verwischten sich Unterschiede oder stellten sich Klientenbeziehungen her. Zwischen dem Heimarbeiter, der nur mühsam seine Aufträge vom Verleger oder Kaufhaus erhielt und bei niedrigen Stücklöhnen seine ganze Familie einspannen mußte, und jenem Metallarbeiter, der die eiserne Disziplin der großen Fabriken floh und in kleineren Betrieben arbeitete, bestanden in Arbeits- und Lebenssituationen zwar noch Unterschiede, aber kaum tiefgreifende Differenzen. Die Grenzen zwischen unabhängigen Produzenten und Facharbeitern, zwischen Heimarbeitern und Proletariern verschwammen in Paris. Aus dieser Nähe erklärt sich, daß in der Commune die Angriffe der Clubs kaum dem »petit patron« galten. Auch das Dekret vom 15. April 1871 nahm diese Kleinproduzenten aus, da es nur jene Fabriken für die Arbeiterverwaltung freigab, die ihre Besitzer verlassen hatten. Schließlich standen Kleinunternehmer auch dem Kampf der Communarden nicht fern. Der Tischler Brousse, der drei Arbeiter beschäftigte, kämpfte als Korporal in der Nationalgarde und beantragte gar, in die Internationale aufgenommen zu werden, deren Zeitungen er bereits regelmäßig lese.[36] Obgleich der Krämer in manchen Stadtteilen mit dem Priester und dem Hausbesitzer zu denjenigen gehörte, die von der Pariser Bevölkerung als Ausbeuter angesehen wurden, engagierten sich auch Krämer in der Commune. Wie 1871 haben sich punktuell auch später

Klientelbeziehungen politisch niedergeschlagen. Da der Krämer in Arbeiterbezirken von der Zahlungsfähigkeit seiner Kundschaft abhing, hat er bei Streiks temporär den Streikenden Kredit eingeräumt oder den Streik unterstützt.[37]

Die hier skizzierte Interessenallianz zwischen Kleinunternehmern, Krämern und Arbeitern läßt sich aber nicht verallgemeinern. Schon für 1871 kann nicht angegeben werden, wie groß der Anteil der der Commune feindlichen Krämer und Kleinindustriellen ist. Mit der im 20. Jahrhundert vorangetriebenen Auflösung von Arbeitervierteln, in denen über die Proletarier hinaus Nachbarschaftsbeziehungen bestanden und Solidarität sich herausbildete, mit der wachsenden Schwierigkeit von Kleinbetrieben, sich gegenüber einer technologisch ausgerüsteten und sie bedrohenden Konkurrenz zu behaupten, und der verstärkten Ausbeutung in den kleinen Unternehmen gingen Kontakt- und Bündnismöglichkeiten verloren. Die Unterstützungsbereitschaft von Krämern bestand zwar fort, war aber zeitlich begrenzt: Mit wachsender Streikdauer trat die Stundung von Schulden in Widerspruch zu eigenen Zahlungsverpflichtungen.[38]

Gemeinsame Erlebnisse in der 1848er Revolution sowie während der Belagerung von Paris zementierten die Nachbarschaftsbeziehungen und gaben ihnen einen politischen Inhalt. Die revolutionären Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 hatten anfangs zwar Arbeiter und Kleinbürger in verschiedenen Lagern gesehen, diese dann aber in der Abwehr von Angriffen der Bourgeoisie auf politische Rechte angenähert.[39] Das Jahr 1848 markierte in der Biographie von kleinbürgerlichen Communarden somit einen Wendepunkt. Régère, Tierarzt in Bordeaux, hatte in der Revolution das literarische Blatt, das er leitete, in ein politisches Organ verwandelt und war deshalb beim Regierungsantritt Napoleons III. angeklagt worden. In der Commune arbeitete er als Mitglied der Stadtverwaltung des 5. Arrondissement. Auch für den Textilheimarbeiter Chaussade begann die politische Laufbahn 1848, als er nach dem Junimassaker der Pariser Arbeiter verhaftet wurde; 1851 war er den Behörden erneut suspekt, die Polizei Bonapartes deportierte ihn sogar, dennoch gehörte er 1869 zu den Mitgliedern der Internationale in Paris, war bei allen wichtigen Demonstrationen nach der Gründung der 3. Internationale dabei, bekam mit der Polizei wieder Schwierigkeiten und hat verständlicherweise den 18. März 1871 begeistert begrüßt. Die 1848er Revolution hatte auch Laloges Biographie verändert. Als Verantwortlicher einer Produktionsgenossenschaft der Bäkker wurde er dann von den Schergen Napoleons III. beim Staatsstreich verhaftet und verurteilt. Gegen Ende des 2. Kaiserreichs besuchte er eifrig politische Versammlungen und gehörte während der Commune der Selbstverwaltung des 20. Arrondissements an.[40]

Den Auseinandersetzungen mit dem Bonapartismus der 1860er Jahre,

dieser Mischung aus Paternalismus und Repression, verdanken andere Mitglieder der Commune ihre politische Sozialisation. Der Gymnasiallehrer Martine lernte in den öffentlichen Versammlungen des ausgehenden Empires unterschiedliche Interpretationsmuster kennen und bildete sich durch Zeitungslektüre weiter.[41] Am eindrucksvollsten illustrierte Jules Vallès in seinem Roman *L'Insurgé* diese Entwicklung. Sein Held Vingtras quittiert in dem Augenblick seine früheren Berufe – zuerst Aufseher in einer Schule, dann Amtsschreiber –, als er mit einem Buch über die Bohème einen breiten Öffentlichkeitserfolg erzielt – obwohl es keineswegs eine in die bürgerliche Gesellschaft integrierte, sondern eine dieser feindliche Bohème darstellt.[42] Als Journalist gelingt es ihm, seine persönlichen Erfahrungen in der Schule und im Beruf als gesellschaftlich bedingte zu deuten und in der Auseinandersetzung mit der staatlichen Zensur, die Artikel und eine Zeitung von ihm verbietet, sein politisches Engagement zu präzisieren. Bei den Wahlen des Mai 1869 kandidiert er bereits als »revolutionärer Sozialist«, als »Kandidat der Armen« gegen den Republikaner Jules Simon, organisiert Massendemonstrationen gegen Napoleon III. und verbindet in der Commune seinen Protest gegen eine ihn begrenzende Gesellschaft mit der Emanzipationsbewegung der Arbeiterklasse. So begrüßt er mit folgenden Worten die Commune:

»Vorwärts! Die Revolution ist da! Endlich ist sie angebrochen, jene erhoffte und erwartete Minute seit den ersten Grausamkeiten des Vaters, seit der ersten Ohrfeige des Paukers, seit dem ersten Tag ohne Brot, der ersten Nacht ohne Unterkunft – dies ist die Revanche für die Schule, die Armut und den Dezember!«

Der Kampf gegen die Institutionen, die die eigene Person zerbrochen haben, mündet in den gegen die miserable Situation der Arbeiterklasse und die politische Unterdrückung durch den Bonapartismus.

Am Vorabend der Commune beschleunigte die Bedrohung der nationalen Unabhängigkeit und der Republik die Allianz von Arbeitern und Kleinbürgern. Da die Regierung der nationalen Verteidigung fürchtete, ein breiter organisierter Widerstand gegen die Preußen könne analog zu 1792 die Gefahr der Volksherrschaft heraufbeschwören, konnten kleinbürgerliche und proletarische Organisationen die bürgerliche Integrationsideologie des Nationalismus als ihr Kampfmittel benutzen.[43] Die Wahrung der nationalen Unabhängigkeit, seit 1792 ein immer wiederkehrender Topos bürgerlicher Ideologie, motivierte 1870/71 Kleinbürger umso leichter, sich auf der Seite der Commune zu engagieren, als Sieg der Preußen und Gefahr für die republikanische Ordnung für sie identisch waren. Der Arzt Rastoul, Mitglied des Communerates, erklärte seine Mitgliedschaft im »Club des Montagnards« mit dem Ziel dieser Vereinigung, das Land gegen die Preußen zu verteidigen.[44] Diese Argumentation vor der militärischen Untersuchungskommission trägt deutlich apologetische Züge. Überzeugender ist die Aus-

sage von Rossel, des zur Commune übergewechselten Offiziers Napoleons, der auf den Vorwurf seiner Richter, er habe sein Vaterland durch die Arbeit für die Commune verraten, erwiderte, sein Motiv sei es gewesen, die Ausländer aus Frankreich zu vertreiben.[45] Ebenso patriotische Empörung wie Hilflosigkeit des Kleinbürgertums drückte die Haltung von Paul Martine, eines Geschichtslehrers aus, der 1870 als Nationalgardist kämpfte. Als er vom Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland erfuhr, irrte er mit Tränen in den Augen durch das nächtliche Paris auf der Suche nach einem Volkstribun, der die Massen zum Kampf gegen diese Schmach elektrisieren könne. Da sein Suchen vergeblich war, griff er zu dem Mittel, das von alters her Revolten ankündigte: Er läutete die Kirchenglocken – ohne allerdings irgendeine Wirkung zu zeitigen. Die Arbeiter und Kleinbürger, die sich am 18. März dann dem Abtransport der Kanonen aus Paris entgegenwarfen, schliefen noch.[46] Im Tagebuch von Edouard Moreau, der vor 1870 sein Brot als Papierblumenfabrikant verdiente, läßt sich nachlesen, wie dieses patriotische Engagement in einen Angriff auf die Regierung überging. Er warf den Regierenden vor, nicht wie in der großen Französischen Revolution die »levée en masse« dekretiert und alle entsprechend ihrem Besitz besteuert zu haben. Drei Monate nach dieser Anklage notierte er hellsichtig: »Die Führer der Regierung der nationalen Verteidigung haben bei ihrem Abtreten Frankreichs an Preußen nur den Tod der Republik im Auge gehabt, deren Stärkung sie im Falle eines Sieges befürchteten.«[47] Mit der doppelten Forderung, die nationale Unabhängigkeit zu bewahren und die Republik zu schützen, strömten Kleinbürger und Arbeiter in die Nationalgarde.[48]

Die Einhelligkeit, mit der diese beiden Werte verteidigt wurden, war nicht zufällig. Während die nationale Unabhängigkeit als breit gepriesener und verteidigter Wert eine emotional werbende Kraft besaß, verbanden Handwerker und Händler mit der Republik eine Verbesserung ihrer sozialen Situation, Journalisten gute Arbeitsbedingungen, Lehrer das Zurückdrängen des kirchlichen Einflusses im Schulwesen. Republik hieß einmal allgemeines und ungehindertes Wahlrecht, das Kleinbürger bereits vor 1848 gefordert hatten.[49] Zum anderen ging damit auch die Vorstellung einer gesellschaftlichen Ordnung einher, in der durch Sparsamkeit, Anstrengungen und Talent der Einzelne sich durchsetzen und arrivieren könne. Dieser Glaube an das Marktmodell, das die Nationalökonomie der Zeit teilte[50], gründete sich auch auf die Schule als Distributionsinstanz für gesellschaftliche Aufstiegschancen. In der Idee einer Öffnung und Verbesserung des Schulwesens konnten sich Lehrer und Kleingewerbetreibende treffen, wie sie sich dann in der »Ligue de l'enseignement« tatsächlich getroffen haben, die für eine freie, weltliche Erziehung optierte.[51]

Als die Beschlüsse der konservativ zusammengesetzten Nationalversamm-

lung, die Mieten nicht mehr zu stunden und die Wechsel einklagen zu lassen, die materielle Situation von Kleinbürgern direkt angriffen, brachte diese das zustande, was die Belagerung nicht vermocht hatte: »die Vereinigung des Kleinbürgertums mit dem Proletariat«.[52] Die akute Bedrohung konsolidierte eine Verbindung, die aufgrund ähnlicher Lebens- und Arbeitsbedingungen zwischen Handwerkern, Krämern und Arbeitern nahelag und sich auf politische Ziele stützen konnte, die auch unter kleinbürgerlichen Intellektuellen verbreitet waren. Die letzten Monate der Belagerung hatten die Allianz noch gefestigt. Die Hungersnot, die vornehmlich die Armenviertel von Paris erfaßte, die Arbeitslosigkeit, deren Folgen lediglich durch den Sold der Nationalgarde aufgefangen werden konnte, die Revolution im Alltag, die der Krieg und die fehlende Arbeit herbeiführte und die sich im Aufbrechen der Trennung von privatem und öffentlichem Leben manifestierte, schufen Umstände, unter denen Kleinbürger und Arbeiter einander näherkamen. Der gemeinsame Dienst in der Nationalgarde, der breite Kommunikation erlaubte, die Nahrungsmittelknappheit, die zu Schlangen vor Geschäften und Nachbarschaftshilfe führte, schufen ein günstiges Klima für Selbstverständigung zwischen den Klassen.[53]
Dieser Zusammenschluß gegen die Feinde der Republik und des Vaterlandes hat im Widerstand gegen die NS-Besatzer und Kollaborateure nach 1940 eine Neuauflage erfahren. Bedingung für eine derartige Allianz ist eine Situation, in der die Verteidigung bürgerlicher Freiheiten und Rechte identisch ist mit der Wahrung der nationalen Unabhängigkeit gegen einen Feind, der eben die Beseitigung dieser Grundrechte auf seine Fahnen geschrieben hat.

3. Die Folgen des Bündnisses von Arbeitern und Kleinbürgern: eine kleinbürgerliche Revolution?

Die Idee einer Welt nach dem Vorbild einer von Kleinproduzenten geführten Werkstatt, die Apologie einer militanten Minderheit von Revolutionären, der Rekurs auf die Parolen und Symbole der Französischen Revolution, Proudhonismus, Blanquismus und Jakobinismus wuchsen in Frankreich auf dem Nährboden des Kleinbürgertums. Die Wirksamkeit dieser Ideologien nach dem 18. März könnte somit auch auf den Anteil zurückgeführt werden, den Kleinbürger unter den Mitgliedern des Communerates, in der Nationalgarde und den revolutionären Massen stellen. Jedoch erklärt das soziale Substrat kaum hinlänglich eine soziale Bewegung. Überdies folgten in der Commune Fraktionsbildungen nicht den verschiedenen Ideologien oder der Klassenherkunft, sondern bildeten sich bei konkreten Tagesfragen und praktischen Problemen heraus. Der Lakmustest mit dem Kleinbürgertum schlägt für die politische Erklärung der Commune fehl.[54]

Die Vorstellungen von einer zukünftigen gesellschaftlichen Organisation, die in der Commune dominierten, lassen darüber hinaus erkennen, daß das Kleinbürgertum sich partiell von der Vergötzung des Privateigentums und proudhonistischen Gedanken entfernte. Schwebte den Revolutionären der Jahre 1793 und 1848 noch eine Gesellschaft vor, in der die handwerkliche Produktionsform gesamtgesellschaftliche Ausmaße annimmt und jeder Produzent unabhängig wirtschaftet, so hatte 1871 der Kapitalismus diese Zukunftserwartung als rückwärtsgewandten Traum erwiesen. Nunmehr sollte nicht mehr der Privatbesitz an Produktionsmitteln Unabhängigkeit gewährleisten, sondern die Produktion unter Führung gewerkschaftlicher Organisationen, die ab 1869 in Paris in nahezu allen Berufszweigen aus dem Boden schossen. Die Zeichen der Zeit standen nicht auf Verallgemeinerung, sondern auf Syndikalisierung der Produktionsmittel. Das gesellschaftliche Arkadien der in der Commune kämpfenden Arbeiter und Kleinbürger lag in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit.[55]

Im Rückblick auf die Commune sind mit Vorliebe die Arbeiter den Kleinbürgern gegenübergestellt worden. Während letztere sich großmütig über die Armut gebeugt hätten, ohne deren Ursachen zu verstehen, schwatzhaft, empfindlich und individualistisch gewesen seien, hätten die ersteren eine »fortschrittliche« Auffassung, praktische Fähigkeiten, unkomplizierte Verhaltensweisen und »revolutionäre Konsequenz« unter Beweis gestellt.[56] Dieser Proletkult unterschlägt jedoch die Bedeutung der fachlichen Kompetenz, die Kleinbürger in die Commune einbrachten. Der Lehrer Jules Andrieu reorganisierte die Verwaltung der Stadt Paris, Protot machte seine juristische Ausbildung in der Organisation der Justiz ebenso wie Jourde seine Kenntnisse als Bankangestellter in der Finanzverwaltung nützlich. Die Reform des Volksbildungswesens, die Ausdehnung der Schulpflicht und die Durchsetzung der Laizität lagen in den Händen von Lehrern, die Öffnung der Museen für ein Publikum, das über das Bildungsbürgertum hinausreichte, betrieb eine Künstlerkommission, die Courbet wesentlich inspirierte.[57] Die Pariser Arbeiter bewiesen zwar Kreativität und Entschlossenheit, als sie das durch den Exodus regierungstreuer Beamten desorganisierte öffentliche Leben regelten, doch wäre ihnen diese Aktion wohl kaum möglich gewesen, hätten sie nicht in wichtigen Bereichen kompetente Fachleute an ihrer Seite gehabt. Das Problem aller Revolutionen, gesellschaftliche Strukturen umzustürzen, sich dabei aber die vorhandenen Qualifikationen zunutze zu machen, konnte die Commune für die kurze Zeit ihrer Existenz dadurch lösen, daß sie nicht durch materielle Zugeständnisse Fachleute gewinnen mußte, sondern diese durch ihre Opposition gegen das Empire und aus eigenem Interesse auf der Seite der Communarden standen.

Gewiß gibt es Beispiele für Kleinbürger, die im revolutionären Prozeß

retardierend wirkten. Der beste Vertreter dieser Gruppe war der Bankangestellte Jourde, der die Bank von Frankreich schonte und bürokratisch engstirnig handelte.[58] Möglicherweise drückt Vingtras träumerisch-idealistisches Vertrauen in die Spontaneität der Massen, das bisweilen abrupt von elitärem Bewußtsein abgelöst wurde, eine verbreitete Unsicherheit aus. Aber die Interventionen von Kleinbürgern im Communerat, in dem man sie am genauesten verfolgen kann, lassen sich nicht auf die Formel »retardierende Funktion« bringen. Die Trennungslinie lief bei politischen Kontroversen nicht zwischen Kleinbürgern und Arbeitern. Beide saßen sowohl in der Mehrheit des Rates, die für die Errichtung eines Wohlfahrtsausschusses optierte, als auch in der Minderheit, die sich dagegen aussprach.[59]

Die Basis aus kleinbürgerlichen Intellektuellen, Krämern, Handwerkern und Arbeitern, auf die die Commune sich stützen konnte, erlegte dem Rat der Commune die Verpflichtung auf, den unterschiedlichen Interessen an der Basis Rechnung zu tragen, wollte man in einer militärisch verzweifelten Situation sich nicht die Anhänger entfremden. In ihrem Gesetzgebungswerk versuchte der Rat sowohl den Interessen von Kleinbürgern als auch denen von Arbeitern zu genügen. Einerseits enteignete der Rat keinen Fabrik- oder Hausbesitzer, überließ andererseits aber verlassene Werkstätten und Wohnungen den Arbeitern. Besonders in der Konfrontation von kleinbürgerlichen und proletarischen Interessen tat sich der Rat schwer, einen Kompromiß zu finden. Im Unterschied zu den vorhergehenden Revolutionen entschieden sich die Parlamentarier zwar in dem Konflikt, in dem die Bäckermeister gegen, die Gesellen für das Nachtbackverbot kämpften, für die Arbeiter.[60] In anderen Fällen aber, in denen sie Privateigentum antasteten, versuchten die Communeratmitglieder in langen, mühsamen und technisch versierten Diskussionen einen Interessenausgleich zu finden. So bestimmten sie, daß die Pfänder mit weniger als 20 F Wert ihren Besitzern zurückzugeben seien, gleichzeitig jedoch die Kleinaktionäre des Pfandhauses entschädigt werden müßten.[61]

Da die Commune nicht repressiv gegen artikulierte Interessen von Kleinbürgern vorging, sondern diese anerkannte und respektierte, entfiel die Notwendigkeit, durch Terror den kleinbürgerlichen Klassenfeind niederzuhalten. Vielmehr bot sie in Clubs und zahllosen Zeitungen Foren, auf denen sich die verschiedenen Klassen artikulieren konnten. Infolge der Annahme, daß legitime Interessen nicht notwendig identisch sind mit Arbeiterinteressen, war der Terror kein notwendiges Herrschaftsinstrument. Diskussion über unterschiedliche Bedürfnisse und Überzeugungsarbeit trat an dessen Stelle. Gewalt setzte die Commune nur reaktiv und selektiv oder aber symbolisch ein. In der Zerstörung des Hauses von Thiers, dem Sturz der Vendôme-Säule und der Zerschlagung der Guillotine richtete sie sinnbildlich die Reaktion, den Bonapartismus und die Terreur und symbolisierte

Inhalte eines Kampfes, in denen sich Kleinbürger und Arbeiter wiederfinden konnten.[62]

Vorstellungen, als könnten sich im Kampf gegen einen übermächtigen Feind – die Monopole etwa – die unterschiedlichen Interessen von Kleinbürgern und Arbeitern einpendeln, sind Illusionen. Selbst in der Ausnahmesituation der Pariser Commune waren ihre Interessen nicht identisch, war ihr Nebeneinander nicht konfliktfrei. Obwohl Kleinbürger und Arbeiter im Kampf gegen das Empire, die bedrohte nationale Unabhängigkeit und die republikanische Ordnung sich einander genähert und intensiv miteinander kommuniziert hatten, harmonierten die Interessen von Handwerkern und Krämern nur partiell mit denen der Arbeiter. Der Privatbesitz an Produktionsmitteln oder der Anteil der shopkeepers am gesellschaftlichen Mehrprodukt schlug in gesellschaftlichen Konfliktsituationen durch. Die Konfrontation von Bäckermeistern und -gesellen bot einen ersten Vorgeschmack von Auseinandersetzungen, die aus der unterschiedlichen gesellschaftlichen Stellung resultierten und wohl kaum in den Produktionsgenossenschaften aufgefangen werden konnten. Die Differenzen zwischen Kleinbürgern und Arbeitern hätten sich möglicherweise noch verschärft, sobald die Konterrevolution mit demagogischen Parolen nach Bündnispartnern gesucht hätte. Der Commune blieb diese Bewährungsprobe erspart, da durch die Flucht von großen Teilen der Bourgeoisie aus Paris oder durch ihren Attentismus die Konterrevolution zwar militärisch, in offener Feldschlacht, nicht jedoch als »innerer Feind« bekämpft werden mußte.

Ist die Pariser Commune als Modell für ein Bündnis von Arbeiterklasse und Kleinbürgertum insgesamt auch untauglich, so erlaubt sie doch einige Rückschlüsse für eine Bündnispolitik insgesamt. Diese hat reale Erfolgsaussichten in historischen Situationen, in denen das Kleinbürgertum in seiner wirtschaftlichen Substanz nicht gefährdet ist und sich die patriotische Empörung über die bedrohte Nation mit der Verteidigung von Werten und Institutionen verbinden kann, die die Anmeldung von Interessen erlauben und gewährleisten. Die Chancen einer derartigen Politik werden schlechter in dem Maße, in dem breite Teile des Kleinbürgertums die Proletarisierung näherrücken sehen. Alle jene Fraktionen, denen die Entwicklung des Kapitalismus ihre Existenzbedingungen allmählich grundlegend verändert oder gar entzieht und die ihr Überleben oder ihr Monopol mit staatlicher Hilfe erhalten wollen, stehen heute mit ihren Interessen in diametralem Gegensatz zur Arbeiterbewegung. Sie erfahren diese als Feind ihres Unternehmerstatus, ihrer Reservate. Hingegen kann sich eine Politik, die Arbeiter und Kleinbürger zu vereinen sucht, auf jene Teile des Kleinbürgertums stützen, die in der Zukunft ihr gesellschaftliches Ideal verwirklichen wollen und in der Gegenwart gegen die restriktive Politik des bürgerlichen Staates ankämpfen. In der Commune widerspricht die Rolle, die Journalisten und

Lehrer bei der agitatorischen und theoretischen Vorbereitung des Aufstandes wie auch bei der fachlichen Unterstützung der Organisation der Commune spielten, jeder Beschimpfung der Intellektuellen. Können sie auch nicht isoliert von der Arbeiterbewegung wirken, so können die Arbeiter doch kaum auf ihre Kompetenz und kritische Funktion verzichten.
Schließlich zeigt die Commune, über die begrenzten Möglichkeiten einer Allianz von Arbeitern und Kleinbürgern hinaus, auch alternative Formen bei der Behandlung von gesellschaftlich minoritären Interessen auf: solche, die weder mit den Methoden jakobinischer Herrschaft noch mit dem bolschewistischen Modell übereinstimmen. Das Ausbalancieren verschiedener Interessen bei deutlicher Priorität der Arbeiterklasse, das Funktionieren einer breiten Öffentlichkeit, das Vertrauen in Lernprozesse, der Verzicht auf offene Gewalt bei der Lösung gesellschaftlicher Konflikte: dieses Vorgehen setzt voraus, daß vom Proletariat abweichende Interessen als solche erkannt und ernst genommen werden. Eine derartige Politik wird aber verstellt von einer Theorie, die das Kleinbürgertum als Übergangsklasse auffaßt, die entweder vom Kapitalismus vernichtet und ins Proletariat geschleudert oder ohne spezifische Interessen immer dem gesellschaftlich Stärkeren assimiliert wird.

Anmerkungen

1 Ödön von Horváth, *Von Spießern, Kleinbürgern und Angestellten,* Frankfurt 1971, S. 159.
2 S. dagegen Annette Leppert-Fögen, *Die deklassierte Klasse,* Frankfurt 1974, S. 28 ff.; Christian Baudelot/Roger Establet/Jacques Malemort, *La petite bourgeoisie en France,* Paris 1974.
3 Lenin, *Linksradikalismus . . .,* Berlin 1964, S. 32.
4 Prosper Lissagaray, *Geschichte der Kommune von 1871,* Berlin 1956, S. 5.
5 M. Winock/J. P. Azéma, *Les communards,* Paris 1964, S. 73 f.
6 J. Rougerie, *Le procès des communards,* Paris 1964, S. 127 f.
7 Rougerie, a.a.O., S. 129.
8 Baudelot et. al., a.a.O., S. 27 f.
9 S. A. Plessis, *De la fête impériale au mur des fédérés, 1852-1871,* Paris 1972, S. 128 ff.
10 Tihomir J. Markovitch, *Le revenu industriel et artisanal sous la Monarchie de Juillet et le Second Empire,* Cahiers de l'ISEA, April 1967.
11 H. G. Haupt, »Kleinbürgertum im Frankreich der Belle Epoque«, in: *Lendemains* 3, 1976, S. 69 ff.
12 J. Rougerie, *Paris libre 1871,* Paris 1971, S. 13 f.
13 S. die liberalen Prinzipienerklärungen von Tocqueville etwa in: A. Daumard, *La bourgeoisie parisienne, de 1815 à 1848,* Paris 1963, S. 246.
14 A. Daumard, »L'évolution des structures sociales en France à l'époque de l'industrialisation«, in: *L'industrialisation en Europe au XIXe siècle,* Paris 1972, S. 316 f.
15 G. Duveau, *La vie ouvrière sous le Second Empire,* Paris 1946, S. 415.
16 J. Gaillard, »Paris la ville, 1852-1870«, in: *Le mouvement social* 93, 1975, S. 10.
17 P. Sorlin, *La société française,* Bd. 1: 1840-1914, Paris 1969, S. 119 ff.

18 S. Beispiele in Haupt, a.a.O., S. 83.
19 S. ebd., S. 81 f.
20 F. Laudet, *La Samaritaine*, Paris 1933, S. 3.
21 S. Haupt, a.a.O., S. 70 f.
22 R. Bellet, *Presse et journalisme sous le Second Empire*, Paris 1967.
23 M. Cerf, *Edouard Moreau. L'âme du Comité central de la Commune*, Paris 1971, S. 42 ff.
24 S. generell H. Mitterand, »Les écrivains et la Commune«, in: *Le Centenaire de la Commune de Paris*, Warschau 1971, S. 222 ff.
25 S. Baudelot et. al., a.a.O., S. 33 f.; J. Léonard, »L'exemple d'une catégorie socio-professionnelle au XIXe siècle: les médecins français«, in: *Ordres et classes*, Paris-Den Haag 1973.
26 I. Collins, *The Government and the Newspaper Press in France*, 1814-1881, Oxford 1959.
27 L. Michel, *Mémoires*, Paris 1976, S. 50 ff.
28 T. Geiger, *Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft*, Stuttgart 1949.
29 Sorlin, a.a.O., S. 168 ff.
30 S. die Forderungen der Confédération générale des petites et moyennes entreprises, in: *Le Monde. Dossiers et documents* Nr. 30, April 1976.
31 H. M. Bock, »Neopoujadismus«, in: *Lendemains* 2, 1975, S. 54-75.
32 S. Baudelot et. al., a.a.O., S. 266 f.
33 Ebd., S. 273 ff.
35 S. Rougerie, *Paris libre*, a.a.O., S. 16 ff.
36 Ebd., S. 245.
37 Michelle Perrot, *Les ouvriers en grève. France*, Paris-Den Haag 1973, S. 281 f., 535 f.
38 Beispiele aus aktuellen Arbeitskämpfen – Nantes, St. Nazaire, Lip, Cérisay – zeigen dies.
39 S. dazu M. Agulhon, *1848 ou l'Apprentissage de la République*, Paris 1973.
40 S. Rougerie, *Procès*, a.a.O., S. 68, 102 ff.
41 P. Martine, *Souvenirs d'un insurgé*, Paris 1971, S. 16.
42 C. Sanders-Terhorst, »Die französische Bohème-Intelligenz und ihr Verhalten während der Pariser Commune am Beispiel Jules Vallès«, Mskr. Uni Bremen 1974.
43 Zur Funktion des Nationalismus vgl. H. G. Haupt, *Nationalismus und Demokratie*, Frankfurt 1974.
44 Rougerie, *Procès*, a.a.O., S. 68.
45 Ebd., S. 91 ff.
46 Martine, a.a.O., S. 19.
47 Moreau, a.a.O., S. 75, 95.
48 Rougerie, *Paris libre*, a.a.O., S. 81 ff.
49 S. Daumard, *Bourgeoisie parisienne*, a.a.O., S. 617 ff.
50 Die führenden Ökonomen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Say, Blanqui – verurteilten deshalb die Großbetriebe als wettbewerbsverfälschende Organisationsformen.
51 Baudelot, a.a.O., S. 36 ff.
52 Lissagaray, a.a.O., S. 60.
53 H. Lefèbvre, *La proclamation de la Commune, 26 mars 1871*, Paris 1965.
54 J. Bruhat, »Pouvoir, pouvoirs, état en 1871?«, in: *Le Mouvement social* 79, 1972, S. 157 ff.
55 J. Rougerie, »1871«, in: *Le Mouvement social* 79, 1972, S. 71 ff.
56 J. Bruhat et. al., *Die Pariser Kommune 1871*, Berlin 1971, S. 115, 118.
57 Ebd., S. 163 ff.
58 Ebd., S. 177 f.
59 Rougerie, *Paris libre*, a.a.O., S. 158 ff.
60 E. Labrousse, in: *Le Mouvement social* 79, 1972, S. 82.
61 A. Découflé, *La Commune de Paris, 1871*, Paris 1969, S. 248 ff.
62 Ebd., S. 57 ff.

Alfred Krovoza, geboren 1940, ist Akademischer Rat in Hannover. Gemeinsame Veröffentlichungen mit Peter Brückner: *Was heißt Politisierung der Wissenschaft* (1972) und *Staatsfeinde* (1972). Seine 1976 abgeschlossene Dissertation ist unter dem Titel *Sozialisation und Produktion* erschienen.

Axel R. Oestmann, geboren 1947. Berufsausbildung als Redakteur. Studiert zur Zeit Soziologie und Psychologie bei Oskar Negt und Peter Brückner.

Karin Reschke, geboren 1940, schreibt Reportagen und arbeitet z. Z. an einer größeren Erzählung. In *Kursbuch* 41 erschien von ihr »Anschaffen und Aufräumen«.

Oskar Sahlberg, geboren 1932, lebt in Berlin. Studienrat, Lehrbeauftragter für Literaturpsychologie. Untersuchungen zu Baudelaire und Benn.

Paul Parin arbeitet als Psychotherapeut in Zürich. Zusammen mit Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthey hat er in den letzten zehn Jahren ausgedehnte Forschungsreisen nach Afrika gemacht und dabei vor allem die Dogon und die Agni studiert. In *Kursbuch* 29 erschien von ihm »Der Ausgang des ödipalen Konflikts in drei verschiedenen Kulturen. Eine Anwendung der Psychoanalyse als Sozialwissenschaft« und in *Kursbuch* 43 »Zuschauen bei der Arbeit in der Volksrepublik China«.

Brigitte Wormbs, geboren 1937, studierte Landschaftsplanung, Landschaftsökologie, Kunstgeschichte und Städtebau. Lebt in Ulm als freie Mitarbeiterin von Funk und Zeitungen. 1976 erschien von ihr *Über den Umgang mit Natur. Landschaft zwischen Illusion und Ideal.*

Urs Jaeggi, geboren 1931 in Solothurn/Schweiz, Professor für Soziologie an der FU Berlin.

Heinz-Gerhard Haupt, geboren 1943, lehrt an der Universität Bremen. Arbeitsfelder: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Frankreichs im 19. und 20. Jahrhunderts.

Kursbuch 46 *Volksfront in Europa?* Dezember 1976

Aus dem Inhalt: Peter Brandt, Die ›verhinderte‹ Volksfront. Zu drei Stationen der deutschen Arbeiterbewegung: Weimar – Emigration – nach dem 2. Weltkrieg / *Rainer Traub / Harald Wieser*, Die Volksfront. Zur Entstehung, Geschichte und Theorie / *Régis Débray*, Von der prinzipiellen linken Kritik zur engagierten Unterstützung der Volksfront. Ein Gespräch mit Arno Münster / *Edmond Maire*, Frankreich. Die Union Populaire / *Ekkehart Krippendorff*, Italien. Der historische Kompromiß / *Horst Hano*, Spanien. Die Demokratische Koordination / *Christiane Gerhards / Malte Rauch / Samuel Schirmbeck*, Portugal. Sozialistische Verfassung und politisch-soziale Realität / *Ursula Schmiederer*, Skandinavien. Die regierenden Sozialdemokratien und die Volksfront / *Ulrich Albrecht*, Die NATO: wie verhält sich das atlantische Bündnis im Falle kommunistischer Beteiligungen an bürgerlichen Regierungen? / *Joachim Schickel*, Der Faktor China. Das Verhältnis der Mao-Diplomatie gegenüber der Volksfront in Europa / *Robert Havemann*, Die Volksfront im Westen aus offiziell östlicher und kritisch-östlicher Sicht / Gespräch mit Fiat-Chef *Agnelli* über die Vollsfront / *Otto Kallscheurer*, Was passiert wenn? Ein materialistisch-phantastisches Planspiel über die bürgerlich-kommunistische Zukunft Europas

Quarthefte

Neue Ausstattung - neues Format - neue Inhalte

Heinar Kipphardt
Leben des schizophrenen Dichters Alexander M.

Ein Film. Mit Bildern. *Quartheft 78. 96 Seiten. DM 9,80*

Jemand hängt als Christus in einem Apfelbaum: Alexander März, einer der ‚aufgegebenen Fälle' der Anstalt Lohberg, produziert sich - „Ich bin eine Wunschmaschine".
In 82 Stationen erzählt Kipphardt die Geschichte Alexanders. Es ist eine Geschichte des ICH. Wie es stumm gemacht wird, bekloppt, besessen, plemplem, irr. Und wie es zu reden versucht.

Tintenfisch 9

Jahrbuch: Deutsche Literatur 1976

Herausgegeben von Michael Krüger. *Quartheft 79. 128 Seiten. DM 7,80*
Mit einem Text von Heinrich Böll (‚Die Angst vor den Deutschen'), Alfred Anderschs Gedicht GG 3/3, Prosa und Gedichte von Zwerenz, Fried, Weiß, Harig, Kunert, Endler, Rühmkorf u.a. - und einem großen Dossier „30 Jahre danach" - und einer vollständigen Bibliographie.

Elke Erb
Einer schreit: Nicht!

Geschichten und Gedichte. *Quartheft 81. 80 Seiten. DM 7,80*

Gedankengedichte, Traumprosa, Kopflangereien aus der DDR. Die Texte handeln zögernd von den Gleichgewichtsstörungen in der Welt, legen in den kleineren Sachen die größeren Absichten frei.

Erich Fried
Die Beine der größeren Lügen / Unter Nebenfeinden / Gegengift

Drei Gedichtsammlungen. *Quartheft 83. 160 Seiten. DM 14,80*

Diese Ausgabe macht drei der bekanntesten, seit einiger Zeit vergriffenen Gedichtbände Erich Frieds wieder zugänglich. Der Sammelband läßt die ursprüngliche Abfolge der Gedichte unangetastet; ergänzend folgt eine Kurzbiografie und eine vollständige Bibliografie.

Verlag Klaus Wagenbach

Eberhard Schmitt: Einführung in die Geschichte der Französischen Revolution

140 Seiten. Paperback DM 16.80
(Beck'sche Elementarbücher)

Eine Einführung in die Grundinterpretationen der Ereignisse zwischen 1789 und 1799 und zugleich ein Überblick über die neuere Forschung und ihre Ergebnisse.

Georg Lehmann In Acht und Bann

Politische Emigration, NS-Ausbürgerung und Wiedergutmachung am Beispiel Willy Brandts. 387 Seiten mit 20 Abbildungen im Text. Paperback DM 29.80

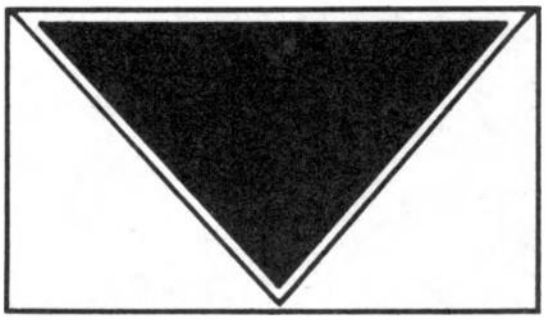
Eine brillant geschriebene, wissenschaftlich fundierte Monographie über die NS-Ausbürgerungen und ihre Hintergründe, sowie ihre Konsequenzen bis in die Gegenwart. Kombiniert mit einer Studie über den „Fall Willy Brandt".

Oswald Schwemmer Theorie der rationalen Erklärung

Zu den methodischen Grundlagen der Kulturwissenschaften. 270 Seiten. Paperback etwa DM 29.80 (Edition Beck)

In den Kulturwissenschaften spielt – anders als in den Naturwissenschaften – die Erklärung menschlicher Handlungen eine zentrale Rolle. Welche Voraussetzungen muß eine strengen wissenschaftlichen Kriterien genügende Erklärung menschlicher Handlungen erfüllen? Schwemmers Buch expliziert und löst wesentliche Probleme einer Wissenschaftstheorie der Kulturwissenschaften.

Verlag C. H. Beck München



Wilhelm Schapp

In Geschichten verstrickt
Zum Sein von Mensch und Ding

1976. Br., XI, 210 S. DM 24,–
2., verb. Auflage

Philosophie der Geschichten
1975 (1959). Ln., XVI, 334 S., DM 24,–

Wissen in Geschichten
Zur Metaphysik
der Naturwissenschaften

1976. Br., X, 141 S., DM 24,–
2. Auflage

Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung

1976., Ln., X, 157., DM 35,–
Nachdr. d. Ausgabe Halle/S. 1910

Erinnerungen an Edmund Husserl
Ein Beitrag zur Geschichte der Phänomenologie

1976., Ln., 32 S. DM 12,–

B. Heymann Verlag Wiesbaden

das Buch über die Geschichte der Studentenbewegung

Supskriptions-angebot bis 31.12.76

Jürgen Briem
im Raith-Verlag

Der SDS

Die Geschichte des bedeutendsten Studentenverbandes der BRD seit 1945 ca. 750 Seiten, erscheint im September
Subskriptionspreis DM 49,–, später DM 72,–

Plus → Verlagsneue reduzierte Titel, solange der Vorrat reicht

Kelber/Schreiber
Wie verhindert man Schulreform?
192 S., bish. 11,80
jetzt nur 8,80

v. Bredow u. a.
Militärpolitik
Mat. zu einer Wehrkunde
bisher 14,80
jetzt nur 9,90

Josef Dehler
Politisch werden
bisher 10,80
jetzt nur 7,80

Jochen Link
Theorie der Gesellschaft
krit. und hist. Einführung (14,80)
jetzt nur 9,80

Lewandoswki/Lohr
Bürgerliche Presse: Gewalt gegen links
197 S., bish. 12,80
jetzt nur 8,80

Einsenden an F. E. Versand, Postf. 119 086, 6 Frankfurt/M

Bestellschein

Hiermit bestelle ich porto- und verpackungsfrei p. Post
○ gegen Rechnung (3,– DM Rechnungsgebühr)
○ Ich zahle mit Verrechnungsscheck anbei*
(Keine Rechnungsgebühr)

Anz.	Kurztitel	Einz.-Preis	
		Summe	

Name Vorname

PLZ Ort

Straße Nr.

* Schecks werden erst bei Auslieferung abgebucht

Lieferbare Kursbücher:

Kursbuch 44:
Unsere Unterwelt

Kursbuch 43:
Arbeitsorganisation – Ende des Taylorismus?

Kursbuch 42:
Unsere Bourgeoisie

Kursbuch 41:
Alltag

Kursbuch 40:
Beruf:
Langer oder kurzer Marsch?

Kursbuch 39:
Provinz

Kursbuch 38:
Lohnarbeit

Kursbuch 37:
Verkehrsformen II Emanzipation in der Gruppe

Kursbuch 36:
Geld

Kursbuch 35:
Verkehrsformen I Frauen Männer Linke

Kursbuch 34:
Kinder

Kursbuch 33:
Ökologie und Politik oder Die Zukunft der Industrialisierung

Kursbuch 32:
Folter in der BRD

Kursbuch 31:
Staatsgewalt und Reformismus

Kursbuch 30:
Der Sozialismus als Staatsmacht

Kursbuch 29:
Das Elend mit der Psyche II Psychoanalyse

Kursbuch 28:
Das Elend mit der Psyche I Psychiatrie

Kursbuch 27:
Planen Bauen Wohnen

Kursbuch 26:
Klassenkämpfe in Italien

Kursbuch 24:
Schule Schulung Unterricht

Kursbuch 23:
Übergänge zum Sozialismus

Kursbuch 21:
Kapitalismus in der BRD

Jährlich erscheinen vier Kursbücher.
Mit einem Umfang von jeweils 192 Seiten.
Fast alle Kursbücher enthalten eine Plakatbeilage – den Kursbogen.
Einzeln kostet das Kursbuch 8 Mark (21–38 nur 7 Mark).
Im Jahresabonnement kostet das Kursbuch 6 Mark (21–38 für Neu-Abonnenten im Nachbezug nur 5 Mark)
Vergriffen sind die Kursbücher 1–20, 22 und 25.
Ausführliche Informationen über neue und alte Kursbücher enthält »Das kleine Rotbuch«. Schreiben Sie uns eine Karte – Sie erhalten es kostenlos!

Rotbuch Verlag
Potsdamer Straße 98
1 Berlin 30

Ein Weg zu sich selbst:

DM 16,80

Jeder Mensch besitzt die Möglichkeit, seine innere Zerrissenheit zu überwinden, verborgene Fähigkeiten weiterzuentwickeln und sein Leben reicher und intensiver zu gestalten. Eine wirksame Methode zur Selbstentfaltung ist die Meditation: die Autoren ermöglichen durch ihre leicht durchführbaren Anleitungen die Aktivierung unserer verborgenen Kräfte und die Beseitigung vieler psychischer Blockaden.

- **Angstabbau und Lösung von seelischen und körperlichen Spannungen**
- **Abbau von Alkohol-, Tabak- und Rauschgiftkonsum**
- **größere Bewußtheit und Intensität im Erleben der eigenen Persönlichkeit und der anderer Menschen**
- **Verbesserung der Kommunikation mit sich selbst und mit anderen.**

Rowohlt